

Angela Treiber
Kerstin Kazzazi
Marina Jaciuk *Hrsg.*

Migration Übersetzen

Alltags- und Forschungspraktiken
des Dolmetschens im Rahmen
von Flucht und Migration



Springer VS

Migration Übersetzen

Angela Treiber · Kerstin Kazzazi ·
Marina Jaciuk
(Hrsg.)

Migration Übersetzen

Alltags- und Forschungspraktiken
des Dolmetschens im Rahmen von
Flucht und Migration

 Springer VS

Hrsg.

Angela Treiber
Katholische Universität
Eichstätt-Ingolstadt
Eichstätt, Deutschland

Kerstin Kazzazi
Katholische Universität
Eichstätt-Ingolstadt
Eichstätt, Deutschland

Marina Jaciuk
Katholische Universität
Eichstätt-Ingolstadt
Eichstätt, Deutschland

ISBN 978-3-658-31463-7 ISBN 978-3-658-31464-4 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-31464-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori Antonia Mackrodt

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

Migration Übersetzen. Methodische Zugänge, epistemologische Fragen, theoretische Ansätze	1
Angela Treiber und Kerstin Kazzazi	
Die sprachlichen Spuren der Migration. Zum Umgang mit Multi- und Translingualität in der ethnografischen Forschung mit Geflüchteten	13
Gilles Reckinger	
Multilinguale Multi-Sited Ethnography	23
Halil Can	
Die dreifache Subjektivität	45
Anna Christina Nowak und Claudia Hornberg	
Potenziale einer translingualen Interviewführung am Beispiel erziehungswissenschaftlicher Migrationsforschung	71
Yasemin Uçan	
Migration Übersetzen. Erwartungen – Konzeptionen – Strategien	89
Angela Treiber und Kerstin Kazzazi	
Rollenbeziehungen in der dolmetschergestützten Psychotherapie zu dritt	121
Frauke Baller und Brankica Ott	
Dolmetschen in der Asylanhörung. Erkenntnisse der „Berliner Initiative“ und ihr Transfer auf andere Settings	139
Henrieke Markert	

Translationsprozesse als Forschungsgegenstand und -prämisse. Ein forschungspraktischer Zugang zu gedolmetschten Hilfeplangesprächen	155
Carolyn Hollweg	
Das Politische in Stimme und Blick der Feldforscher_in/Dolmetscher_in	183
Şebnem Bahadır	



Migration Übersetzen. Methodische Zugänge, epistemologische Fragen, theoretische Ansätze

Angela Treiber und Kerstin Kazzazi

1 Übersetzen als Über-Setzen. Neuere Translationskonzepte

Im Zuge von Globalisierungs- und Transnationalisierungsprozessen gilt für zahlreiche berufliche Praxis- und Forschungsfelder, dass Gespräche nicht mehr in der Erstsprache der jeweiligen Beteiligten geführt werden können. Nicht selten müssen sich die Gesprächspartner_innen sogar in einer Drittsprache, d. h. einer Sprache, die für beide Seiten eine Fremdsprache ist, verständigen.

Besonders in Zusammenhängen von Flucht-, Asyl- und Migrations-Regimen und -Politiken zeigt sich die Komplexität von Übersetzungs- und Verständigungsprozessen mit ihren machtdurchwirkten Praxen und Formen des Umgangs mit sozialer und kultureller Differenz (vgl. Bachmann-Medick 2015; Wintroub 2015). Migrant_innen bzw. Geflüchtete unterschiedlichster Herkunftsstaaten können sich in den meisten Fällen nicht in den folgenreichen, meist lebenswichtigen Entscheidungen nach sich ziehenden Gesprächen in der oder einer der jeweiligen Herkunftssprachen verständigen, seien es Befragungen (Scheffer 2016; Thielen 2009), Anhörungen mit Behörden- und Gerichtsmitarbeiter_innen, beratende und

A. Treiber (✉)

Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät, Katholische Universität
Eichstätt-Ingolstadt, Eichstätt, Deutschland
E-Mail: angela.treiber@ku.de

K. Kazzazi

Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät, Katholische Universität
Eichstätt-Ingolstadt, Eichstätt, Deutschland
E-Mail: kerstin.kazzazi@ku.de

therapeutische Gespräche mit Sozialarbeiter_innen, behandelnden Ärzt_innen, Therapeut_innen oder auch betreuenden bzw. begleitenden Personen.

Behördliche und justizielle Verfahren, wie sie z. B. Asyl- und Ausländerrecht regeln, erfordern daher zwingend die Hinzuziehung von Dolmetscher_innen.¹ Dies ist auch im therapeutischen Bereich dringend erforderlich, um zu gewährleisten, dass die migrantischen Gesprächspartner_innen, die oft höchst prekäre Lebensphasen und Situationen erleben, sich in einer ihnen vertrauten Sprache ausdrücken können. Denn das Erzählen in der vertrauten Sprache erleichtert es, (dramatische und traumatische) Erfahrungen affektiv zu erinnern und auszudrücken (Hillebrecht et al. 2019; Kläui und Stuker 2010; Morina 2007; Morina et al. 2010).

Auch in der qualitativen Sozialforschung, wie etwa in der ethnografischen oder der soziolinguistischen Feldforschung zu Flucht und Migration, verlangt die zunehmende Vielfalt von Sprachen in Forschungsfeldern die Einbindung von Sprachmittler_innen/Dolmetscher_innen in den Forschungsprozess, oft mit der Aufgabe des Nach-Übersetzers und mit der Rolle des Gatekeepers (Rickmeyer 2009, S. 46 ff.). Auch hier entstehen vielschichtige mehrsprachige situative Kommunikationskonstellationen der ohnehin durch hierarchische Ungleichheitsbeziehungen und Emotionalität gekennzeichneten Gesprächskonstellationen.

Das Dolmetschen in migrationsbedingt vielsprachigen, oft angespannten Situationen hat das Forschungsinteresse vor allem auf kontextuell zu entwickelnde Verfahrensstrategien gelenkt, um sprachliche wie auch kulturell bedingte Kommunikationsbarrieren zu überwinden. Erste Anstöße kamen aus dem englischsprachigen Raum in der Form von Fachliteratur für die Übersetzung im sozialen, rechtlichen und medizinischen Bereich unter der Bezeichnung *Community Interpreting*². Sie verfolgen unterschiedliche übersetzungstheoretische Modelle mit unterschiedlichen normativen Ansprüchen, wie Neutralität und Objektivität oder Adäquatheit, und diskutieren Rollengewichtungen der beteiligten Akteur/e_innen (vgl. Larkin et al. 2007; Squires 2009; Edwards 1998; Temple und Edwards 2006; Temple und Young 2004).

Für die Praxisbereiche des sog. Community Interpretings und für eine qualitative Gesprächs- und Interviewforschung im Kontext fremder Sprachen existieren auch bisher nur wenige empirische Untersuchungen (Kruse et al. 2012; Pöllabauer 2005; Bergunde und Pöllabauer 2015). Die Kontexte der an der Interview-

¹Dolmetschen (für Gesprochenes) und Übersetzen (für Geschriebenes sowie als Oberbegriff für Übertragungs- und Transformationsprozesse).

²Der Terminus wurde in Anlehnung an *community work* gebildet, der in den USA für diverse unbezahlte Dienstleistungen durch Laien gebraucht wird (vgl. Petrova 2015).

bzw. Gesprächssituation Beteiligten, ihre unterschiedlichen Ausdrucksfähigkeiten, subjektive sowie kulturell geprägte Einstellungen und insbesondere Rollenbilder- und Rollenzuweisungen des/der Übersetzenden werden hier als Faktoren des Übersetzungsprozesses fokussiert (vgl. Kruse et al. 2012). Sie zeigen, dass die Erwartungen an die Dolmetschenden unterschiedlich motiviert sind, z. B. über Gruppenzuweisungen und -identifikationen (Kolb und Pöchacker 2008; Pöllabauer 2005) und von Ablehnung, Misstrauen und Skepsis über Erwartungen von Solidarität und Fürsprache bis hin zu Neutralität reichen (Pöllabauer 2005; Bergunde und Pöllabauer 2015; vgl. a. Scheffer 2016, S. 33 f.). Die Positionierungen von Dolmetscher_innen und die Erwartungen an sie zeigen sich ambig und konträr. Sie sind Fragende und Antwortende zugleich, als Dolmetscher_in und Mittler_in/Mediator_in neutrale/r Vermittler_in und aktiv involvierte Gesprächspartner_in mit unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten je nach Verfahren (Dahlvik 2010).

2 Dolmetschen als Forschungsgegenstand

Dolmetscher_innen als Über-Setzer_innen gestalten entscheidend Prozesse des Verstehens und der Verständigung mit. Sie können aber auch Nicht- und Missverstehen erzeugen oder auslösen, Verstandenwerden verhindern oder ermöglichen und im Rahmen bestimmter Verfahren sogar ein Verweigern der Befragten von Verstehen- und Verstanden-werden-wollen unmöglich machen (Bahadir 2010, S. 126).

(Fremd)Sprache übersetzen ist kein sprachmechanistischer Prozess. Eingebunden in migrationspolitische Dispositive (Ausländer, Integration, Kontrolle, Sicherheit etc.) und Teil der Interaktion zwischen den Gesprächsteilnehmer_innen mit unterschiedlichen Lebenshintergründen ist es ein komplizierter Verstehensprozess. Das Gesprochene, das Erzählte, sind durch den sozioökonomischen Status, den Bildungsstand, die Erfahrungen geprägt. Die Gesprächsteilnehmer_innen verfügen nicht gleich über geteiltes Wissen, d. h. das Gesprochene ist nicht für jede_n verständlich (Scheffer 2016, S. 40, Rienzner 2010, 2011). Insbesondere der Gebrauch von institutionalisierten und kodifizierten Begriffen in der Verfahrenssprache (z. B. *Ausländer*, *Einwanderer*, *Flüchtling*) der Migrationspolitik macht Sprechen zum performativen Akt sozialer Ungleichheit. Gleiches gilt für den Rückgriff auf idealisierte und generalisierte Bedeutungsfestlegungen, wie sie z. B. in lexikalischen Definitionen (z. B. *Familie*, *Integration*, *Gewalt*) zugrunde gelegt werden. Die jeweilige Gesprächssituation findet dann zu wenig Beachtung und sogenannte Unterstellungspraktiken werden eher gefördert (Kruse und

Schmieder 2012). Diese stehen im engen Zusammenhang mit Machtpositionen sozialer Ungleichheit und Deutungshoheit (Bourdieu 1990). Man meint, ist überzeugt zu verstehen, was der/die andere mitteilt, und hört doch nur die bereits zurechtgelegte Auslegung. Mikroanalytische Zugänge machen die Ungleichheit in den Begegnungen und ihre Folgen für den Verständigungsprozess transparent (TREIBER/KAZZAZI; HOLLWEG).

Nicht nur im Bereich administrativer Verfahren galt gemeinhin korrektes Übersetzen lange Zeit als „unproblematische Leistung, die als selbstverständlich erwartet werden darf“ (Scheffer 2016, S. 34). Selbst in der qualitativen Forschung wurde der Einbezug von Dolmetscher_innen und Übersetzer_innen (muttersprachlichen wie fremdsprachlichen) insbesondere im Rahmen der Feldforschung zumindest in der wissenschaftlichen Darstellung erstaunlich wenig problematisiert (vgl. Berman und Tyyska 2011; Enzenhofer und Resch 2011, 2013; Fröhlich 2012; Lauterbach 2014; Kruse et al. 2012; Stegmaier 2013; Hillebrecht et al. 2019, Uçan 2019). Zunehmend erhalten Dolmetscher_innen, Übersetzungs- und Transkriptionsprozesse unter der Berücksichtigung von Phänomenen des Feldes sowie Verständigung zwischen Forschenden und Studienteilnehmer_innen und Gesprächspartner_innen Aufmerksamkeit, und erkenntnistheoretische Fragen gewinnen hier an Interesse. Denn diese mehrsprachigen Situationen sind insgesamt heuristisch von besonderer Bedeutung. Sprachliche Unsicherheiten können auch Nähe fördern, führen vermehrt zur Aufforderung, das Gemeinte zu erklären und zu erläutern. Missverständnisse können zu inhaltlichem Austausch führen und so neue Aspekte ins Spiel bringen, um andere Themenfelder zu eröffnen und neue Fragestellungen zu entwickeln. Nicht zuletzt lassen sie methodische und inhaltlich problematische Aspekte auch monolingualer Forschung erkennen (Inhetveen 2012, S. 30 ff.).

Das Dolmetschen und die Übersetzung geraten als Forschungsgegenstand in den Blick in der qualitativen Sozialforschung (Schittenhelm 2017) wie auch in den Translationswissenschaften und dem Praxisalltag von Dolmetscher_innen. Diskutiert werden vornehmlich Bedeutung und Reichweite von kooperativen Arbeitspraktiken mit lokalen Sprachmittler_innen und methodische Verfahren, die enge Mitarbeit und Vertrautheit mit den Forschungsfragen voraussetzen. Die Dolmetscher_innen werden als Akteur/e_innen des Forschungsfeldes sichtbar (NOWAK/HORNBERG; HOLLWEG). Die (post-)migrantischen Räume von Multi- und Translingualität (vgl. Dirim und Mecheril 2010) befördern Reflexionen über die Positionierung der Ethnograf_innen im Forschungsfeld; sie lassen die eigenen Sprachkompetenzen infrage stellen und den Einsatz von Sprache als symbolische Macht kolonialen Erbes aufdecken (RECKINGER; CAN).

3 Übersetzung als transkultureller Raum

Die Heterogenität sprachlicher Ausdrucksweisen, die Varietäten und Variationen von Sprachen in ihren sozio-kulturellen, räumlichen Prägungen verweisen auf die Dimension der Übersetzung für Kulturverstehen (Geertz 1987; Hangartner 2012). Dieser erweiterte Sinn des Begriffs als „kulturelle Übersetzung“ (Kruse 2009; Renn 2002) basiert auf der metaphorischen Übertragung von Übersetzungs-Handeln auf den Umgang mit Differenz und hat in den Sozial- und Kulturwissenschaften und auch den Translationswissenschaften paradigmatische Qualität im Hinblick auf wissenschaftstheoretisch relevante Fragen gewonnen (Asad 1986; Hanks 2014; Leavitt 2014).

Kultur wird dabei als Bezugsrahmen für spezifische Sinnggebung verstanden, der Sprache formt und gleichzeitig durch Sprache geformt wird, der Wahrnehmung, Erfahrung und Körperpraxis strukturiert. Wörter erhalten ihre Bedeutung in Lebens- und Sinnzusammenhängen (s. Beispiele im Beitrag TREIBER/KAZAZI) und sind wiederum auch selbst wirklichkeitskonstituierend durch den Akt der sprachlichen Kategorisierung³. Selbst wenn die gleiche Sprache gesprochen wird, ist es notwendig, die unterschiedlichen soziokulturellen Standorte des Sprechens der Gesprächsteilnehmer_innen wahrzunehmen und übersetzend, vermittelnd zu berücksichtigen. Auf diese Weise wird Verstehen ermöglicht. Die Redensart „eine andere Sprache sprechen...“ für nicht oder wenig geglückte Verständigung verweist auf diesen Zusammenhang. Die Soziologin Encarnación Gutiérrez Rodríguez formuliert zum Über-Setzen von einem sprachlich-kulturellen Bezugsfeld in ein anderes in diesem weiteren kulturtheoretischen Zusammenhang: „*Das Übersetzungsprojekt, das in der Begegnung entsteht, folgt nicht dem Ziel, eine universale Gemeinsamkeit zu artikulieren, sondern stellt den Versuch dar, in der Differenz eine Sprache zu finden.*“ (Gutiérrez Rodríguez 2008).

Sie beschreibt damit die verständigende Transformation des Gesprochenen im Gespräch als einen transkulturellen Raum, als einen *Zwischenraum* unterschiedlicher gesellschaftlicher Prägungen, die Sprache formen und von Sprache geformt werden. Sprache ist also nicht statisch, sondern in ihrer Bedeutung jeweils kontextbezogen. Durch kultur-/milieuspezifische, situationsbedingte oder individuelle Konnotationen von Ausdrücken entstehen semantische Lücken, quasi Fehlstellen für die Entschlüsselung des Gemeinten (Resch und Enzenhofer 2012). Das

³So die Grundannahme der sog. *Sprachlichen Relativitätshypothese* (auch: *Sapir-Whorf-Hypothese*), die z. B. in der modifizierten Version „Thinking for Speaking“ von Dan I. Slobin seit den 1990er Jahren wieder stärker ins linguistische Forschungsinteresse gerückt ist (vgl. Slobin 2014).

gilt für Begegnungen innerhalb „derselben“ Sprache, aber ganz besonders für Begegnungen im mehrsprachigen Raum.

Gutiérrez Rodríguez recurriert auf das postkoloniale Konzept der „kulturellen Übersetzung“ Homi K. Bhabhas. Er versteht dieses als einen Weg, den etablierten westlichen kulturellen Universalismus als Vorstellung von zeitlosen, normativen Regeln und Ordnungen zu überwinden, indem er auf das Transformatorische, die Bedeutungsverschiebungen, Sprachmischungen, die „Neuartikulierung“ hinweist und Übersetzung als Strategie von Hybridität, einen durch Selbstentfremdung entstehenden Raum dazwischen beschreibt.

Die Unvollkommenheit von Übersetzungsprozessen zeige sich in den unübersetzbaren Resten als kulturelle Differenz (Bhabha 2000, S. 42, 58). Die Übersetzung wird damit zum Weg die Welt zu verstehen, *“to understand the world by understanding translation, giving any particular cultural tradition or cultural text its own space”* (Anfeng und Bhabha 2009).

Der Begriff der Übersetzung bzw. des Dolmetschens kann erkenntnisgewinnend auf spezifische Methoden der Sozial- und Kulturwissenschaften bezogen werden, insbesondere auf Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. Die besonderen Kontaktsituationen und kulturellen Übersetzungskonstellationen in Forschungen zu Flucht und Migration erfordern nicht nur die Rolle des/der Dolmetscher/s_in in den Blick zu nehmen (Clifford 1997), sondern auch die Rolle des/r Forscher/s_in als „Dolmetsch“ (Girtler 2009), seine/ihre Verstehensarbeit und wissenschaftliche Übersetzungsarbeit zu reflektieren. Auch hier prägen Rollenerwartungen und Rollenanforderungen, Normen und Wertvorstellungen sowie Wahrnehmungsweisen und Erwartungshaltungen in der interkulturellen Begegnung den Forschungsprozess. Dies gilt es umso mehr in dem sensiblen Feld zu berücksichtigen, in dem Gewalt- und Fluchterfahrungen der Immigrant_innen und die Konfrontation von Einheimischen damit zu angespannten Situationen führen können.

Das Hören und Erkennen von Mehr- und Vielstimmigkeiten des Gesagten der beteiligten Gesprächspartner_innen verlangt eine „Ent-Selbstverständlichung“ (Breuer 2009), d.m. den eigenen Wirklichkeitshorizont zu überdenken (Kruse und Schmieder 2012) und den fremden des Gegenübers als einen alternativen Deutungshorizont zu erfassen. Hierbei gilt es, eine Position zwischen empathischer Teilhabe und distanzierter Beobachtungsperspektive immer wieder einzuüben, um als Dolmetscher_in bzw. teilnehmende/r Beobachter_in (vgl. Bahadir 2010; BAHADIR) die sinnhafte Logik des menschlichen (Sprach- und Sprech-)Verhaltens im Lebens- und Situationszusammenhang zu erschließen.

4 Migration übersetzen: Praktische Zugänge und theoretische Ansätze

Aus den skizzierten Zusammenhängen ergibt sich, dass das Themenfeld „Migration Übersetzen“ in doppelter Hinsicht und aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden kann: zum einen *Dolmetschen/Übersetzen als alltägliche Praxis* von sozialer Dienstleistung, bei der klare Rollenverteilungen erwartet und je spezifische *Verfahren des Dolmetschens und Übersetzens* verlangt werden, z. B. in der Psychotherapie (Kluge und Kassim 2006; Kluge 2017) (nachdrücklich eingefordert z. B. aus der Sicht der Psychotherapie bei BALLER/OTT; in Form einer professionellen Eigenerwartung formuliert von MARKERT); zum anderen als *Bestandteil des Forschungsprozesses* in der qualitativen Sozialforschung, in der es je nach Forschungsgegenstand und -design unterschiedliche Erwartungshaltungen und Rollenübernahmen gibt – von der Anschauung der bloßen Notwendigkeit, die sich aus dem mehrsprachigen Forschungsfeld ergibt, bis zur Reflexion der Relevanz von Beziehungen und Rollen der am Gespräch Beteiligten im Hinblick auf die Datengenerierung, -aufbereitung und -deutung (anhand von sprachlich komplexem Datenmaterial illustriert z. B. im Beitrag von HOLLWEG). Schließlich kann auch der Übersetzungsprozess bzw. dessen Transparentmachen selbst im Fokus der Erforschung stehen, *Dolmetschen und Übersetzen zum Forschungsgegenstand* werden (am Beispiel der mehrsprachigen Forscherin aufgezeigt im Beitrag von UCAN). Aus diesem perspektivisch unterschiedlichen Stellenwert von Übersetzung ergeben sich verschiedene Fragen in Bezug auf die beteiligten Akteur/e_innen, die Sprachen und das Gesprochene sowie das Transkribierte.

Welche Konzepte, welche Strategien des Übersetzens werden in der Praxis wie legitimiert? Welche Konsequenzen hat die Übertragung bestimmter Vorstellungen und sozialer Praktiken aus einem bestimmten Kontext in einen anderen Kontext für die Übersetzung? Was muss „übersetzt“ werden, d. h. was ist „verschieden“? Wer entscheidet über die „Korrektheit“ der jedem Translationsprozess inhärenten Interpretation, d. h. wer hat die Deutungshoheit über die Äquivalenz von Wörtern, Konzepten, Praxen und Zeichen? Inwieweit trägt die ausgemachte und festgestellte Differenz zwischen dem ausdrücklich Gesagten und den Übersetzungen in den Gesprächssituationen ein erkenntnisgewinnendes Potenzial? (Zu unterschiedlichen Strategien für nicht professionelle Dolmetscher_innen im Kontext von Flucht- und Asylberatung s. TREIBER/KAZAZI).

Macht es einen Unterschied, welche Akteur/e_innen für die Geflüchteten übersetzen und vermitteln? Welche Kenntnisse und Sprach- und Erfahrungskapital muss eine Person mitbringen, um bei einer Beratung oder in einer wissenschaftlichen Studie sinnvoll mitwirken zu können? Und was müssen Forschende

beachten, welche eigenen Kompetenzen müssen sie besitzen oder entwickeln, um dem Forschungsfeld gerecht werden zu können? (NOWAK/HORNBERG).

Nicht zuletzt stellen sich die Fragen, inwieweit theoretische Konzepte (Kultur, dritter Raum, soziales Drama, Interaktionismus, soziale Praxis) forschungsleitend oder -sensibilisierend erkenntnistheoretisch gewinnbringend für die Analyse und Deutung von Übersetzung und damit von Repräsentationsprozessen aufgegriffen werden und auf welche Weise sie dazu beitragen können, diese offen zu legen. (BAHADIR).

Die erfahrungsgesättigte, selbstkritische Reflexion der ethnologischen, sozialanthropologischen Writing Culture-Debatte vor mehr als drei Jahrzehnten hat die komplexen Zusammenhänge von Aufschreiben und Beschreiben als Übersetzungs- und Transformationsvorgang aufgedeckt, der immer den Umständen verpflichtet unvollständig sei („*Partial Truths*“, Clifford 1986, S. 7). Ein Blick auf die hart geführte Diskussion zeigt, dass in dem Moment, in dem Übersetzung zentral für die Problemorientierung wurde, auch der Übersetzungsanspruch grundsätzlich infrage gestellt wurde. Endete dies damals zunächst in einer „Krise der ethnographischen Repräsentation“ (Berg und Fuchs 1993), verlangen gerade die durch Mehrsprachigkeit gekennzeichneten sensiblen sozialen Räume von Geflüchteten Bewusstheit und erhöhte Reflexion über Übersetzungsprozesse als zwar zu problematisierende, aber prinzipiell notwendige Handlung für die Erschließbarkeit dieser spezifischen Forschungsfelder.

Die gesammelten Beiträge dokumentieren Ergebnisse des Workshops „Erkenntnisräume des Dolmetschens und Übersetzens. Alltags- und Forschungspraxis im Rahmen von Flucht und Migration“ vom 26. bis 28. Juni 2019 an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Er fand auf vielfachen Wunsch von Teilnehmer_innen des Panels „Alltags- und Forschungspraktiken des Dolmetschens und Übersetzens. Methodologische und erkenntnistheoretische Fragen zum Forschen über Flucht und Migration“ auf der 2. Konferenz des Netzwerks Flüchtlingsforschung vom 4. bis 6. Oktober 2018 am „Zentrum Flucht und Migration“ (ZFM) statt. Dieses ermöglichte auch finanziell die Realisierung von Workshop und vorliegender Publikation. Unser Dank gilt an dieser Stelle nicht zuletzt allen beitragenden Kolleginnen und Kollegen für den produktiven Austausch zwischen Forschungspraxis und sozialer Beratungs- und Therapiepraxis sowie für die konstruktive interdisziplinäre Zusammenarbeit.

Literatur

- Anfeng, S. & Bhabha, H. (2009). Minorization as a global measure in the age of global postcoloniality: An interview with Homi K. Bhabha. *Ariel: A Review of International English Literature* 40(1). <https://journalhosting.ucalgary.ca/index.php/ariel/article/view/33567/27611>. Zugegriffen: 29. Juli. 2020.
- Asad, T. (1986). The concept of cultural translation in British social anthropology. In J. Clifford & G. E. Marcus (Hrsg.), *Writing culture: The poetics and politics of ethnography* (S. 141–164). Berkeley: University of California Press.
- Bachmann-Medick, D. (2015). *Transnational und translational: Zur Übersetzungsfunktion der Area Studies*, CAS Working Paper No. 1, Center for Area Studies, Freie Universität Berlin.
- Bahadir, Ş. (2010). The task of the interpreter in the struggle of the other for empowerment. Mythical utopia or sine qua non of professionalism? *Translation and Interpreting Studies*, 5(1), 124–139.
- Berg, E., & Fuchs, M. (Hrsg.). (1993). *Kultur, soziale Praxis, Text*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bergunde, A. & Pöllabauer, S. (2015). *Trainingshandbuch für DolmetscherInnen im Asylverfahren*, Hrsg. UNHCR Österreich. Linz: Trauner.
- Berman, R. C., & Tyyska, V. (2011). A Critical Reflection on the Use of Translators/Interpreters in a Qualitative Cross-Language Research Project. *International Journal of Qualitative Methods*, 10(2), 178–190.
- Bhabha, H. K. (2000). *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenberg.
- Bourdieu, P. (1990). *Was heißt hier Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Breuer, F. (2009). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Clifford, J. (1986). Introduction: Partial Truths. In J. Clifford & G. E. Marcus (Hrsg.), *Writing culture. The poetics and politics of ethnography* (S. 1–26). Berkeley: University of California Press.
- Clifford, J. (1997). Traveling Cultures. In J. Clifford (Hrsg.), *Routes: Travel and Translation in the Late Twentieth Century* (S. 17–46). Cambridge: Harvard University Press.
- Dahlvik, J. (2010). Asylanhörungen: Handlungsspielräume in Dolmetsch-Interaktionen. *Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien*, 19, 63–82.
- Dirim, I. & Mecheril, P. (2010). Die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In P. Mecheril, M. d. M. Castro Varela & I. Dirim (Hrsg.), *Migrationspädagogik* (S. 99–120). Weinheim: Beltz.
- Edwards, R. (1998). A critical examination of the use of interpreters in the qualitative research process. *Journal of ethnic and migration studies*, 24(1), 197–208.
- Enzenhofer, E. & Resch, K. (2011). Übersetzungsprozesse und deren Qualitätssicherung in der qualitativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung* 12(2): Art. 10. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/printerFriendly/1652/3176>. Zugegriffen: 29. Juli 2020.

- Enzenhofer, E. & Resch, K. (2013). Unsichtbare Übersetzung? Die Bedeutung der Übersetzungsqualität für das Fremdverstehen in der qualitativen Sozialforschung. In R. Bettmann & M. Roslon (Hrsg.), *Going the Distance. Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung* (S. 203–229). Wiesbaden: Springer VS.
- Fröhlich, C. (2012). Interviewforschung im russischsprachigen Raum – ein Balanceakt zwischen wissenschaftlichen und feldspezifischen Ansprüchen. In J. Kruse, S. Bethmann, D. Niermann & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 186–202). Weinheim: Beltz Juventa.
- Geertz, C. (1987). *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Girtler, R. (2009). *10 Gebote der Feldforschung* (2. Aufl.). Wien: LIT.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (2008). „Lost in Translation“. *Transkulturelles Übersetzen und Dekolonialisierung von Wissen* (= Transversal Texts 6). <https://eipcp.net/transversal/0608/gutierrez-rodriguez/de>. Zugegriffen: 29. Juli 2020.
- Hangartner, J. (2012). Verstehen und ‚kulturelles Übersetzen‘ in einer anthropologischen Feldforschung. In Kruse, S. Bethmann, D. Niermann & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 136–150). Weinheim: Beltz Juventa.
- Hanks, W. F. (2014). Translating worlds. The epistemological space of translation. *HAU Journal of Ethnographic Theory*, 4(2), 1–16.
- Hillebrecht, J., Roth, L., Helmes, A., & Bengel, J. (2019). Die triadische Beziehung in der dolmetschergestützten Psychotherapie. Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit ezidischen Geflüchteten, Dolmetscherinnen und Psychotherapeutinnen. In F. Junne, J. Denking, J. Kizilhan, & S. Zipfel (Hrsg.), *Aus der Gewalt des „Islamischen Staates“ nach Baden-Württemberg. Evaluation des Sonderkontingents für besonders schutzbedürftige Frauen und Kinder aus dem Nordirak* (S. 314–327). Weinheim: Beltz.
- Inheteen, K. (2012). Translation Challenges: Qualitative Interviewing in a MultiLingual Field. *Qualitative Sociology Review*, 8, 28–45.
- Kläui, H., & Stuker, R. (2010). Interkulturelles Übersetzen in der Arbeit mit traumatisierten Menschen. In J. Dahinden & A. Bischoff (Hrsg.), *Dolmetschen, vermitteln, schlichten – Integration der Diversität?* (S. 138–146). Zürich: Seismo.
- Kluge, U. (2017). Psychotherapie mit Sprach- und Kulturmittlern in der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie. In I.-T. Graef-Calliess & M. Schouker-Ocak (Hrsg.), *Migration und Transkulturalität. Neue Aufgaben in Psychiatrie und Psychotherapie* (S. 219–239). Stuttgart: Schattauer GmbH.
- Kluge, U., & Kassim, N. (2006). „Der Dritte im Raum“. Chancen und Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit Sprach- und Kulturmittlern in einem interkulturellen psychotherapeutischen Setting. In E. Wohlfahrt & M. Zaumseil (Hrsg.), *Transkulturelle Psychiatrie – interkulturelle Psychotherapie. Interdisziplinäre Theorie und Praxis* (S. 177–198). Heidelberg: Springer.
- Kolb, W., & Pöchhacker, F. (2008). Interpreting in asylum appeal hearings: Roles and norms revisited. In D. Russel & S. Hale (Hrsg.), *Interpreting in legal settings* (S. 26–50). Washington: Gallaudet University Press.
- Kruse, J., & Schmieder, C. (2012). In fremden Gewässern. Ein integratives Basisverfahren als sensibilisierendes Programm für rekonstruktive Analyseprozesse im Kontext

- fremder Sprachen. In J. Kruse, S. Bethmann, D. Niermann, & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 248–295). Weinheim: Beltz Juventa.
- Kruse, J. (2009). Indexikalität und Fremdverstehen: Problemfelder kommunikativer Verstehensprozesse. In B. Rehbein & G. Saalman (Hrsg.), *Verstehen* (S. 133–150). Konstanz: UVK.
- Larkin, P. J., de Casterlé, B. D., & Schotsmans, P. (2007). Multilingual translation issues in qualitative research: Reflections on a metaphorical process. *Qualitative Health Research*, 17(4), 468–476.
- Lauterbach, G. (2014). Dolmetscher/inneneinsatz in der qualitativen Sozialforschung. Zu Anforderungen und Auswirkungen in gedolmetschten Interviews. *Forum Qualitative Sozialforschung* 15(2): Art. 5. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2025/3654>. Zugegriffen: 29. Juli 2020.
- Leavitt, J. (2014). Words and worlds: Ethnography and theories of translation. *HAU Journal of Ethnographic Theory*, 4(2), 193–220.
- Morina, N. (2007). Sprache und Übersetzung. In T. Maier (Hrsg.), *Psychotherapie mit Folter- und Kriegsopfern. Ein praktisches Handbuch* (S. 179–201). Bern: Huber.
- Morina, N., Maier, T., & Schmid, M. M. (2010). Lost in translation? Psychotherapie unter Einsatz von Dolmetschern. *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie*, 60(3–4), 104–110.
- Petrova, A. (2015). Was ist neu an der neuen Dolmetschart Community Interpreting? State of Art in deutschsprachigen Ländern. *International Journal of Language, Translation and Intercultural Communication* 3. <https://ejournals.publishing.ekt.gr/index.php/latiic/article/download/2748/2511>. Zugegriffen: 29. Juli. 2020.
- Pöllabauer, S. (2005). „I don't understand your English, Miss.“ *Dolmetschen bei Asylanhörungen*. Tübingen: Günter Narr.
- Renn, J. (2002). Einleitung: übersetzen, verstehen, erklären. Soziales und sozialwissenschaftliches übersetzen zwischen erkennen und anerkennen. In J. Renn, J. Straub, & S. Shimada (Hrsg.), *Übersetzung als Medium des Kulturverstehens und sozialer Integration* (S. 13–35). Frankfurt a. M. u. a.: Campus.
- Resch, K., & Enzenhofer, E. (2012). Muttersprachliche Interviewführung an der Schnittstelle zwischen Sozialwissenschaft und Translationswissenschaft. Relevanz, Grundlagen, Herausforderungen. In J. Kruse, S. Bethmann, D. Niermann, & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 80–100). Weinheim: Beltz Juventa.
- Rickmeyer, S. (2009). *Nach Europa via Tanger. Eine Ethnographie* (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 36). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Rienzner, M. (2010). Migration, Biografie & Translation. Migrantinnen aus afrikanischen Ländern als DolmetscherInnen bei Gericht und Behörden in Österreich. *Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien*, 19, 115–137.
- Rienzner, M. (2011). *Interkulturelle Kommunikation im Asylverfahren* (= *Interkultureller Dialog* 2). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Scheffer, T. (2016). *Asylgewährung: eine ethnographische Verfahrensanalyse*. Reprint. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.

- Schittenhelm, K. (2017). Mehrsprachigkeit als methodische Herausforderung in transnationalen Forschungskontexten. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 18(1), 101–115.
- Slobin, D. I. (2014). Thinking for speaking. *Proceedings of the Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society*, 13(1987), 435–445. <https://doi.org/10.3765/bls.v13i0.1826>
- Squires, A. (2009). Methodological challenges in cross-language qualitative research a research review. *International Journal of Nursing Studies*, 46(2), 277–287.
- Stegmaier, P. (2013). Die hermeneutische Interpretation multisprachlicher Daten in transnationalen Forschungskontexten In *Going the Distance*. In R. Bettmann & M. Roslon (Hrsg.), *Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung* (S. 231–253). Wiesbaden: Springer VS.
- Temple, B., & Edwards, R. (2006). Limited exchanges: Approaches to involving people who do not speak English in research and service development. In B. Temple & R. Moran (Hrsg.), *Doing research with refugees. Issues and guidelines* (S. 37–54). Bristol: The Policy Press.
- Temple, B., & Young, A. (2004). Qualitative research and translation dilemmas. *Qualitative Research*, 4(2), 161–178.
- Thielen, M. (2009). Freies Erzählen im totalen Raum? – Machtprozeduren des Asylverfahrens in ihrer Bedeutung für biografische Interviews mit Flüchtlingen. *Forum Qualitative Sozialforschung* 10(1): Art. 39. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1223/2663>. Zugegriffen: 29. Juli 2020.
- Uçan, Y. (2019). Sprachen und Sprechen in der qualitativen Flucht- und Migrationsforschung. In B. Behrensen & M. Westphal (Hrsg.), *Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodische und methodologische Reflexionen* (S. 115–139). Wiesbaden: Springer VS.
- Wintroub, M. (2015). Translation: Words, Things, Going Native, and Staying True. *The American Historical Review*, 120(4), 1185–1217.

Angela Treiber Prof. Dr., seit 2004 Professorin für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Katholischen Universität Eichstätt–Ingolstadt. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind u.a.: historische und empirische Religionsforschung, Migrationsforschung, Theorie- und Wissenschaftsgeschichte, Geschichte von Wissensmilieus.

Kerstin Kazzazi, PD Dr., Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektmitarbeiterin an der Katholischen Universität Eichstätt–Ingolstadt. Thema der Habilitationsschrift: „Deutsch, Englisch und Persisch als „Eigentumssprachen“ – Aspekte der Spracheninteraktion bei dreifachem Erstspracherwerb.“ Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind u.a.: Semantik, Mehrsprachigkeit, Migration und Sprache.



Die sprachlichen Spuren der Migration. Zum Umgang mit Multi- und Translingualität in der ethnografischen Forschung mit Geflüchteten

Gilles Reckinger

Zusammenfassung

Ausgehend von meinen Feldforschungen der letzten zehn Jahre im süditalienischen Mittelmeerraum reflektiere ich in meinem Vortrag aus postkolonialer Perspektive verschiedene methodische, forschungsethische und theoretische Herausforderungen und Implikationen der ethnografischen Forschung in multi- und translingualen Kontexten.

Darüber hinaus analysiere ich die sprachliche Flexibilität der Migrant_innen, die über das Mittelmeer kamen, als Potenzial für eine weltoffene europäische Gesellschaft.

Schlüsselwörter

Ethnografie der Migration • Migrationsforschung • Postkolonialismus • Translanguaging • Vielsprachigkeit

Der vorliegende Text erschien 2019 erstmals online hier: <https://www.geruchderzeit.org/reckinger>, Gilles Reckinger, Die sprachlichen Spuren der Migration. Zum Umgang mit Multi- und Translingualität in der ethnografischen Forschung mit Geflüchteten, in *Wohin geht die Reise?*, Hrsg. S. Eggmann, S. Kolbe und J. Winkler, 85–92. Basel: Akroama, pp. ISBN 978–3-9.525.134–0-8.

G. Reckinger (✉)
Karl Franzens Universität, Graz, Österreich
E-Mail: gilles.reckinger@uni-graz.at

Im Jahr 2009 begab ich mich auf der italienischen Insel Lampedusa erstmals auf die Spuren eines Phänomens, das damals schon annähernd zwanzig Jahre alt war: die verstörende Realität tausender Menschen, die mit wackligen Booten versuchten, Europa über das Mittelmeer zu erreichen. In den Medienberichten, der politischen Rhetorik, und selbst im Engagement mancher NGOs, die sich mit dem Phänomen beschäftigten, bekamen die Menschen in den Booten zumeist weder ein Gesicht noch die Gelegenheit, sich hörbar zu machen.

Der Umgang der Migrant_innen mit ihren Sprachen stand damals nicht im Zentrum meines Interesses. Mit meinen hegemonialen Kolonialsprachen im Gepäck konnte ich mich bestens ausgestattet fühlen, ihnen forschend entgegenzutreten. Die möglicherweise problematischen Effekte der Verwendung bestimmter Sprachen schienen ohnehin unauflösbar – nur Sprachlosigkeit hätte übrigbleiben können. Die praxeologische Verstehensarbeit, der ich mich verpflichtet fühle, setzt in der Tat zumeist stillschweigend die selbstverständliche Verständigungsmöglichkeit auf sprachlicher Ebene voraus, als würden über Sprachwahl, den Grad der Sprachbeherrschung, den Akzent, die Fähigkeit oder Unfähigkeit, Dinge zu verbalisieren etc. nicht bereits erhebliche Ungleichheitsbeziehungen im Forschungssetting entstehen oder zementiert werden. Dabei hat gerade Pierre Bourdieu ja viel über die Konsekrations- und Stigmatisierungseffekte geschrieben, die mit der Beherrschung oder dem Fehlen des „richtigen“ Französisch einhergehen. Vielleicht liegt diese mangelnde Sensibilität für die sprachlichen Dynamiken und Aushandlungsprozesse an der strukturellen Ein- oder Wenigsprachigkeit nahezu aller westeuropäischen akademischen Kulturen und ihrer Exponent_innen – auch der Europäischen Ethnologie.

Es war damals, im Jahr 2009, schlicht unmöglich, auf dem winzigen, gerade einmal neun Kilometer langen Felsen Lampedusa in Kontakt mit Geflüchteten zu kommen. Dass Lampedusa, die „Insel der Bootsflüchtlinge“, wie sie in den Medien und in der Folge von Politiker_innen sehr zum Missfallen der Bewohner_innen qualifiziert wurde, paradoxerweise die einzige Gemeinde Italiens war, in der es „keine Ausländer [gab]“ – wie Stefano Liberti (2008) einen lokalen Restaurantbesitzer zitiert – lag daran, dass die nationale Regierung, aber auch, in geringerem Ausmaß, Teile der lokalen Bevölkerung eine große Bandbreite von sich zum Teil widersprechenden Strategien verfolgten, um das Phänomen der Bootsmigration aus den Augen der Öffentlichkeit zu verdrängen. Die Boote landeten meist nicht eigenständig im Hafen, sondern wurden entweder von der Polizei an eine militärisch abgeriegelte Mole eskortiert, oder die Menschen wurden bereits zuvor an Bord der Polizeiboote geholt. An der Mole angekommen, wurden sie meist rasch und ohne dass es eine zivilgesellschaftliche Kontrolle hätte geben können, in einen Bus verfrachtet, der sie ins nahe gelegene, im Inselinneren

versteckte Erstaufnahmelager brachte, das seinerseits von Exekutivbeamt_innen bewacht wurde. Von hier wurden die Menschen meist nach wenigen Tagen weiter aufs italienische Festland oder nach Sizilien gebracht, wo ihr administratives Verfahren begann. Viele *lampedusani* begrüßten diese Vorgehensweise, fürchteten sie doch, die prekäre Einkunftsquelle des Tourismus, von der die Insel weitgehend abhängig ist, könne unter der negativen Berichterstattung – nicht unter der Anwesenheit der Geflüchteten – leiden. Zahlenmäßig ließ sich solch ein Zusammenhang ohnehin nie nachvollziehen und tatsächlich steigt die Zahl der Übernachtungen seit Jahren konstant an. Zahlreiche *lampedusani* sahen sich durch die Praxis der polizeilichen bürokratischen Verwaltung aber auch künstlich auf Distanz gehalten zu den Menschen, die über ihre Insel nach Europa kamen, und denen sie in den ersten Jahren, als der Staat noch nicht als Akteur auf den Plan getreten war, stets die Hand entgegengestreckt hatten.

Erst einmal waren also nicht die (mögliche) Sprachlosigkeit oder eventuelle Sprachbarrieren zwischen den Bootsflüchtlingen und mir, sondern ihre Unsichtbarkeit im öffentlichen Raum ein Problem für mich, weil sie für mich physisch schlicht nicht erreichbar waren. Nach den unbefriedigenden medialen Darstellungen als amorphe Masse, die mich ja gerade nach Lampedusa gebracht hatten, um ein differenzierteres Bild zu gewinnen, war Unsichtbarkeit nicht gerade das, was ich erwartet, geschweige denn, was ich erhofft hatte. Dabei galt mein Forschungsinteresse eigentlich gar nicht in erster Linie den Bootsmigrant_innen, sondern allen Menschen, die sich auf der Insel aufhielten: Journalist_innen, Polizist_innen, Militärs, und gerade auch den Einheimischen, die im Übrigen auch erst in den 1840er Jahren aus den unterschiedlichsten Gegenden des Königreichs beider Sizilien dazu bewogen worden waren, auf der Insel zu siedeln. Ich fragte mich, wie die kleine Inselgesellschaft von etwa fünfeinhalbtausend Einwohner_innen mit dem Phänomen der Bootsmigration lebte, und, angesichts der um sich greifenden rassistischen Beschränkung Europas, ob ich hier eine xenophobe Gesellschaft vorfinden würde. Sprachlich wurde es damit aber keineswegs besser: Mein Schulitalienisch war eingerostet, der *lampedusanische* Dialekt für mich überhaupt unverständlich.

Die erste Begegnung, oder, ehrlicher, den ersten Sichtkontakt zu einem Bootsmigranten hatte ich im März 2009, als ich mit Kolleginnen im Hafen Videoaufnahmen für einen Dokumentarfilm machte. Wenige Tage zuvor waren durch ein Loch im Zaun des Flüchtlingslagers zehn Menschen ausgebrochen (Abb. 1).

Wir filmten das geschäftige Treiben beim Beladen der in den Wintermonaten nur höchst unzuverlässig verkehrenden Versorgungsfähre aus Sizilien, weniger wegen der enormen Polizeipräsenz (auf vier Einwohner_innen kam damals ein/e Polizist_in), sondern weil die Ankunft der Fähre in den Wintermonaten jedes Mal

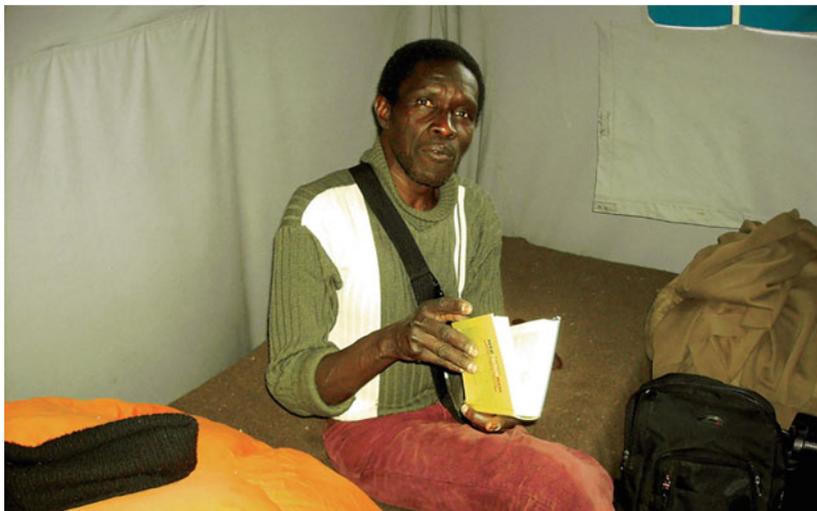


Abb. 1 Bootsmigrant in Lampedusa. (Foto: © Saidu 2014)

ein Event war, dem zahlreiche *lampedusani* beiwohnten: Es war ein Moment, in dem die Insel eine Brücke zum Festland zu haben schien. Die fix auf einem Stativ aufgebaute Kamera, so eingestellt, dass sie das Beladen der Fähre im Blick hatte, dokumentierte, wie wenig kooperativ sich die Lastwagenfahrer der Polizei in deren frenetischer Suche nach den entflohenen Migrant_innen zeigten, und wie auf einmal unvermittelt ein Polizist von der Brücke der Fähre hinunter auf einen offenen LKW-Anhänger deutete, worauf sich ein ganzer Trupp uniformierter und Anti-Terror-Polizist_innen in Zivil in Bewegung setzte, um den Menschen, der sich dort versteckt hielt, festzunehmen und abzuführen wie einen Schwerverbrecher. Der Verhaftete sagte während der ganzen Szene kein einziges Wort.

Meine zweite Begegnung mit einem Bootsmigranten in Lampedusa hatte ich erst mehrere Forschungsaufenthalte später im Jahr 2011, inmitten der tunesischen Revolution:

In der Nähe der Militärmole steht ein Mann auf den Felsen, die Hände in den Taschen, und blickt aufs Meer. Ich rufe ihm ein *buongiorno* zu. Er antwortet ein paar Sätze auf Italienisch, dann frage ich ihn, ob er lieber Französisch sprechen möchte. Ja, das sei seine zweite Sprache, das sei einfacher. Kalil kommt aus Tunesien. Er ist ausgebildeter Heizungs- und Klimaanlageinstallateur. Er ist vor vier

Tagen angekommen, ›auf einem Boot mit 55 anderen Leuten, darunter zwei Frauen‹. Vier Tage waren sie auf See, eine Nacht lang fuhren sie im Kreis, weil ihr GPS-Gerät kaputtgegangen war. Es sei sehr gefährlich gewesen. Sie baten ein ägyptisches Fischerboot, die Finanzpolizei zu alarmieren. Zweieinhalb Stunden später war das Boot zur Stelle. Es war Rettung in letzter Minute: die Insassen schöpften ständig Wasser ab, doch das Boot lief voll Wasser und war bereits kurz vor dem Untergehen. Viele seien sehr krank gewesen, aber gestorben sei niemand.

Es ist seltsam unreal, einfach mit jemandem am Meer zu stehen und zu hören, wie er nur knapp dem Tod entkommen ist, nur wenige Tage zuvor. Ich höre die Worte, die er sagt, ich spreche mit ihm, ich kann ihn berühren, aber die Distanz zwischen seiner Welt und meiner Welt ist unendlich. Wir können uns nicht begegnen.

Er fragt mich, ob ich aus Frankreich komme, ich sage: ›Nein, aus Luxemburg.‹ Er verbeugt sich ein wenig und wiederholt mehrmals: ›Enchanté – sehr erfreut.‹ Seine Ehrfurcht beschämt mich. Sie richtet sich ja auch an das, was ich symbolisiere – Europa –, doch das macht er an meiner Person fest.

Als ich wieder aufbreche und ihm alles Gute wünsche, drückt er mir fest die Hand und sagt: ›Merci, Gilles, mon frère‹. (Reckinger 2015)

Mir fiel es leichter, mich mit den Migrant_innen zu verständigen als mit den Einheimischen, da ich besser Französisch und Englisch spreche als Italienisch. So erfuhr ich unmittelbar, dass die identitätsstiftenden Elemente des Kolonialismus auch vor mir, dem in postkolonialer Reflexion geschulten Anthropologen, nicht halt machen. Viele der französischsprachigen Migrant_innen, die ich in den kommenden Jahren auf den Obstplantagen Kalabriens kennen lernte, hielten mich für einen Franzosen und schienen mir damit größere Anerkennung zu gewähren als den Italiener_innen, mit denen sie weitgehend schlechte Erfahrungen gemacht hatten. Frankreich schien hingegen symbolisch als besserer Ort der Freiheit und der Menschenrechte zu gelten. Das Land erscheint tatsächlich vielen, die in Italien festgesetzt sind, wie ein Versprechen eines respektvollen Lebens, in dem die ehemals kolonisierten Subjekte eine Teilhabechance bekommen – als wäre das in den Kolonien jemals auch nur annähernd passiert.

Ebenfalls in der Zeit der tunesischen Revolution traf ich in Lampedusa auf der Via Roma, der Hauptstraße des Ortes, drei junge Männer, die ich zum Kaffeetrinken in eine Bar einlud. Im Zuge des Arabischen Frühlings hatte die Regierung in Rom entschieden, den Menschen auf der Insel zumindest tagsüber freies Geleit zu gewähren: Wohin hätten sie auch verschwinden sollen?

Sie sagen, sie seien 20 und 22 Jahre alt, aber sie sehen deutlich jünger aus. Beim Jüngsten frage ich mich, ob er überhaupt schon 18 ist. Seine Gesten sind noch schlaksig wie die eines Jungen, der noch im Wachstum ist. Sie sprechen alle

drei kaum Französisch, immer wieder mischt sich Arabisch darunter, einer mischt manchmal ein paar Brocken Englisch darunter. Später erzählen sie mir, dass sie in Tunesien alle möglichen europäischen Fernsehsender gesehen haben, das könnte eine Erklärung für den Sprachmix sein. Sie haben noch weniger Vorstellungen von ihrer Zukunft in Europa als die anderen, mit denen ich sprach. Es sind nur Träume, und sie haben ja auch nicht mehr, woran sie sich festhalten können: der Jüngste ist technischer Zeichner, die anderen beiden sind Pizzabäcker und Kellner. Sie kommen aus dem tunesischen Hinterland. Aufgrund ihrer geringen Sprachkenntnisse verschlechtern sich ihre Chancen in Europa gleich noch mehr.

Und sie haben kaum Vorstellungen, was sie erwartet. Der eine sagt, sein Vater sei seit vielen Jahren legal in Lyon, »69!« ruft er, »Département 69!« Der andere sagt, er habe Verwandte in Roubaix. »Welche Nummer ist das«, fragt der Dritte – »Ich glaube 59«, sagt der andere. Mir dreht der Kopf.

Woher kennen sie wohl die Nummern der französischen départements? Der dritte Junge sagt, ihm sei es egal, wohin er komme: »Hauptsache Europa. Seit wir klein waren, haben wir von Europa geträumt. Alle jungen Leute in Tunesien träumen von Europa, alle wollen nach Europa. In Europa ist alles besser«. (Reckinger 2015)

Aber sie mussten in dieser Zeit, im Gegensatz zu den *Weiß*¹ Gästen, ihren Kaffee aus Plastikbechern trinken: So wie ihre Individuation nicht vorgesehen war, egal, welche Sprachen und Träume sie mitbrachten, wurden sie kollektiv als die bedrohlichen Anderen auf Distanz gehalten.

Nach Abschluss meiner Forschung in Lampedusa versuchte ich, das Desiderat einzulösen, dass es mir auf der Insel nicht gelungen war, den Migrant_innen mehr als nur oberflächlich zu begegnen. Ich begab mich nach Kalabrien, dorthin, wo viele der Bootsmigrant_innen von Lampedusa zur Identifizierung gebracht wurden.

Noch während des laufenden Verfahrens werden die Menschen aus den Lagern verwiesen und finden sich ohne Papiere, finanzielle Unterstützung oder Wohnmöglichkeit auf der Straße wieder. So freigesetzt, müssen sie mit informeller

¹Ich schreibe die Begriffe *Afrikaner/Afrikanerinnen* sowie *Schwarze* und *Weiß* kursiv und mit einem Großbuchstaben am Anfang, um zu markieren, dass es sich bei diesen Begriffen um sozial und kulturell konstruierte Kategorien handelt, die sich aus kolonialem Erbe und rassistischem Wissen über die Anderen speisen. Der grammatikalische Stolperstein erinnert daran, dass es solche Essentialisierungen sind, die rassistisch bedingte Ungleichheit zementieren. Er läuft auch der eurozentrischen Vorstellung entgegen, Afrika sei ein Land. Auch meine sprachliche Selbstbenennung als *Weiß* ist wichtig, weil sie die zumeist nicht markierte Kennzeichnung meiner Hautfarbe deutlich macht, die mich mit zahlreichen, meist nicht bewusst wahrgenommenen Privilegien ausstattet. Auch die Kategorie der Einheimischen ergibt erst Sinn in Abgrenzung von den Anderen.

Arbeit zu überleben versuchen und landen meist in großer Zahl in der landwirtschaftlichen Erntearbeit, wo sie zu sklavereiähnlichen Bedingungen um ihr Überleben schufteten, nachdem sie sich aufgrund ihrer Illegalisierung in vollkommene Abhängigkeit von ihren Arbeitgeber_innen haben begeben müssen. Doch auch nach Abschluss des Asylverfahrens bessert sich die Situation für die wenigsten. All diese Menschen, ebenso wie jene, die aufgrund der Dubliner Verordnungen nach Italien zurückgeschoben wurden oder Menschen mit *Schwarzer* Hautfarbe, die bereits seit Jahrzehnten legal in Italien gearbeitet hatten, sozialversichert waren, Steuern gezahlt und im Zuge des grassierenden Rassismus ihre Arbeit verloren haben, finden sich auf diesen Arbeitsmärkten wieder. Die Arbeitsbedingungen sind katastrophal, der – nur in der dreimonatigen Saison erzielbare – Maximalverdienst von 150 bis 300 € und die Weigerung der meisten Vermieter_innen, ihnen eine Wohnung zu überlassen, zwingt die Menschen in Wohnverhältnisse, die jeglicher Beschreibung spotten.

Seit 2012 suche ich die Menschen regelmäßig in ihren informellen Slums und Waldcamps aus Zelten, Karton, Wellblech, Plastik und Holzpaletten in der Ebene von Gioia Tauro auf, um an ihrem Alltag teilzunehmen und ihre Lebensumstände und Handlungsperspektiven verstehen zu lernen.

In den Slums um Rosarno leben mehrere tausend Menschen aus subsaharischen Ländern, viele aus Westafrika, aber auch aus Zentralafrika und dem Horn von Afrika. Sie leben in großer Beengtheit, meist nach Sprachgruppen, Regionen oder Religionen organisiert, aber alle sind mit allen im Kontakt, denn ein Überleben ist nur durch die Solidarität aller mit allen möglich.

Dabei ist Italienisch oft Verständigungssprache zwischen Männern verschiedener Herkunft. Immer wieder erstaunt es mich, wie schnell die Menschen lernen, sich auf Italienisch zu verständigen. Es beeindruckt mich umso mehr, als sie dem Land, das ihnen jegliche Perspektive verwehrt, damit große Bemühungen um Anpassung und Teilhabe entgegenbringen.

Die drei Sprachen, auf deren Basis ich zumeist mit den Bewohnern und Bewohnerinnen kommunizierte, sind allesamt Kolonialsprachen, meine anderen Sprachen erwiesen sich als nutzlos. Ich begann deshalb, Arabisch zu lernen, eine Sprache, die in den Slums ebenfalls viel verwendet wird, denn die Menschen tragen jenseits der körperlichen und psychischen auch die sprachlichen Spuren ihrer Migration – was Auskunft gibt über die Dauer der Reise, und wohl auch darüber, dass die Migrationsbewegung keinesfalls immer nach Europa, sondern oft in arabischsprachige Länder gerichtet war. Doch Arabisch ist ebenfalls eine Sprache, die in vielen Teilen Afrikas ein Dominanzverhältnis spiegelt, sodass mein methodischer und forschungsethischer Anspruch, die Menschen aus ihrer Perspektive

zu verstehen, aufgrund meines Unvermögens, auch nur eine einzige Afrikanische Sprache zu sprechen, nicht erfüllbar erschien. Denn welche hätte ich lernen sollen?

Mit der Zeit wurde mir indessen klar, dass ich mit Italienisch, Französisch und Englisch in der Kommunikation sehr weit kommen konnte. Die sprachliche Flexibilität und Anpassungsfähigkeit aufseiten der Slumbewohner_innen untereinander und mir gegenüber erlaubt uns, miteinander zu sprechen. Es sind andauernde gegenseitige Anpassungsbemühungen, die teils bewusst, teils unbewusst passieren. Diese Aushandlungs- und Akkommodationsprozesse werden oft sowohl untereinander als auch mir gegenüber thematisiert. Die eklektische, flexible Nutzung der Möglichkeiten von Sprachen und Dialekten beeindruckt mich bei den Bewohner_innen immer wieder. Sowohl große Afrikanische Sprachen als auch Kolonialsprachen und die *lingua franca* Italienisch werden laufend vermischt, angepasst und überwunden.

Der Bildungsstand der Erntearbeiter_innen ist unterschiedlich: Auch, wenn es vereinzelte Analphabet_innen gibt, verfügen die meisten mindestens über einen Pflichtschulabschluss, oft darüber hinaus jedoch über eine handwerkliche Ausbildung, die Reifeprüfung oder einen Hochschulabschluss. Aber auch die Menschen, die kaum die Schule besuchen konnten, sind mindestens viersprachig. Alle sind zumindest in der Lage, Teile der Grammatik und des Wortschatzes von Sprachen in einem dynamischen Prozess des *translanguaging*² (Canagarajah 2013, García und Wei 2014, Otheguy et al. 2015) so zu verwenden, dass sie als Brückensprachen zwischen Menschen fungieren können, die ansonsten nicht miteinander kommunizieren könnten. Auch hier in Italien lernen die Bewohner_innen voneinander neue Kolonialsprachen als Brückensprachen, die in ihren Herkunftsländern keine nennenswerte Relevanz hatten. Eine – ohnehin ideologische und einschränkende – klare Abgrenzbarkeit von Sprachen widerlegt sich in den Slums von Rosarno jeden Tag aufs Neue. (Reckinger 2019).

Auch wenn Begriffe wie *Volk*, *Nation* oder *Landessprache* in monolingual verfassten bzw. sich monolingual entwerfenden Gesellschaften in jüngster Zeit wieder Konjunktur haben und als Unterscheidungskategorien herangezogen werden, um eine Deckungsgleichheit des nationalstaatlichen Territoriums mit den darin scheinbar legitim Lebenden zu konstruieren und damit wirkmächtige Ausschlusspraxen zu rechtfertigen, sind doch die meisten europäischen Länder seit Jahrhunderten fundamental von Sprachenvielfalt gekennzeichnet.

²Otheguy et al. (2015) definieren *translanguaging* als "the deployment of a speaker's full linguistic repertoire without regard for watchful adherence to the socially and politically defined boundaries of named (and usually national and state) languages" (Otheguy et al. 2015, S. 281).

In meinen Forschungen – auch in den Herkunftsländern der Migrant_innen – begegnen mir immer wieder Menschen, die Europa, seine Länder und vor allem seine Sprachen besser kennen als die meisten Europäer_innen. Kosmopolitismus, Vielsprachigkeit, transnationale Beziehungen und multilokale Lebenswelten sind in ihren Biografien und sozialen Beziehungen vollkommen selbstverständlich und unprätentiös realisiert – einfach Alltag. Entgegen den in Europa vorherrschenden Zweifeln, ob der Kontinent die „Last“ der Migration aus Afrika und dem Nahen Osten tragen könne, wäre zu fragen, ob Europa den transnationalen, multilingualen Habitus³ und damit diese der Globalisierung besser angepassten Lebensstile nicht im Gegenteil dringend benötigt, um mit eben dieser Globalisierung überhaupt Schritt halten zu können.

Würden das Sprachenkapital, das Erfahrungskapital und die Weltgewandtheit der Migrant_innen anerkannt werden, könnten sie in Europa als das begriffen werden, was sie seit Jahrhunderten waren, nämlich als Chance für Erneuerung und Entwicklung und als ganz selbstverständlich aktiv am gesellschaftlichen Geschehen Beteiligte.

Literatur

- Canagarajah, S. (2013). *Translingual Practice. Global Englishes and Cosmopolitan Relations*. London u. a.: Routledge.
- Garcia, O., & Wei, L. (2014). *Translanguaging. Language, Bilingualism and Education*. London: Routledge.
- Gogolin, I. (2008) [1994]. *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. Münster u. a.: Waxmann Verlag
- Liberti, S. (2008). *A sud di Lampedusa. Cinque anni di viaggi sulle rotte dei migranti*. Roma: edizioni Minimum fax.
- Otheguy, R., García, O., & Reid, W. (2015). Clarifying Translanguaging and Deconstructing Named Languages. A Perspective from Linguistics. *Applied Linguistics Review*, 6(3), 281–307.
- Reckinger, G. (2015). *Lampedusa. Begegnungen am Rande Europas*. Wuppertal: Edition Trickster im Peter Hammer Verlag.
- Reckinger, G. (2019). *Bittere Orangen. Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag.

³Hier verstanden als Komplementärbegriff zu dem von Ingrid Gogolin in den 1990er Jahren geprägten Schlagwort des "monolingualen Habitus in deutschen Klassenzimmern" (Gogolin 2008 [1994]).

Gilles Reckinger Prof. Dr. phil. habil., ist Europäischer Ethnologe mit den Arbeitsschwerpunkten Migration, Prekarität und Europäisches Grenzregime. Derzeit ist er Rektor des Institut supérieur de l'économie in Luxemburg und Privatdozent an der Karl Franzens Universität Graz.



Multilinguale Multi-Sited Ethnography

Halil Can

Zusammenfassung

Mobilität und Migration multilingualisieren den Menschen und öffnen so seinen Horizont zur Welt. Diese soziale und kulturelle Tatsache zeigte sich auch im Rahmen meiner ethnografischen Feldforschungen mit Mehrgenerationenfamilien im Kontext der transnationalen Arbeitsmigration Türkei-Deutschland. Die in diesem Zusammenhang in den Kontakt- und Relationsverhältnissen sichtbar gewordenen vielfältigen und diversen sprachlich-kommunikativen Herausforderungen, Positionalitäten und Aushandlungsprozesse in methodischer wie sozialer und kultureller Praxis sollen in diesem Beitrag exemplarisch zusammenhängend aus meiner Perspektive als Feldforscher wie auch aus der einzelner Angehöriger der Proband_innen-Familie GÜN beleuchtet und reflektierend besprochen werden.

Schlüsselwörter

Transnationale Migration • Familie • Mehrsprachigkeit • Othering • Ethnografie

H. Can (✉)
Berlin, Deutschland
E-Mail: canacan@gmx.net

1 Einleitung

Empirisches Forschen in sozialen und kulturellen Räumen bedeutet zuallererst ein In-Kontakt-Kommen und Begegnen von einander meist unbekanntem Menschen. Es ist ein allmählicher Prozess der gegenseitigen Annäherung, mit dem Wunsch der Überwindung von Fremdheit und der Vertrauensfindung; dies gilt vor allem für die dichte ethnografische Alltagsforschung, die unmittelbar, langandauernd und teilnehmend beobachtend ist. In diesem Zusammenhang wird die Beziehungsbildung zwischen der forschenden Person und der bzw. den Beforschten – anders als in reziproken Beziehungsmustern – zu Beginn einseitig von der Ersteren initiiert. Ausgehend von bestimmten Fragestellungen ist dabei das Handeln des/der Forscher/s_in von der Intention geleitet, im Eintauchen ins Forschungsfeld Wissen und damit mögliche Antworten auf diese Fragestellungen zu generieren. Forschendes Handeln, hier mit dem besonderen Fokus auf die ethnografische Forschung, kann man somit als eine einseitig initiierte und gerahmte Beziehungspraxis interaktiver Kommunikation beschreiben. Es sind jedoch die Proband_innen, die im weiteren Verlauf zu den eigentlichen und zentralen Akteur_innen des Feldforschungs- und damit interaktiven Kommunikationsprozesses werden.

In diesem Beitrag möchte ich genau diese sich im Forschungsfeld formenden und manifestierenden Kommunikationspraxen und -prozesse in den Blick nehmen und exemplarisch basierend auf ausgewählten Beobachtungen, Erfahrungen und Ergebnissen im Rahmen meiner multilokalen und -methodischen ethnografischen Forschungen (teilnehmende Beobachtung, biografisch-narrative Interviews, Gruppengespräche, Multi-Sited-Ethnografie in Deutschland und der Türkei) zu Identitätsaushandlungsprozessen bei Mehrgenerationenfamilien im Kontext der transnationalen (Arbeits-)Migration Türkei-Deutschland vorstellen und reflektierend besprechen. Meine Aufmerksamkeit möchte ich dabei insbesondere auf den Aspekt der Sprache bzw. die Mehr- und Vielsprachigkeit im Forschungsfeld richten. Einerseits soll hierbei der Blick auf die Forschende-Proband_in-Beziehung und andererseits auf die alltäglichen Sprachpraxen und -verflechtungen der Proband_innen gerichtet werden, die von den Proband_innen in Erinnerung erzählt wie auch von mir im Forschungsfeld in teilnehmender Beobachtung wahrgenommen werden. Bedeutsam wird hierbei, die Handlungs- und Sprechakteur_innen in ihren diversen und ungleichen sozialen (Macht-)Relationen und -Positionen ins Blickfeld zu nehmen.

2 „... dass ich von da an die Zazaki-Sprache vollkommen verneinte.“

„Ich sprach Zazaki (...). Es war auch schlimm – ich wurde erstmals eingeschult, beginnend [erstmal] mit sowohl Türkisch als auch Deutsch [als Sprache] in der Schule – dass ich von da an die Zazaki-Sprache vollkommen verneinte. Also, ich schämte mich zugleich, dass ich sie [überhaupt] sprach. Dass sie vollkommen, ja, doch, verschwindet wollte ich.“¹

Gül, die Tochter aus der Kindergeneration der Proband_innen-Familie GÜN, spricht hier im Interview sich erinnernd von ihrer Einschulungszeit mit sieben Jahren in Neustadt, kurz nachdem sie durch Familienzusammenführung 1972 durch ihren Vater Hasan GÜN mit ihrer Mutter Gülsabah GÜN und ihrer jüngeren Schwester Nur nach Deutschland nachgeholt wurde. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 37 Jahre alt, geschieden und alleinerziehende Mutter von zwei Kindern aus einer Ehe mit einem Mann ebenfalls mit familiärer ‚Gastarbeiter_innen‘-Migrationsgeschichte, jedoch im Unterschied zu ihr aus einer Familie aus Griechenland stammend. Gül selbst wurde anders als ihr in Neustadt geborener jüngster Bruder Yılmaz wie ihre weiteren drei Geschwister Arif, Damla und Nur im Herkunftsdorf Toprak ihres Vaters Hasan im ostanatolischen Dersim-Gebiet der Türkei geboren. Kennzeichnend für dieses Dorf war einerseits, dass es ausschließlich von Familien bewohnt wurde, die der in der Türkei minoritären und marginalisierten Glaubensgemeinschaft der Alevit_innen angehören. Andererseits wurde vor der sukzessiven familiären ‚Gastarbeiter_innen‘-Migration nach Deutschland in ihrem dörflich-familiären Umfeld vorwiegend nicht die aus dem turk-sprachigen Zweig der Altai-Sprachen stammende gesellschaftlich-dominante Amts- und Landessprache (Türkei-)Türkisch gesprochen, sondern die damals noch nicht verschriftlichte und offiziell nicht anerkannte und verbotene, dem iranischen Zweig der indo-germanischen Sprachen angehörige Minoritätensprache Zazaki (siehe Selcan 1998; Keskin 2010). Daher war Gül, als sie erstmals ihr familiäres Herkunftsdorf Toprak verließ, bei ihrer Ankunft und gleichzeitigen Einschulung in Neustadt, ähnlich wie ihre Mutter Gülsabah, ausschließlich monolingual zazakisch sozialisiert. Wäre sie in der Türkei in ihrem Dorf Toprak eingeschult worden, so wäre sie dort dann in ihrer Zweitsprache Türkisch sozialisiert worden, genau wie ihr ältester Bruder Arif und ihre ältere Schwester Damla als die damals noch in der Türkei gelassenen und später nach Neustadt nachgeholt Kinder bzw. Geschwister.

¹Gül GÜN, biografisch-narratives Interview, 11.06.2003, S. 19: 982–985 (Übersetzung aus dem Türkischen, d.A.)

Paradoxerweise musste Gül – anders als ihre beiden älteren im Dorf eingeschulten Geschwister – als drittes Kind der Familie die Erfahrung der Fremdheit und des Außenseiterseins mit ihrer Einschulung in Neustadt separiert von den monolingual-deutschsprachigen Regelklassen in einer ‚Integrations-‘, auch pejorativ bekannt als ‚Türkenklasse‘, in doppelter Weise machen. Denn während sie einerseits von ausschließlich mehrheitsdeutschen Lehrer_innen in deutscher Sprache unterrichtet wurde, war sie zugleich einklassiert in eine separate Parallelklasse, umgeben von Kindern wie sie selbst ausschließlich aus Gastarbeiter_innen-Familien aus der Türkei, die als Türk_innen und somit türkischsprachig gelesen wurden. Dass es unter diesen auch Nicht-Türkisch-Muttersprachler_innen, wie Gül, geben könnte, wurde nicht gesehen oder gar ignoriert.

Zu verstehen ist dieses Phänomen der Ausblendung von sprachlich-kultureller „Super-Diversität“² (siehe Vertovec 2012; vgl. Gogolin 2010, S. 531 ff.) vor dem Hintergrund eines als ethnisch-kulturell und damit auch sprachlich homogen vorgestellten Selbstverständnisses von Nationalstaatlichkeit als Volks- und Kulturnation³, welches sich infolge auch im Tragen einer „ethnic lense“ (Glick-Schiller 2014, S. 153) der „dominanzkulturellen“ (Rommelspacher 1995) Institution Schule wie seines Lehrpersonals mit „monokulturellem Habitus“ (Gogolin 2008 [1994]) abbildet. In anderen Worten bedeutet dies in kritischer Reflexion: Seine sprachliche Manifestation und Repräsentation findet dieses naturalisierende und normierende Selbstverständnis einer imaginierten ethnisch-kulturell homogenen Wir-Nation in der Praxis der Monolingualität und somit dem ethnisierungskulturalisierenden Selbstverständnis, eine homogene Sprachnation zu sein; im

²Der Begriff *Superdiversität* wurde von dem Sozialanthropologen Steven Vertovec in die Migrationsforschung eingeführt. Er verweist auf neuere Phänomene, Typen und Prozesse der (transnationalen) Migration, die durch vielfältige, differenzierte und komplexe Formen von Herkunft, Zugehörigkeiten, Verortungen, Lebensentwürfen, sozialen und rechtlichen Lagen in Erscheinung treten (vgl. Vertovec 2012). Den Begriff der Superdiversität aufgreifend, spricht die Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Gogolin von der „sprachlichen Superdiversität“, d. h. einer „Mehrsprachigkeit im Sinne des Nebeneinanderexistierens von einer oder mehrerer Hauptverständigungssprache(n) und vieler weiterer Verständigungssprachen kleinerer Gemeinschaften in einer Gesellschaft“. Zwar stellt sprachliche Superdiversität, so Gogolin, in den meisten Teilen der Welt eine faktische Realität dar, insbesondere in urbanen migrationsgesellschaftlichen Kontexten, jedoch blieb dies bisher aufgrund eines dominant vorherrschenden „monolingualen Selbstverständnisses“ in nationalgesellschaftlichen Zusammenhängen wie Deutschland bisher in pädagogischer und wissenschaftlicher Praxis unbeachtet (vgl. Gogolin 2010, S. 531 ff.).

³So galt in (West-)Deutschland bis zur Reform des Staatsbürgerschaftsrechts im Jahr 2000 das Blutrecht *ius sanguinis* von 1913 aus dem Deutschen Reich. Es regelte nationalstaatliche Zugehörigkeit rechtlich biologisch über das Geburts- bzw. das Abstammungsprinzip.

Fall Deutschlands in der Dominanz und Privilegierung der Sprache Deutsch und im Türkei-Kontext in der Sprache Türkisch gegenüber den Sprachen anderer minoritärer gesellschaftlicher Gruppen.

3 Die ambivalente dritte Positionalität des Double-Outsiders bzw. Out-Outsiders

Während Gül vonseiten der staatlich-deutschen Institution Schule und ihrem mehrheitsdeutschen Lehrpersonal einmal in ihrer monolingualen Zazaki-Muttersprachlichkeit ignoriert und ausgeblendet wurde, erfuhr sie zugleich von dieser Seite *Othering*⁴ durch Fremdzuschreibung und -markierung als ‚Türkin‘. Zudem machte sie dort eine zweite *Othering*-Erfahrung, nun im dominant türkischsprachigen Klassenverband, einem sozialen Konstrukt von paralleler Homogenisierung, Differenz und Separation der eigentlich diversen Schüler_innenschaft. Hier wird sie nun paradoxerweise von ihren ‚türkischen‘ Mitschüler_innen aufgrund ihrer Türkisch-, Sprachlosigkeit‘ als vermeintliche ‚Nicht-Türkin‘ ‚fremd-geoutet‘, als solche schließlich verändert und marginalisiert. Somit erlebt Gül im für sie doppelt fremden und ungeschützten Raum Schule mit dem *doppelten Othering* eine Mehrfachdiskriminierung, die in den Sozialwissenschaften auch als intersektionale Diskriminierung oder Intersektionalität bezeichnet wird. Bezeichnend für ihr intersektionales Erleben von *Othering* und Diskriminierung ist hier jedoch, dass sie in dem Konstruktionsschema von national-ethnisch-kulturell-sprachlicher Wir-Ihr-, Eigen-Fremd- bzw. Insider-Outsider-Differenz – hier Deutsch versus Türkisch – sowohl vonseiten der deutschen Mehrheitsgesellschaft als auch innerhalb der dominanten ‚türkischen‘ Diaspora-Community, deren Mitglieder in der deutschen Mehrheitsgesellschaft selbst als ‚Fremde‘ marginalisiert sind, als ‚fremd‘ markiert wird und somit Ausschluss erfährt. Sie ist damit ‚fremd‘ auch unter den als ‚fremd‘ Markierten. In der Folge entsteht aus dem *doppelten Othering* eine ambivalente dritte soziale Position jenseits des binären Differenz- und Machtungleichheitsmusters der Insider-Outsider-Positionalität, die ich an Güls Falldarstellung exemplifiziert als soziale *Positionalität des Double-Outsiders bzw. Out-Outsiders* (oder *doppelte*

⁴Der Begriff *Othering* (engl. *other* ‚andere(r)‘) steht für den Prozess einer Wir-Ihr-Differenzkonstruktion, in dessen Verlauf das Eigene in der Gegenüberstellung mit dem Anderen als normal beschrieben wird und eine Aufwertung erfährt. Diametral dazu wird durch Stigmatisierung ein negatives und abwertendes Bild vom Anderen entworfen, mit der Folge der Aus- und Abgrenzung, in anderen Worten der *Veränderung*. Entstanden ist das Konzept des *Othering* aus dem Kontext der postkolonialen Theorie und wurde vor allem durch Autor_innen wie Edward Said oder Gayatri Chakravorty Spivak geprägt.

bzw. *Außen-Außenseiterin*) bezeichne. Bezogen auf die erlebte und oben beschriebene konkrete Fallsituation von Gül in der Schule bekommt sie diese verändernde *ambivalente dritte Positionalität* über ihre vermeintliche bzw. tatsächliche andere (Mutter-)Sprache Türkisch bzw. Nicht-Türkisch fremdzugeschrieben. Sprache fungiert hier somit als Kategorie der Konstruktion von Differenz, d. h. von Insider-Outsider-Zuschreibungen und -Zugehörigkeiten, gewöhnlich mit der Folge der privilegierenden Inklusion auf der einen Seite und der deprivilegierenden Exklusion durch *Othering* auf der anderen Seite. Im Fall von Gül kommt es aber außerhalb des gewohnten Differenzmusters zu einem *doppelten Othering* und somit auch einer intersektionalen Diskriminierung. Bedeutsam wird an dieser Stelle, nun den Blick auf Güls Handlungsstrategie als Reaktion auf das im Schulumfeld erlebte sozial *doppelte Othering* auszurichten.

4 Assimilation, Mimikry und Passing als reaktive Handlungsstrategien gegen Othering

Um ihre prekäre Situation des doppelten *Otherings* bzw. der Double-Outsider-Fremdpositionierung aufgrund ihrer normabweichenden Anderssprachigkeit und in der Folge eintretenden *doppelten ‚Sprachlosigkeit‘* (in den Nationalsprachen Deutsch und Türkisch), einhergehend mit dem Gefühl der „Scham“, zu überwinden, so erfahren wir aus der obigen Interviewpassage, wählt sie die Strategie der „Verneinung“ bzw. Verdrängung. In der Folge wird sie, wie sie in ihrem biografisch-narrativen Interview weitererzählt, in der sozialen und kulturellen Konstruktion der Dichotomisierung und Hierarchisierung der Sprachen in dieser Lebensphase zunächst Deutsch als die Sprache mit dem höchsten Status und „kulturellen Kapital“ (Bourdieu 1983) priorisieren. Sie wird mit ihrer Strategie der Anpassung und Assimilierung an die dominanzkulturellen Verhältnisse erfolgreich in die deutschsprachige Regelklasse aufsteigen und dann sogar so weit gehen, dass sie, zumindest in der Schule, mit der Identitätspraxis des Mimikry⁵ einen mehrheitsdeutschen Mädchennamen annehmen wird. In

⁵Der Begriff *Mimikry* fand ursprünglich Verwendung in der Biologie für nachahmende bzw. an die Umwelt anpassende Verhaltenspraktiken von Lebewesen mit der Funktion der Tarnung, Abschreckung und Anlockung als Überlebens- und Schutzstrategie. Übertragen auf den Menschen wird darunter allgemein die Anpassung des Menschen an seine soziale Umwelt verstanden. Hier bezogen auf Güls konkrete Handlungspraxis der anpassenden Namensaneignung verwende ich *Mimikry* in Anlehnung an den Kulturanthropologen und Theoretiker des Postkolonialismus Homi Bhabha als eine bemächtigende Strategie der partiellen Anpassung bzw. Aneignung (*appropriation*) des Anderen (hier des Namens) in

ihrer reflektierenden Rückblende beschreibt sie in dem obigen Interviewausschnitt jedoch das Bedauern über ihre damalige Haltung der „Verneinung“ ihrer Zazaki-Muttersprache als „schlimm“. Die türkische Sprache, die sich mit der Zeit im elterlich-familiär-herkunftsbezogenen Umfeld neben der deutschen als alltägliche intergenerationelle Hauptverständigungssprache insbesondere mit Güls Eltern als der Pioniergeneration der Arbeitsmigration durchsetzte, eignete sie sich in der Alltagssprachpraxis mit der Zeit an. Ihre Zazaki-Sprache hingegen verlernte sie parallel dazu, bis auf einen rudimentären Teil, reduziert auf eine Code-Mixing- und Code-Switching⁶-Alltagskommunikation zwischen Zazaki und Türkisch im familiären Umfeld mit der älteren Generation, insbesondere mit ihrer Mutter.

5 „(Meine) sprachen kennen keine grenzen“

An dieser Stelle kann ich mich outen, denn auch ich komme aus einem sprachlich ähnlichen familiären Umfeld wie Gül. Der Unterschied ist, dass ich, im Unterschied zu Güls Sprachsozialisation, die Zazaki-Sprache in der Diaspora in Deutschland in einem familiär eher dominant türkischsprachigen Umfeld passiv zu hören bekam und, verstärkt nochmal angeregt durch meine ethnografischen Feldforschungen im Rahmen meiner Promotion, versuche, mir das Zazaki nicht als verlernte, sondern als in der Familie aktiv nicht beigebrachte Sprache größtenteils autodidaktisch nachholend anzueignen. Mein eingeschränkter Zazaki-Sprachstand ähnelt eher dem momentanen Alltags-Zazaki von Gül, der mit ihr in Neustadt sozialisierten jüngeren Schwester Nur und dem jüngsten in Neustadt geborenen Bruder Yilmaz. Dagegen würde meine Zazaki-Sprachsozialisation eher derjenigen der Angehörigen der Enkelgeneration der Familie GÜN entsprechen. Um einen exemplarischen Eindruck über deren Sprachsozialisation und intergenerationellen Sprachalltag zu geben, möchte ich als eine Art Exkurs mit folgendem Auszug aus meinem autobiografisch angehauchten Essay „Ich spreche X-linguistisch“ fortfahren, in dem ich hier mit dem Fokus auf die familiäre Zazaki-Sprache meine mehrsprachige Sozialisation in der Diaspora literarisieren.

dominanter Position. Hierbei spricht Bhabha von der „Ambivalenz der Mimikry“, da die Aneignung nur „beinahe dasselbe, aber nicht ganz“ mit dem Angeeigneten identisch ist (vgl. Bhabha 2011, S. 125 ff.). Im Fall von Gül bleibt sie dennoch offiziell und außerhalb ihrer Schulklasse weiterhin diejenige, die *Gül* gerufen wird und damit die Andere.

⁶Unter *Code-Mixing* ist hier die kreative Vermischung von Wort- und Satzteilen aus zwei oder mehreren Sprachen zu verstehen, während das *Code-Switching* den Wechsel zwischen durch immer wieder inmitten des Sprachaktes von einer in eine andere Sprache meint.

„Gesprochen wird bei uns zu hause nicht nur in Türkisch und Deutsch. Da meine eigentliche muttersprache Zaza ist – eine indoeuropäische sprache, die vom ursprung her im ostmittelanatolischen raum von einer minderheit gesprochen wird. Zwar lassen zugegebenerweise meine kenntnisse in dieser sprache zu wünschen übrig – besonders wenn es um das sprechen geht – aber ich bin vor allem vom emotional-melodischen klang dieser sprache stark geprägt. Ich habe sie verinnerlicht, zumal damit viele kindheitserinnerungen verbunden sind.

Meine oma Hayal (zu deutsch: traum), die ich sehr mochte und zu der ich mich sehr nah fühlte, sprach fast ausschließlich in Zaza. Kam es mal ausnahmsweise doch dazu, daß sie in die gewässer des Türkischen eintauchte, so verhaspelte sie sich sofort in ein höchst kreatives kauderwelsch-duett aus Zaza und Türkisch. In diesen momenten konnten wir kinder uns vor lachen kaum mehr im zaum halten, bis unsere tränen ihren freien lauf nahmen und aus unseren augen runterkullerten. In ihrer selbstironie nicht zu übertreffen, gesellte sie sich nachdem der erste ärger verpufft war zu uns und lachte mit uns mit.

Trotz der zweisprachigen ‚sprachlosigkeit‘ zwischen mir und meiner oma, die hier nur als beispiel für die großelterngeneration meiner familie steht, konnten wir uns dennoch recht gut verstehen. Sie sprach in Zaza, ich antwortete in Türkisch und umgekehrt.

Faszinierend war die sprache meiner eltern bzw. elterngeneration, denn sie ähnelte in ihrer vielfältigkeit meiner eigenen bzw. der meiner generation. Mit meiner oma sprachen sie immer in ihrer muttersprache Zaza. Unter sich Zaza oder Türkisch oder das code-switching von beiden. Mit uns, den kindern, wurde nur Türkisch gesprochen. Zaza bekamen wir leider nicht beigebracht, denn unsere eltern waren aufgrund der staatlich-ideologischen türkisierung- und assimilierungspolitik gegenüber minderheiten erheblich eingeschüchtert und immer von angst begleitet gewesen. Diese politik spiegelte sich folglich auch in unserer sprachlichen erziehung durch unsere eltern wider.

Gerne hätte ich die Zaza-sprache richtig gelernt bekommen. Es wäre auf jeden fall eine bereicherung für mich gewesen. Immer noch verspüre ich einen ungestillten durst danach. Als meine oma noch lebte, war es für mich immer ein genuß dabei zuzuhören, wie die älteren zwischen den sprachen hin und her segelten. Verstehen tat ich zwar von dem gesprochenen nur einen teil, aber ich fühlte mich dazugehörig und wohl in dieser üppigen sprachenwelt. Leider ist von diesen zeiten wenig übrig geblieben. Die gründe sind offensichtlich: Die traditionellen großfamilienstrukturen sind zusammengebrochen, die großelterngeneration lebt nicht mehr und die migration nach Deutschland hat zu einem grundlegenden sprachlich-kulturellen wandel beigetragen.“ (Can 1998, S. 249 f.)

6 **Lingualität-Gender-Linguizismus: Feminisierte Monolingualität – maskulinisierte Multilingualität im transgenerationellen Wandel**

Gülsabah, Güls Mutter, hat inzwischen zehn Enkelkinder, alle in Neustadt geboren. Gülsabah sprach, als sie zu Beginn der 1970er Jahre zusammen mit ihren kleinen Kindern Gül und Nur und schwanger mit Yılmaz zu ihrem Ehemann Hasan nach Neustadt kam, nur Zazaki, so wie Gül selbst oder meine Oma Hayal. Nach all den Jahren in der diasporischen und transnationalen Migration hat sie sich als Analphabetin in der Migration für den familiären und alltagssprachlichen Gebrauch ein Türkisch angeeignet, das ein kreatives Code-Mixing und Code-Switching von Zazaki und Türkisch ist. Das ‚Arbeitsdeutsch‘, das sie sich vor allem während ihrer Tätigkeiten als Raumpflegerin und Küchenhilfe bis zu ihrer Verrentung bruchstückhaft passiv aneignen konnte, hat sie inzwischen weitgehend wieder verlernt. Es ist jedoch bemerkenswert, wie ihr und den Familienangehörigen in einer transkulturell-transnationalen Patchwork-Familienkonstellation eine transgenerationale vielsprachig-vielstimmige Kommunikation auf konstruktiv-performative Weise gelingt. Gemeint ist damit, dass im mehrgenerationellen familiären Umfeld die Sprachen Türkisch, Deutsch, Zazaki, Kurdisch und Griechisch wie auch in verschiedenen Variationen deren Code-Mixing und Code-Switching gesprochen werden. Einen Eindruck von dieser transgenerationalen Vielsprachigkeit in der Familie GÜN vermittelt Gülsabah GÜNs Ehemann Hasan GÜN in der folgenden Interviewpassage:

Hasan GÜN: Ich spreche mit deiner Tante [seine Frau] wie es kommt (.), sowohl Türkisch als auch (.) [Zazaki]. Wenn es erforderlich ist, spricht sie Türkisch (.). Wenn wir in der anderen Sprache sprechen, Deutsch, z. B. die Kinder sprechen Deutsch. Z.B. können meine Enkelkinder kein Zazaki, Türkisch können sie auch nicht besonders gut. Wir sind gezwungen, sprechen Deutsch mit ihnen. Wir verstehen so viel wir verstehen können, das, was wir nicht verstehen, sprechen wir Türkisch mit ihnen.

Halil Can: Aber deine Kinder sprechen doch auch Zazaki, oder?

Hasan GÜN: Nun, Arif kann es, Damla kann es auch, aber Gül und Nur können es verstehen, aber nicht sprechen.⁷

Schaut man an dieser Stelle in kritischer Retrospektive und Reflexion auf Gülsabah GÜNs (familien-)biografische Sprachsozialisation mit ursprünglich zazaki-sprachiger Monolingualität, so treten zwei Seiten einer Medaille in Erscheinung.

⁷Interview mit Hasan GÜN, 14.03.03/Zeilen 1353–1373.

Zunächst einmal wird sichtbar, dass im herkömmlich-dörflich-familiären Kontext die zazaki-sprachige Monolingualität gegendert, d. h. feminisiert war. Bedingt war dies durch gesellschaftliche wie sozial-kulturelle Strukturen, die Frauen benachteiligten und ihre Mobilität außerhalb des großfamiliären und dörflichen Sozial- und Gemeinschaftsumfeldes einschränkten. Männliche Mitglieder der Familien- und Sozialgemeinschaft, wie z. B. ihr Ehemann Hasan GÜN, hatten hingegen einen viel weiteren Mobilitätswert, aufgrund dessen der Kontakt zu anderen Sprachen und damit die Entwicklung der Mehrsprachigkeit als Wissens- bzw. Kulturkapital möglich wurde. So waren männliche Angehörige dieser Generation eher privilegiert, vor Ort die Schule zu besuchen und das dörfliche Umfeld (auch allein) zu verlassen, z. B. zwecks Geschäft (Kauf-Verkauf), Arbeit, Bildung oder Militärdienst zunächst im Inland und später auch im Ausland. So war es Hasan GÜN möglich, nicht nur die türkische Sprache in der Schule zu lernen und sie während seines zweijährigen Militärdienstes weiter auszubauen. Zugleich lernte er ähnlich wie seine Väter- und Großvätergeneration vor ihm die im Umfeld seines Dorfes regional dominante, aber inoffizielle Sprache Kurdisch. Des Weiteren wurde er vom alevitischen Dorf-Hodscha bereits in jungen Jahren auserwählt und zum alevitischen Hodscha der Nachfolgeneration ausgebildet, sodass er in der alevitischen Gemeinde vor Ort und auch noch zu Beginn seiner Arbeitsmigration in Deutschland aus dem arabischsprachigen Koran rezitierend religiös-kulturelle Riten und Zeremonien begleiten konnte. Durch die Arbeitsmigration kam dann zu seinem Sprachenrepertoire auch das Deutsche hinzu, das er bei der Arbeit in der mündlichen Praxis lernte, sodass es für den Alltagsgebrauch ausreichte.

Aus der individuellen Perspektive von Gülsabah GÜN zeigt sich somit rückblickend: Bedingt zunächst einmal vor dem Hintergrund von Linguizismus, d. h. in diesem Fall die Ignorierung, Deprivilegierung und Diskriminierung des Zazaki im öffentlichen Raum, erweist sich die zazaki-sprachige Monolingualität als biografischer Nachteil beim Zugang zu relevanten Ressourcen bzw. Kapitalien. Dies gilt hier insbesondere für Frauen und stellt somit eine geschlechtsspezifische soziale Diskriminierung dar, da diese in ihrer Mobilität und Kommunikation räumlich wie sozial eingeschränkt sind und in der Folge in potenziellen Abhängigkeitsverhältnissen zu anderen (Familienangehörigen) stehen, wenn sie den familiären Sozialraum verlassen, so z. B. bei Arztbesuchen oder Behördengängen. Dabei gelten Erfahrungen von Ausschluss, Diskriminierung und Abhängigkeit nicht nur für den Herkunftskontext Türkei, sondern werden in der Kontinuität auch bei zazaki-sprachigen monolingualen Frauen in der Diaspora (in Deutschland) nochmal verstärkt gemacht.

Andererseits zeigt es sich zugleich aber als etwas Positives, dass gerade das (feminine) monolinguale Konserviertsein der Zazaki-Sprache in der Person von

Gülsabah GÜN wesentlich dazu beigetragen hat, dass sie als soziale und kulturelle Ressource in ihrer diasporischen Mehrgenerationenfamilie trotz aller Brüche und Verluste präsent und bewusst bleiben und so überhaupt zumindest partiell transgenerational tradiert werden konnte. Was nun die Enkelgeneration aus dem rudimentär und fragmentarisch tradierten und somit prekären Spracherbe machen wird, ist im Moment schwierig einzuschätzen und vorauszusagen. Durch die in der Diaspora begonnene Verschriftlichung der Zazaki-Sprache und das Entstehen von ersten privaten wie schulischen Sprachlernangeboten wie die multimedial-digital-interaktive Verbreitung über das Internet könnte es, positiv betrachtet, zu ihrer Bewusstwerdung und partiellen Wiederbelebung auch in der jungen Generation kommen.⁸

Schaut man hingegen generell auf die Lingualität in den Nachfolgegenerationen, so lässt sich exemplarisch am Beispiel der für diese Forschungsarbeit untersuchten beiden Mehrgenerationenfamilien, also der vorgestellten Familie GÜN wie auch der anderen, zweiten Familie CEM beobachten, dass durch die Schulung und Alphabetisierung wie auch die Erweiterung des Mobilitätsradius in der Folge der Land-Stadt- und transnationalen Arbeitsmigration, die eng verbunden waren mit gesellschaftlichen Modernisierungs-, Industrialisierungs- und Globalisierungsprozessen, geschlechtliche Ungleichheiten mehr und mehr aufgebrochen wurden. Somit lässt sich als ein Indiz für geschlechtliche Emanzipations- und Gleichstellungsprozesse auch die Ressourcen- und Kompetenzerweiterung der weiblichen Familienangehörigen von der Ein- zur Mehrsprachigkeit aufzeigen, und zwar in sukzessiver Generationenfolge. So wird das familiäre Sprachenrepertoire insbesondere in der Enkelgeneration durch den schulischen Fremdsprachenunterricht mit den europäischen Sprachen Englisch, Französisch und Spanisch erweitert. Zugleich geht jedoch mit diesem Prozess der geschlechterübergreifenden Multilingualisierung in den Mehrgenerationenfamilien aufgrund der noch geringen bis fehlenden Wertschätzung, Anerkennung und Institutionalisierung der Zazaki-Mutter- bzw. familiären Herkunftssprache im transnationalen

⁸Auf die Bedeutung der Stärkung, Verbreitung und des Erhalts von insbesondere gefährdeten Sprachen der Welt durch die stetig weltweite Expansion der Internets als Kommunikationstechnologie und damit einhergehend der zunehmenden Multilingualisierung der globalen Kommunikation im digitalen virtuellen Raum weist auch der renommierte Sprachwissenschaftler David Crystal hin: „The Internet offers a home to all languages – as soon as their communities have an electricity supply and a functioning computer technology.“ (Crystal 2011, S. 78) Und führt dann aber einschränkend aus: „The Internet will one day represent the distribution of language presence in the world but it is currently a long way from that ideal. For a multilingual Internet to grow, there has to be policy agreement and technological implementation, and such things take time to put in place.“ (Crystal 2011, S. 82).

Kontext ihre fortschreitende Erosion und somit die Gefahr einher, dass sie nach zwei Generationen ausgestorben sein wird. Es sei denn, sie sollte durch aktive und inklusive individuelle und kollektive Maßnahmen zivilgesellschaftlicher- wie staatlicherseits in die junge Generation hinübergerettet werden.⁹

7 Das sprechende Feld – die reziprok-resonante Forscher_in-Feld-Relation

Zu Beginn meiner familiären Feldforschungen war gerade Gülsabah GÜN es gewesen, die mit ihrem Zazaki-Türkisch-Code-Mixing und -Switching meinen zwar mehrsprachig gedachten, aber eher doch auf einen zweisprachig auf Deutsch und Türkisch eingestellten sprachlichen Forschungshorizont in überraschender und einschneidender Weise nachhaltig öffnete und erweiterte. Denn bei der Konzeption und Rahmung meines Promotionsprojekts zur familiären Arbeitsmigration aus der Türkei nach Deutschland bin ich trotz der erwarteten potenziellen Mehrsprachigkeit in den Familien ganz selbstverständlich von der Türkisch- und/oder Deutschsprachigkeit aller potenziellen Familienangehörigen als notwendige und ausreichende sprachliche Basisressource für die Kommunikationsprozesse im Feld ausgegangen. Dass eine weitere Sprache, wie in diesem Fall meine Muttersprache Zazaki, die zu der Zeit bei mir nur rudimentär vorlag und eher passiv auf den familiären Sprachalltag begrenzt war, innerhalb meines Feldforschungsprozesses nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich als forschungsrelevantes Thema von so gewichtiger Bedeutung sein würde, war mir zu Beginn meiner Forschung nicht bewusst. Obwohl ich bei meiner Suche nach Probanden_innen-Familien konzeptionell mich bewusst nicht festgelegt, also mich auf eine offene und prozessorientierte Feldforschung eingelassen hatte, war ich nicht darauf eingestellt, dass in der interaktiven Kommunikation jenseits von Türkisch und Deutsch im Feld und Englisch im akademisch-theoretischen Kontext eine andere Sprache von Relevanz sein würde, bis ich im und durch das Feld eines Anderen belehrt wurde.

Das, was ich eigentlich über mein ethnologisches Promotionsstudium glaubte zu wissen und verstanden zu haben, nämlich dass ich mit dem Feld in einer wechselseitigen Relation stehe, dass also das Feld in interkommunikativer Resonanz

⁹Auf die Gefährdung des Aussterbens der Zazaki-Sprache wies die UNESCO bereits in ihrem Bericht von 2010 über die gefährdeten Sprachen der Welt hin: „*One North-Western Iranian language, Zazaki, is spoken exclusively in Turkey, and despite having a high number of speakers, it must be regarded as vulnerable at the minimum.*” (Melely 2010, S. 42).

zu und mit mir spricht, habe ich im Grunde erst dann für mich so richtig realisieren können, als ich nach langjähriger Suche nach Proband_innen-Familien endlich fündig geworden war, aber überrascht feststellen musste, dass diese beiden im familiär herkunftlichen, insbesondere sprachlich-kulturellen wie glaubensgemeinschaftlichen Kontext mit dem meiner elterlichen Familie übereinstimmen. In der Quintessenz lautet die Schlussfolgerung daraus: Die interpersonellen Kontakte und Beziehungen, die sich im Forschungsprozess ergeben und herauskristallisieren, ergeben sich somit nicht rein zufallsbedingt, sondern werden in einem machtvoll sozial und kulturell geprägten Raum von differenten Machtpositionen, Zuschreibungen und Zugehörigkeiten geformt und strukturiert, so z. B. im intersektionalen Zusammenhang der Kategorien Geschlecht, Klasse, Nation, Ethnie, Hautfarbe, Kultur, Sprache, Religion, Name, Weltanschauung, sexuelle Orientierung. In der Folge sind auch individuell-persönliche Empfindungen und Einstellungen von Nähe und Distanz, Zuneigung und Abneigung, Vertrauen und Befremden zwischen dem Forschenden und den potenziellen Kommunikationsakteur_innen im Feld sozial-kulturell (vor-)geprägt und somit konstruiert.

8 „Nerelisin?“ – „Woher kommst du?“

So kam es, dass ich bei meiner ethnografischen Suche nach Proband_innen-Familien im Feld als Forschender zwei grundlegende Erfahrungen der Zuschreibung und in der Folge der sozialen Öffnung oder Schließung machte, die bei meinen Begegnungen gleich zu Beginn der Gespräche zumeist mit der Schlüsselfrage „Nerelisin?“, zu deutsch „Woher kommst Du?“, initiiert wurden. Wenn ich dabei – insbesondere vom männlichen Ältesten einer (Mehrgenerationen-)Familie als vertraut, d. h. der ‚eigenen‘ Kollektivgruppe zugehörig identifiziert wurde, so erlebte ich eine Öffnung und im Idealfall, wie im Fall der zwei herkunftlich zazaki-sprachigen und alevitischen Proband_innen-Familien GÜN und CEM aus der Dersim-Region, eine Inklusion in ihren familiären Raum.

Im anderen Fall von Kontaktaufnahmen, wenn ich nach der gleichen Fragestellung „Nerelisin“ als Anderer, also der ‚eigenen‘ Kollektivgruppe nicht zugehörig identifiziert wurde, so wurde zwar auch hier das Gespräch freundlich fortgesetzt, jedoch kam es im Anschluss, bis auf eine Einladung, nie zur eigentlich erhofften Öffnung und Inklusion in den familiären Raum. Die in solchen Zusammenhängen innerhalb der türkeistämmigen diasporischen Community erlebte Fremdentifizierung bzw. -zuschreibung als Anderer möchte ich im Folgenden exemplarisch

am Beispiel einer Begegnung in einer staatlich-sunnitischen DİTİB¹⁰-Moschee in Neustadt illustrieren.

„Als ich das sehr geräumige Moschee-Café betrete – es ist ein gewöhnliches Männercafé mit

Fernseher und Teeausschank mit der Ausnahme, dass es sehr hell, nicht verraucht und sehr

gepflegt ist –, gehe ich direkt zum Ausschank und frage nach einem Verantwortlichen der

Moschee. Er verweist mich an einen Tisch, wo ein älterer Mann für sich allein sitzt und mit

einigen anderen, die an anderen Tischen sitzen, sich ein Fußballspiel im türkischen Satellitenfernsehen anschaut. Ich stelle mich dem Mann kurz vor und sage ihm mein Anliegen.

Er bittet mich höflich, mich zu setzen, und bestellt mir sofort einen Schwarztee. Eine seiner

ersten Fragen ist: „Nerelisin?“, zu Deutsch: „Woher kommst du?“ Ich nenne ihm den Namen

der ostanatolischen Provinzstadt, aus der meine Eltern kommen und wo ich geboren wurde.

Auf meine Antwort sagt er, dass die Moschee offen ist für alle.“¹¹

Im Türkei- wie auch im Diaspora-Kontext hat der sich auf den geografischen Raum der Türkei beziehende Schlüsselfragesatz „Nerelisin?“ zumeist die Funktion der ethnisch-religiösen Identifikation des unbekanntenen ‚Landesgefährten‘ über dessen herkunftlich landesgeografisch regional-örtliche Lokalisation. Zweck dieser komplementären Verortung ist die Intention des klärenden Abgleichs und damit die Selbstvergewisserung, ob die befragte Person zur eigenen ethnisch-sprachlich-religiösen Kollektivgruppe zugehörig ist oder nicht. Es ist eine Praxis der Zuschreibung von Zugehörigkeit und somit Konstruktion von Differenz, die sich eines diskursiven Wissens von stereotypen Bildern und Schablonen über das

¹⁰DİTİB (Diyanet İşleri Türk İslam Birliği), zu Deutsch „Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e. V.“, ist als bundesweiter Dachverband mit Sitz in Köln die Ablegerorganisation der religiös-sunnitischen Religionsbehörde DİYANET des türkischen Staates in Deutschland.

¹¹Gedächtnisprotokoll vom 11.10.2002: Feldforschung in der DİTİB-Moschee in Neustadt.

ethnisch-religiös Eigene und Andere bedient, die ihre Korrelation in der geografischen Lokalität bzw. Kartierung findet. In diesem Zusammenhang ‚verriet‘ die Identifizierung meiner geografisch-örtlichen Herkunft meine ethnisch-religiöse Zugehörigkeit, und zwar, dass ich allem Anschein nach ein Alevite und/oder Kurde aus Ostanatolien sein müsste. Dabei drückt die Antwort „Die Moschee ist offen für alle!“ des Moscheebesuchers zwar explizit eine freundliche Einladung und Haltung der Toleranz aus, gleichzeitig schwingt aber implizit auch die Botschaft mit, dass ich als Anderer, d. h. nicht-sunnitischer Muslim, in dem Fall als ‚Alevit‘, sehr wahrscheinlich auch als ‚Kurde‘, identifiziert wurde. Hinter der toleranten Einladung in die Moschee verbirgt sich somit eigentlich eine Veränderung (*Othering*), die freundlich gemeint ist, aber paternalistisch wirkt und mich sozial skaliert. Schließlich werde ich hier einerseits als Eigener, d. h. aus der Türkei stammend, und andererseits zugleich als Anderer, in anderen Worten als *eigener Anderer* gelesen und unausgesprochen markiert. Diese ambivalente und paradoxe Praxis der sozialen Fremdzuschreibung und -positionalisierung als dazugehörig und nichtdazugehörig bzw. als Insider und Outsider soll hier als *integrierendes Othering* bezeichnet werden.

Dieses von mir im diasporischen Community-Kontext im Forschungsfeld erlebte *integrierende Othering* unterscheidet sich somit von dem, welches Gül von ihren Mitschüler_innen innerhalb ihrer ‚Türken-Klasse‘ erlebt hatte, insoweit, da sie gleich zu Beginn schon wegen ihrer türkischsprachigen ‚Sprachlosigkeit‘ in der Gruppe als ‚fremd‘ identifiziert und markiert wird und infolgedessen völligen Ausschluss erfährt. In dem Fall liegt somit ein *exkludierendes Othering* vor, da zumindest zu Beginn der Begegnung und Gruppenbildung kein signifikantes und sichtbares Identitätsmerkmal für ihre Integration in die Wir-Gruppe der scheinbar bzw. als ‚türkisch‘ etikettierten Schüler_innen besteht, etwa über ihre eigentlich doch plausible Herkunft aus einer ‚Gastarbeiter‘_innen-Familie aus der Türkei.

9 Das ethnisch-sprachliche Othering von sozialen Gruppen und ihr relationales Dilemma als Outsider

Ein weiteres intersektional über die soziale Differenzkategorien Sprache/Ethnizität und Glaube/Religiosität konstruiertes *Othering*, diesmal jedoch mit Blick auf die ethnisch-sprachlichen und religiösen Ungleichheitspositionen im gesellschaftlichen Kontext der Türkei, möchte ich am Beispiel einer im Interview geschilderten spezifischen Erfahrung von Gülsabah GÜN darstellen.

Beim biografisch-narrativen Interview mit Gülsabah GÜN, dem auch ihr in den Sprachen Türkisch-Deutsch-Zazaki-Kurdisch als qualifizierter Dolmetscher

und Übersetzer arbeitender Sohn Arif beiwohnte, erzählte sie mir im zazaki-türkisch-sprachigen Code-Switching und -Mixing auch von ihrem Leben im Dorf Toprak in der Türkei, wo ich die Familie GÜN auf Einladung noch vor unserem Interview im Rahmen meiner Multi-Sited-Ethnography (Marcus 1995) besucht hatte. Dabei kam sie unter anderem auf ein Thema zu sprechen, das ihre Zugehörigkeit zur alevitischen Glaubensgemeinschaft und die damit verbundenen *Othering*-Erfahrungen betraf und das sie wie folgt zum Ausdruck brachte:

„Sie [die Sunnit_innen] sagen, sie [die Alevit_innen] haben weder eine Religion noch einen Glauben. Sie kennen keine Religion, keinen Glauben. Sie kennen das Elhamdülillah [arab. Gott sei Dank bzw. Lob sei Gott] nicht. Sie kennen Allah nicht. Sie [die Sunnit_innen] sagen, Allah behüte, Allah behüte, sie [die Alevit_innen] kennen weder Mutter noch Vater [leben inzestuös]. Solche Sachen sagen sie.“¹²

„Sie [die Alevit_innen] waschen nicht ihre Hände, das von ihnen geschlachtete Schaf ist nicht helal [geschlachtete nach islamischen Vorschriften, rituell rein], ihr Fleisch ist nicht helal, sie sagen nicht allahuekber [Allah ist groß], was weiß ich, was weiß ich. Sie essen es nicht, von dem in unserem Haus geschlachteten Schaf, von dem Schaf essen sie das Fleisch nicht.“¹³

Auffällig ist hier, dass Gülsabah GÜN die Personengruppen, über die sie in gegensätzlicher Positionierung spricht, die einen als Sprecher_innen und die anderen als Adressat_innen, explizit nicht benennt, sondern jeweils nur in der Pluralform als „sie“ bezeichnet. Diese werden, wenn man nur diese Textpassagen zu Rate zieht, erst durch eine diskursive Kontextualisierung und Deutung des Aussageninhalts ermittelbar. Und zwar: Auf der einen Seite die Sprecher_innen als Angehörige der religiös sunnitischen Mehrheits- und Dominanzgesellschaft und damit die in der Türkei die sozial-religiöse Norm Repräsentierenden. Auf der anderen Seite ihre Adressat_innen als Angehörige der gesellschaftlich marginalisierten und deprivilegierten Glaubensgemeinschaft der Alevit_innen und dementsprechend die Abweichler_innen von dieser gesetzten religiösen Norm. Dabei wirkt Gülsabah GÜNs Anonymisierung der beiden thematisierten, einander entgegengesetzten gesellschaftlichen Gruppen so, als ob sie zu mir im Interview still und leise hinter vorgehaltener Hand sprechen würde, dass wir ja nicht gehört und ertappt werden. Ihr verdecktes Sprechen, die Sprecher_innen und Adressat_innen nicht explizit und offen beim Namen zu nennen, lässt erahnen, wie heikel, peinlich und bedrückend die Fremdzuschreibungen und -beschuldigungen für sie sind.

¹²Interview mit Gülsabah GÜN, 02.05.2003/Zeilen 360–363 (Übersetzung aus Zazaki und Türkisch, d.A.).

¹³Ebd.: 02.05.2003/Zeilen 308–310 (Übersetzung aus Zazaki und Türkisch, d.A.).

Überraschend ist an dieser Stelle jedoch, dass bezüglich der Sprecher_innen, wie zunächst zu vermuten wäre, Gülsabah GÜN nicht die Angehörigen der ethnisch türkisch und religiös (hanefitisch-)sunnitischen Mehrheitsgesellschaft meint. Wie sie im weiteren Verlauf ihres Interviews offenlegt, handelt es sich bei den Sprecher_innen stattdessen zwar auch um Angehörige der religiös (schaafitisch-)sunnitischen Mehrheitsgesellschaft, aber ethnisch-sprachlich der in der Türkei größten Minoritätengruppe der Kurd_innen.

Die eigentliche Überraschung hierbei ist jedoch, dass sie in ihrer Erzählung des Erlebten sich auf den Besuch einer kurdisch-sprachigen und religiös schaafitisch-sunnitischen Familie aus ihrem Nachbardorf bezieht, mit denen sie als zazaki-sprachige, alevitische Familie – was in dieser Konstellation ungewöhnlich und nicht selbstverständlich war – in *kirve*¹⁴-Wahlverwandschaft stehen, also ihr Mann Hasan GÜN der Beschneidungspate des Sohnes seines Freundes Şivan aus dieser sunnitisch-kurdischen Familie ist. Trotz der engen Freundschaft zwischen den beiden Familienvätern Hasan und Şivan und der *kirve*-Verwandschaft klagt Gülsabah GÜN über die oben beschriebenen Klischees gegenüber Alevit_innen, die, wie sie sagt, insbesondere von den zu Besuch gekommenen Frauen aus Şivans Familie kommen. Dies äußert sich, wie sie weiter ausführt, darin, dass ihre *kirves* eine strikte Geschlechtertrennung praktizierten, aber die weiblichen Gäste auch innerhalb der Frauengruppe jegliche körperlichen Kontakte, wie Begrüßungsrituale, sowie auch das Essen bei den alevitischen Gastgeber_innen, strikt mieden; aufgrund des Klischees, dass diese und ihr Essen ‚unrein‘ seien.

Hier zeigt sich somit – anders als bei den anderen oben aufgezeigten Beispielen – ein *Othering* zwischen zwei Gesellschaftsgruppen, die zwar ethnisch-sprachlich die Gemeinsamkeit aufweisen, im Verhältnis zur türkischen Dominanzgesellschaft soziale Außenseiter zu sein. Die kurdisch-sprachige Familie aber findet sich dafür in ihrer sunnitisch-religiösen Positionalität im Verhältnis zur alevitischen Familie GÜN in der gesellschaftlich dominanten und privilegierten Machtposition. Während im gesellschaftlichen Machtkontext die Familie GÜN auf der Basis von ethnisch-sprachlicher und religiöser Zugehörigkeit *doppeltes Othering* erfährt, sind ihre *kirves* in einer ambivalenten gesellschaftlichen Machtposition. Das heißt, während auf der einen Seite auch sie ethnisch-sprachliches *Othering* erfahren, repräsentieren sie auf der anderen Seite religiös die gesellschaftliche Macht- und Dominanzposition. Somit macht Gülsabah

¹⁴Bei der *kirve*-Wahlverwandschaft handelt es sich im Türkei-Kontext bei alevitischen wie auch (sunnitisch-)muslimischen Familien um eine weit verbreitete Praxis der sozialen Generierung von fiktiver Verwandtschaft bzw. Patenschaftsbeziehungen zwischen Familien und Lineages, die im Zusammenhang der kulturell-religiös tradierten Ritualpraxis der (Vorhaut-)Beschneidung (*sünnet*) von Söhnen als Initiationsritus zustande kommt.

GÜNs Erfahrung und Thematisierung des *Othering* vonseiten ihrer *kirve*-Familie aufgrund ihrer alevitischen Glaubenszugehörigkeit das gesellschaftlich konstruierte soziale Dilemma und die damit zusammenhängenden Spannungen zwischen den (wahlverwandten) Familien(angehörigen) explizit und transparent.

Da eine inter-sprachliche Verständigung zwischen Zazaki- und Kurdisch-Sprachler_innen, obwohl beide Sprachen über die iranische Sprachfamilie verwandt sind, kaum möglich ist und davon ausgegangen werden kann, dass im dörflichen Umfeld zu der Zeit im Gegensatz zu den Männern auch die kurdischsprachigen Frauen wie Gülsabah GÜN aufgrund ihres geschlechtsspezifisch sozial und geografisch eingeschränkten und engen Bewegungsradius monolingual sozialisiert waren und daher trotz der *kirve*-Verwandtschaft eine interfamiliale Verständigung zwischen den Frauen, aber auch aufgrund der sozialen Geschlechtertrennungen zwischen den Männern und Frauen nicht oder kaum möglich war.

Jedoch konnte exemplarisch am Beispiel der Familie GÜN gezeigt werden, dass im Verlauf von Modernisierungs- und Globalisierungs- und damit einhergehenden (trans-)nationalen Migrations- und Urbanisierungsprozessen eine geschlechter- und generationenübergreifende Multilingualisierung, Super-Diversifizierung und Transkulturalisierung bei den Individuen, in den Familien sowie in den Gesellschaften stattgefunden hat. Gleichzeitig sind diese Transformationen umkämpft und werden von kontroversen identitätspolitischen Diskursen begleitet, so etwa inkludierenden Forderungen wie dem Recht auf Muttersprache oder Religion.

10 Resümee und Ausblick: Machtkritisches inklusives Forschen

Monolingualität ist eine Erfindung der Moderne und sie ging einher mit der Imagination und Konstruktion von homogenen Nationen und Nationalstaaten im europäischen Raum. Multilingualität hingegen ist keine neuere Erscheinung unserer postmodernen globalisierten Zeit, sondern sie gehört wesentlich zu menschlicher Kommunikation und Sozialität. Diese soziale und kommunikative Tatsache brachte der Sprachwissenschaftler Mario Wandruszka mit folgenden Worten treffend zum Ausdruck:

"Für den Menschen gibt es weder eine vollkommene Beherrschung seiner Sprache noch eine völlig homogene Sprachgemeinschaft. Es gibt nie und nirgends ein

perfektes, homogenes Monosystem, immer und überall nur unvollkommene heterogene Polysysteme. Das Verhältnis des Menschen zu seiner Sprache ist nicht das der vollkommenen Einsprachigkeit, sondern im Gegenteil das der unvollkommenen Mehrsprachigkeit und der mehrsprachigen Unvollkommenheit." (Wandruszka 1979, S. 313, zitiert aus Hinnenkamp 2010).

Im Sinne dieses nicht-essenzialistischen, heterogenen und dynamischen Verständnisses menschlicher Lingualität verwendet der Sprachwissenschaftler Michael Bachtin den Begriff der Heteroglossie (gr. *héteros* = ‚fremd, anders, verschieden‘ und *glōssa* = ‚Zunge‘). Es steht nicht nur für Mehrsprachigkeit als eine Vielzahl von Einzelsprachen, sondern auch für Vielstimmigkeit und Redevielfalt und verweist auf Diversität und die Variationenvielfalt von menschlicher Sprachlichkeit (vgl. Busch 2013, S. 10 f.).

Allerdings zeigt sich in dieser Forschungsarbeit, wie oben am Beispiel der Familie GÜN exemplarisch illustriert, dass (Mehr-)Sprachigkeit als Ressource bzw. Kapital im Zusammenhang von verschiedenen sozialen Kategorien und ihrer Intersektion, wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität, Bildung, Mobilität unterschiedlich und ungleich ausgeprägt ist. Generell kann festgehalten werden: Multilingualität nimmt mit zunehmender geografischer, sozialer, kultureller und bildungsbezogener Mobilität zu.

Jedoch bestimmen trotz der sozialen Realität von sprachlicher Superdiversität und Heteroglossie das Erbe und die Dominanz von essentialistischen und homogenen Kultur- und Nationalstaatskonzepten nach wie vor die sozialen Positionen, Beziehungen und Verhältnisse von Individuen in alltäglichen, institutionellen, strukturellen und (trans-)nationalen gesellschaftlichen Zusammenhängen und Räumen. Auf der Basis dieses dominanten monolingualen Paradigmas werden ungleiche Outsider- und Insider-Machtpositionen und somit asymmetrisch-binäre Differenzen und Hierarchien mit der Folge von Ein- und Ausschlüssen und intersektionalen Diskriminierungen konstruiert. Sprachliche Assimilation und Linguizismus als extreme Manifestationen von monolingualen Praxen und Politiken und die Gefahr des Aussterbens von dominierten, diskriminierten und unterdrückten Sprachen als kulturelles Wissensarchiv und Weltkulturerbe der Menschheit wurde in diesem Beitrag am Beispiel der Zazaki-Sprache und der Familie GÜN exemplarisch beschrieben.

Auch im Rahmen des ethnografischen Forschens, gerade in Räumen von transgenerationaler, transnationaler und transkultureller (Familien-)Migration, zeigt sich Mehrsprachigkeit als Normalität und Selbstverständlichkeit. Dabei erweist

sich für ethnografische Feldforscher_innen Mehrsprachenkompetenz in Verbindung mit sozialer, kommunikativer und transkultureller Kompetenz als unabdingbare Notwendigkeit und die sozial-ethnisch-sprachlich-kulturell-religiöse Nähe zu den Proband_innen und/oder deren sozialem Umfeld, gerade in der Phase des ersten Kontakts und des Vertrauensbildungsprozesses, als von Vorteil. Versteht man das ethnografische Feld als Mikrokosmos und somit Miniatur des gesellschaftlichen Makrokosmos, bilden gerade transgenerationell und transnational verflochtene Familien- und Migrationsräume einen idealen Rahmen für ethnografisches Forschen. Jedoch sind dabei vor allem die sozialen Hürden und Herausforderungen des Zugangs in dieses entsprechend groß. Denn die gesellschaftlichen Zuschreibungspraxen und Differenzkonstruktionen und die in diesem Zusammenhang auftretenden möglichen Spannungen und Konflikte zeichnen sich auch in diesem Mikrofeld ab und bedürfen beim Umgang mit diesen entsprechender Ressourcen, Kenntnisse und Erfahrungen. Zugleich jedoch manifestiert sich das ethnografische Feld als Forschungsraum auch für alle Akteur_innen des Feldforschungsprozesses, insbesondere für die Proband_innen-Familien und mich als Forschenden, als interaktiver Lern- und Reflexionsraum. So brachte Gül GÜN beim abschließenden Familiengruppengespräch in ihrer Reflexion und Quintessenz der Teilnahme an meinem ethnografischen Familienforschungsprojekt unter anderem folgende für sie in ihrem intergenerationellen Familienverhältnis als positiv und bereichernd erlebte Erfahrung zum Ausdruck:

„Dank dieser Gespräche konnte ich den Weg zu meinem Vater finden.“¹⁵

Ethnografisches Arbeiten ist ein pendelnder, wechselseitiger Prozess zwischen Feld- und Schreibarbeit, in dem Erlebnisse und Erfahrungen permanent reflektiert und übersetzt werden. Dabei bildet das Medium der Sprache(n) den Schlüssel zu den Proband_innen(-Familien) und deren Lebenswelt, wie auch für den ganzen Forschungsprozess.

Vor diesem Hintergrund ist für mich als Forschenden, aber eben auch als Individualperson einer der prägendsten Momente, dass ich inspiriert durch meine Forschungsarbeit in meiner bestehenden Motivation nochmals bestärkt wurde, meine Zazaki-Muttersprache nicht nur als Erfordernis für meine Forschungsarbeit, sondern auch aufgrund persönlicher Bezüge und Überzeugungen nunmehr von Grund auf zu lernen und sie mir bewusst anzueignen.

¹⁵Familie GÜN, Familiengespräch, 30.04.2006, S. 14, Z. 696 (Übersetzung aus dem Türkischen, d.A.).

Als Ausblick und Perspektive für die Praxis ethnografischen Forschens, insbesondere in grenzübergreifenden Migrations- und Familienzusammenhängen, zeigt sich der methodische Ansatz einer multilingual und triangulativ ausgerichteten wie auch machtkritisch reflektierten Multi-Sited-Ethnography als grundlegend und unabdingbar. Partizipatorische und kollaborative Forschungsansätze, die auch bezogen auf die Beforschten den Blick für eine machtkritisch akteur- und ressourcenorientierte und inklusiv-ganzheitliche Forschungspraxis entwickelten, wären zugleich wegweisend und befreiend.

Literatur

- Bhabha, H. K. (2011). *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*. (Soziale Welt, Sonderband 2) (S. 183–198). Göttingen: Schwartz. Übersetzung von Reinhard Kreckel.
- Busch, B. (2013). *Mehrsprachigkeit*. Wien: Facultas.
- Can, H. (1998). „Ich spreche x-linguistisch.“ Aus dem Leben eines ‚gewöhnlichen‘ wanderers und grenzgängers mehrerer sprachen und kulturen. In M. del Mar Castro Varela, S. Schulze, S. Vogelmann & A. Weiss (Hrsg.), *Suchbewegungen Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: dgvt.
- Crystal, D. (2011). *Internet Linguistics: A Student Guide*. London, New York: Routledge.
- Glick-Schiller, N. (2014). Das transnationale Migrationsparadigma: globale Perspektiven auf die Migrationsforschung. In B. Nieswand & H. Drotbohm (Hrsg.), *Kultur, Gesellschaft, Migration: die reflexive Wende in der Migrationsforschung* (S. 153–178). Wiesbaden: Springer.
- Gogolin, I. (2010). Stichwort: Mehrsprachigkeit. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 13, 529–547.
- Gogolin, I. (2008) [1994]. *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. 2. unveränderte Aufl. Münster: Waxmann-Verlag.
- Hinnenkamp V. (2010). Vom Umgang mit Mehrsprachigkeit. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (APuZ 8/2010). <https://www.bpb.de/apuz/32955/vom-umgang-mit-mehrsprachigkeiten?p=6>. Zugegriffen: 21. Juni 2020.
- Keskin, M. (2010). Zazaca üzerine notlar [Notizen über Zazaki]. In Şükri Aslan (Hrsg.), *Herkesin Bildiği Sır: Dersim* [Das jedem bekannte Geheimnis: Dersim], (S. 221–242). İstanbul: İletişim. [Für die vom Autor ins Deutsche übersetzte Fassung siehe URL: <https://www.zazaki.de/deutsch/aufsaezte/Keskin-Zazaki.pdf>. Zugegriffen: 21. Juni 2020.
- Marcus, G. M. (1995). Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multisited Ethnography. *Annual Review of Anthropology*, 24, 95–117.
- Mosely, C. (Hrsg.). (2010): *Atlas of the World's Languages in Danger*. 3rd ed., entirely revised, enlarged and updated. Paris: UNESCO. <https://www.unesco.org/language-atlas/>. Zugegriffen: 21. Juni 2020
- Rommelspacher, B. (1995). *Dominanzkultur*. Berlin: Orlanda.

- Selcan, Z. (1998). *Grammatik der Zaza-Sprache. Nord-Dialekt (Dersim-Dialekt)*. Berlin: Wissenschaft und Technik.
- Vertovec, S. (2012): *Superdiversität*. <https://heimatkunde.boell.de/2012/11/18/superdiversitaet>. Zugegriffen: 21. Juni 2020.
- Wandruszka, M. (1979). *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*. München: Piper.

Halil Can Politikwissenschaftler und Promovend im Abschlussstadium am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin. Er lehrte zuletzt an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin im Studienbereich Soziale Arbeit und Diversity Studies und arbeitet, forscht und publiziert zu den Schwerpunkten: Migration, Biografie/Familiarität, Identität/Diversität, Diskriminierung/Intersektionalität, Rassismus/Kolonialität, Empowerment/Powersharing und Partizipation/Inklusion in transnationalen und transkulturellen Kontexten und Perspektiven.



Die dreifache Subjektivität

Anna Christina Nowak und Claudia Hornberg

Zusammenfassung

Durch den Einsatz von Sprachmittler_innen ist die qualitative Forschung mit einer dreifachen Subjektivität konfrontiert, die methodische Anpassungen bei Datenerhebung und -auswertung notwendig macht. Anhand der (2009) formulierten vier Kriterien „Konzeptionelle Äquivalenz“, „Qualifikation und Referenzen der Übersetzer_innen“, „Rolle des/der Sprachmittler_in im Übersetzungsprozess“ und „Anpassung an den Forschungsgegenstand“ wird das Vorgehen in einer qualitativen Interviewstudie mit Geflüchteten zum Erleben von Gesundheit und Krankheit in der fremden Lebenswelt reflektiert. Die Autorinnen arbeiten Beispiele für gelungene und herausfordernde Dolmetschsituationen heraus und stellen diese anhand einzelner Interviewpassagen dar. Daraus werden abschließend Handlungsempfehlungen für den Einsatz von Sprachmittler_innen abgeleitet.

Schlüsselwörter

Sprachmittler_innen, • Qualitative Interviews, • Geflüchtete, • Dolmetschprozess,

A. C. Nowak (✉) · C. Hornberg
Fakultät für Gesundheitswissenschaften, Universität Bielefeld, Bielefeld, Deutschland
E-Mail: anowak@uni-bielefeld.de

1 Einleitung

Interviewforschung in fremden Sprachen stellt sowohl den/die Interviewer_in als auch den/die Interviewpartner_in vor besondere Herausforderungen. Bislang stand der Einsatz von Sprachmittler_innen in der qualitativen Sozialforschung jedoch nicht im Mittelpunkt der Forschung.

Das Verstehen der Lebens- und Alltagswelten als rekonstruktiver Prozess qualitativer Sozialforschung ist nur durch einen adäquaten Verständigungsprozess möglich. Dies setzt u. a. voraus, die (kulturellen) Kontexte aller beteiligten Akteur/e_innen zu berücksichtigen, die die Bedeutung der Handlungen und Äußerungen in der Interviewsituation auf unterschiedliche Weise prägen können (vgl. Kruse et al. 2012). Denn ein zentrales Ziel der qualitativen Sozialforschung ist der *„deutende und sinnverstehende Zugang zu der interaktiv ‚hergestellt‘ und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit“*, so von Kardorff (1995, S. 4).

Insbesondere beim Einsatz von Sprachmittler_innen in der qualitativen Interviewforschung ist es daher wichtig, den (kulturellen) Kontext nachzuvollziehen, der die Bedeutung einer Handlung oder Äußerung ausmacht (Kruse et al. 2012, S. 10).

Der Terminus „Sprachmittlung“ wird in der Literatur unterschiedlich verwendet. In diesem Beitrag werden unter Sprachmittler_innen Personen verstanden, die in Gesprächen oder Diskussionen wechselseitig vermitteln (vgl. Gross-Dinter 2016). Dolmetschen ist dabei eine Form der mündlichen Sprachmittlung von der Quell- in eine Rezeptorsprache (Larson 1997).

Sprache ist Teil der Kultur. Kultur wird im Rahmen dieses Beitrags im Verständnis einer „natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit“ verstanden, die mittels sozial konstruierter und imaginiertes Differenzlinien wiederum (symbolische) Zugehörigkeiten und Fremdheit schafft¹ (Mecheril 2011, S. 535 f.). Die Kenntnis der „Kulturen“² der Gesprächspartner_innen ist von großer Wichtigkeit (Larson 1997). Die Aufgabe eines/r Übersetzer/sin ist es daher, den Inhalt und die Bedeutungszusammenhänge der „Kultur“ der einen Sprache in die „Kultur“ der anderen Sprache zu übersetzen (vgl. Larson 1997). Denn:

¹Mecheril (2011, S. 536) verweist in dem Zusammenhang auf die damit verbundenen Vorstellungen von „Mitgliedschaft“ als Zugehörigkeitskonzept, „Wirksamkeit“ als Form von Partizipation und Teilhabe und „Verbundenheit“ als Ausdruck von Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Gleichzeitig macht er darauf aufmerksam, dass hybride und multiple Zugehörigkeiten möglich sind.

²Eine differenzierte Analyse des Kulturbegriffs erfolgt z. B. in Reckwitz (2000). Einen Überblick unterschiedlicher Kulturtheorien gibt z. B. Moebius (2009).

„Die Sprache selbst ist nicht neutral; Bedeutung ist abhängig von kulturellen Horizonten, so dass sprachliche Repräsentationen, die über sprachliche, praktische und kulturelle Grenzen hinweg referieren, den Übersetzungscharakter erst der Darstellung und dann des Vergleichs von ‚Kulturen‘ nicht durch die vermeintliche Bedeutungskonstanz neutralisieren können“ (Renn 2005, S. 203).

Sprache muss also im Kontext der Lebenswelt verstanden werden, insofern sie der Bedeutungskonstruktion (kultureller) Praktiken, Äußerungen und Handlungen dient (vgl. Kruse et al. 2012). Dies ist sowohl für den Erhebungs- als auch für den Auswertungsprozess im Kontext qualitativer Sozialforschung von entscheidender Bedeutung.

Bisher gibt es wenig Literatur aus dem deutschsprachigen Raum, die sich mit dem Einsatz von Dolmetscher_innen in der qualitativen Sozialforschung beschäftigt (vgl. Lauterbach 2014; Kruse et al. 2012). Die methodische Reflexion ist bisher vor allem im englischsprachigen Raum erfolgt (vgl. Squires 2009; Temple und Edwards 2002; Temple und Young 2004).

Squires (2009) formuliert vier Kriterien zum Umgang mit Übersetzer_innen in der qualitativen Sozialforschung:

- a. *Konzeptionelle Äquivalenz (conceptual equivalence)*: Wörter werden nicht nur übersetzt, sondern auch kontextualisiert (vgl. auch Temple und Edwards 2002). Das bedeutet, der/die Dolmetscher_in muss ein Konzept sowohl technisch verstehen als auch das zugrunde liegende Konzept akkurat übersetzen. Dafür muss er/sie mit beiden (kulturellen) Lebenswelten vertraut sein und die der Forschung zugrunde liegende Konzepte kennen und verstehen.
- b. *Qualifikation und Referenzen der Übersetzer_innen (translator and interpreter credentials)*: Ausbildung und Erfahrungen beeinflussen den Übersetzungsprozess. Damit verbunden ist auch ein Verständnis von Forschungsziel und Forschungsmethode.
- c. *Rolle des/der Sprachmittler/s_in im Übersetzungsprozess (role of the translator or interpreter during the research process)*: Die Rolle wird geprägt durch die Vorannahmen des/der Forscher/s_in, den Vorannahmen des/der Übersetzer/s_in und des eigenen kulturellen Verständnisses.
- d. *Anpassung an den Forschungsgegenstand (considerations for different qualitative approaches)*: Phänomenologische Methoden sind nicht geeignet, um Übersetzer_innen einzusetzen, da eine exakte Sprache im Mittelpunkt stehen muss. Übersetzungen hemmen den Erhebungsprozess, da es immer wieder zu Unterbrechungen von Erzählungen kommt. Deshalb müssen geeignete

Erhebungs- und Auswertungsmethoden gefunden werden, die den Einsatz von Dolmetscher_innen zulassen.

Im gesamten Forschungsprozess darf die Reflexion über den Einsatz und die Bedeutung von Sprachmittler_innen nicht fehlen. Ziel des Beitrags ist es deshalb, anhand der von Squires (2009) formulierten Kriterien das konkrete Vorgehen in der qualitativen Interviewstudie „Bedarfe und Bedürfnisse von Menschen mit Fluchtgeschichte“ zu beschreiben. Dazu wird zunächst kurz das Projekt vorgestellt, bevor das Vorgehen beim Einsatz von Sprachmittler_innen im Forschungsprozess beschrieben und anhand konkreter Beispiele reflektiert wird. Abschließend werden Handlungsempfehlungen abgeleitet.

2 Zum Projekt: Bedarfe und Bedürfnisse von Menschen mit Fluchtgeschichte

Das Dissertationsvorhaben „Bedarfe und Bedürfnisse von Menschen mit Fluchtgeschichte“ ist ein Teilprojekt im interdisziplinären Forschungskolleg „FlüGe – Chancen und Herausforderungen globaler Flüchtlingsmigration für die Gesundheitsversorgung in Deutschland.“³ Zentrales Anliegen ist dabei eine Bestandsaufnahme des Gesundheitszustandes von Menschen mit Fluchtgeschichte sowie eine Darstellung und Bewertung der aktuellen ethischen, gesundheitswissenschaftlichen und rechtlichen Perspektiven auf die Gesundheitsversorgung.

Ziel der hier vorgestellten Bedarfs- und Bedürfnisanalyse von Menschen mit Fluchtgeschichte ist es, die Rolle von Postmigrationsstressoren für das Gesundheits- und Krankheitsspektrum und die daraus folgende Inanspruchnahme des Gesundheitsversorgungssystems herauszustellen. Dabei geht es insbesondere um das Erleben von Gesundheit und Krankheit in einer fremden Lebenswelt. Fremdheit wird dabei, in Anlehnung an Schütz (1972), als fremdes Kultur- und Zivilisationsmuster verstanden, das sich für neu Zugewanderte durch Inkohärenzen, Unklarheiten und Widersprüchlichkeiten auszeichnet. Der/die Fremde kann in der neuen sozialen Situation weder auf sein/ihr erlerntes Zivilisationsmuster noch auf seinen/ihren Erfahrungsschatz zurückgreifen; das „Denken-wie-üblich“

³Das Projekt ist an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften als fakultätsübergreifendes Vorhaben der Universität Bielefeld angesiedelt. Es wird vom Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen im Zeitraum Oktober 2016 bis Dezember 2020 gefördert. Zwölf Promovierende aus den Bereichen Gesundheitswissenschaften, Rechtswissenschaften, Philosophie, Theologie, Biologie und Psychologie arbeiten interdisziplinär zum Forschungsgegenstand *Flucht und Gesundheit*.

funktioniert nicht mehr. Die dadurch hervorgerufene (psychosoziale) „Krisis“ ist insbesondere in Bezug auf die Gesundheitsversorgung relevant, da sich alle Menschen im Krankheitsfall in einer bedürftigen Position befinden. Sofern das „Denken-wie-üblich“ nicht mehr funktioniert, hat dies auf der einen Seite Folgen für die Gesundheit. Auf der anderen Seite können sich Barrieren im Zugang zur Gesundheitsversorgung ergeben.

Um die Auswirkungen der Fremdheitserfahrungen zu analysieren, wurde ein Mixed-Methods-Ansatz gewählt. Zunächst wurde eine interdisziplinäre *quantitative Querschnittsstudie* mit geflüchteten Menschen aus Gemeinschaftsunterkünften und betreuten Wohnunterkünften in einer mittelgroßen Stadt in Nordrhein-Westfalen durchgeführt. Hier wurden (n=) 198 erwachsene Personen durch Interviewer_innen in den Sprachen Arabisch, Farsi, Kurdisch-Kurmançî, Englisch und Deutsch unter anderem zu ihrem Gesundheitszustand, der Inanspruchnahme der Gesundheitsversorgung sowie ihrer aktuellen Lebenssituation befragt. Anschließend wurden tiefgehend leitfadengestützte qualitative Interviews zum Erleben von Gesundheit und Krankheit in der fremden Lebenswelt mit (n=) 19 Personen geführt, die zuvor in der quantitativen Studie befragt worden waren.

Einschlusskriterien für die Teilnahme an einem zweiten Interview waren:

- die Einwilligung in die erneute Kontaktaufnahme
- Erfahrungen mit dem Versorgungssystem in Deutschland
- die Angabe einer chronischen und/oder psychischen Erkrankung.

Anders als in der Querschnittsstudie wurden die qualitativen Interviews in den meisten Fällen mit Dolmetscher_innen geführt. Da dies den Datenerhebungs- und Auswertungsprozess maßgeblich beeinflusst hat, soll im Folgenden das Vorgehen bei der Vorbereitung und Durchführung der Interviews reflektiert werden. Da Sprachmittler_innen im Zuge dieses Forschungsvorhabens eine Schlüsselrolle zukam, wird ein besonderes Augenmerk auf der Auswahl und Schulung liegen.

3 Auswahl und Referenzen der Dolmetscher_innen

Der Pool aus Sprachmittler_innen setzte sich aus Interviewer_innen aus der quantitativen Datenerhebung und erfahrenen Sprachmittler_innen, die eigens für die aufbauenden Erhebungen rekrutiert wurden, zusammen. Die Dolmetscher_innen wurden anhand von persönlichen Gesprächen ausgewählt. Für die Auswahl der Dolmetscher_innen für die qualitative Studie wurden vorab Kriterien festgelegt, um die Qualität im Datenerhebungsprozess sicherzustellen. Dazu gehörten:

- Erfahrungen mit Übersetzungen im fremdsprachigen Kontext;
- muttersprachliches Niveau in Wort und Schrift in Arabisch, Farsi und/oder Kurdisch Kurmanci;
- Kultursensibilität bzw. Kenntnisse des kulturellen Kontextes;
- Teilnahme an einer vorbereitenden 2-tägigen Schulung zu Gesprächstechniken, Besonderheit des dialogischen Gesprächs und des qualitativen Interviews sowie Krisenmanagement.

Durch die Erfahrungen aus der quantitativen Datenerhebung konnten vier Interviewer_innen mit den Sprachkenntnissen Farsi (2), Kurdisch (1) und Kurdisch und Arabisch (1) weiterbeschäftigt werden. Da ein großer Teil der Befragten aus dem arabischen Sprachraum kam, wurden drei neue Arabisch sprechende Interviewer rekrutiert. Bei der Auswahl wurden nur Personen berücksichtigt, die bereits über gute Erfahrungen im Dolmetschen verfügten. So war ein Dolmetscher in einem großen Unternehmen tätig und die anderen engagierten sich ehrenamtlich als Dolmetscher für Menschen mit Fluchtgeschichte.

Obwohl es erklärtes Ziel war, weibliche Sprachmittlerinnen mit dem Ziel eines geschlechtergerechten Verhältnisses einzustellen, konnte lediglich eine Kurdischdolmetscherin weiterbeschäftigt, aber keine weiteren geeigneten weiblichen Bewerberinnen gefunden werden. So bestand der Dolmetscherpool aus zwei männlichen Farsi-Dolmetschern, vier männlichen Arabisch-Dolmetschern sowie einer Kurdisch-Dolmetscherin und einem Kurdisch-Dolmetscher. Da während der quantitativen Erhebung männliche Interviewpartner durch weibliche Interviewerinnen und weibliche Interviewpartnerinnen durch männliche Interviewer ohne Probleme befragt worden waren, wurde davon ausgegangen, dass das qualitative Forschungsvorhaben ähnlich problemlos verlaufen würde, da die Sprachmittler_innen erneut im Hinblick auf einen gendersensiblen Umgang und eine gendersensible Sprache geschult wurden.

In Anlehnung an den Berufskodex der *Interessensgemeinschaft für interkulturelles Dolmetschen und Vermitteln INTERPRET*⁴ wurden für die Dolmetschtätigkeit folgende ethische Prinzipien festgelegt, die sowohl in der Schulung vermittelt als auch im Verlauf der Datenerhebung in Einzelgesprächen reflektiert wurden:

- Die Dolmetscher_innen achten die Würde und die Integrität der Interviewpartner_innen. Sie sehen sie als ganzheitliches Wesen und respektieren Sprache, Ethnie, Kultur, Nationalität, Geschlecht, Alter, Religion, soziale Stellung,

⁴https://www.inter-pret.ch/admin/data/files/marginal_asset/file/300/berufskodex_2015_d.pdf?lm=1509454586

Familienstand, politische Einstellung, Hautfarbe, sexuelle Orientierung, Behinderung und Gesundheitszustand. Sie sind offen gegenüber Menschen, die sich von ihnen durch andere Norm- und Wertevorstellungen unterscheiden.

- Die Dolmetscher_innen unterstützen den Kommunikationsprozess während der Interviews. Sie sind kulturelle Sprachmittler_innen im Sinne eines transkulturellen Ansatzes. Dabei sollen in der Sprachmittlung vor allem das über das „Kulturelle Hinausgehende, Grenzüberschreitende und somit wieder Verbindende und Gemeinsame ins Zentrum“ gerückt werden, um Abgrenzungen und Ausgrenzungen zu vermeiden (Domenig 2007, S. 172 f.). Die Dolmetscher_innen ermöglichen so die Kommunikation zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft über sprachliche und kulturelle Grenzen hinweg und entwickeln situationsbedingte kultursensible Deutungsmuster. Dabei stehen stets die subjektive Lebenswelt und die damit verbundenen möglichen Fremdheitserfahrungen der Interviewpartner_innen im Vordergrund der Übersetzung. Sowohl für die Interviewerin als auch für die Sprachmittler_innen kommt dabei der Selbstreflexion des eigenen Wissens- und Erfahrungsschatzes eine entscheidende Bedeutung zu, um kultursensibel reagieren zu können (vgl. Domenig 2007).
- Während der Interviews sind sie allparteilich. Sie halten zu allen die gleiche professionelle Distanz. Den Interviewpartner_innen wird der größtmögliche Raum für Autonomie und Selbstbestimmung gegeben.
- Die Dolmetscher_innen unterliegen der Schweigepflicht sowohl vor, während als auch nach Beendigung des Interviews.
- Die Dolmetscher_innen kennen ihre Rolle im Übersetzungsprozess und legen diese für die Interviewpartner_innen offen. Sie übersetzen für beide Seiten das vollständige Gespräch, und zwar sinngenaue und verständlich. Bei kommunikativen Missverständnissen weisen sie auf diese hin und tragen zur Aufklärung bei.
- Sollte es während eines Interviews zu einem Rollenkonflikt kommen, machen die Dolmetscher_innen darauf aufmerksam und beenden das Interview in Rücksprache mit der Interviewerin⁵ gegebenenfalls.
- Das Gleiche gilt für schwerwiegende Belastungen, die von den Interviewpartner_innen berichtet werden.
- Die Dolmetscher_innen tauschen sich regelmäßig mit ihren Kolleg_innen und der Interviewerin aus, um auf mögliche Probleme im Dolmetschprozess aufmerksam zu machen und Belastungssituationen zu thematisieren.

⁵Bei der Interviewerin handelt es sich um die Erstautorin des Beitrags.

3.1 Die Dolmetscher_innen

Zur Reflexion der qualitativen Ergebnisse ist es von entscheidender Bedeutung, Differenzen, Perspektiven und Identitäten, die sich im dialogischen Gespräch ergeben, im Vorfeld zu klären und im Rahmen des forschungsmethodischen Vorgehens zu reflektieren, da sie die Ergebnisse maßgeblich beeinflussen können (Temple und Edwards 2002). Deshalb sollen die Dolmetscher_innen anhand ihrer sozialen und ethnischen Hintergründe sowie bestehender Vorerfahrungen vorgestellt werden (Tab. 1).

Wie bereits bei den Auswahlkriterien für die Dolmetscher_innen erwähnt, hatten alle Sprachmittler_innen bereits Vorerfahrungen. Diese reichten von Übersetzungen in Alltagssituationen, z. B. bei Arztbesuchen, über semiprofessionelles Dolmetschen in der ambulanten Psychiatrie bis hin zum Dolmetschen im Zuge von quantitativen Erhebungen und professionellem Dolmetschen im beruflichen Kontext. Wie in der Tabelle ersichtlich, hatten die Dolmetscher_innen unterschiedliche soziale Hintergründe und verfügten über unterschiedliche Migrationserfahrungen. G., die einzige weibliche Sprachmittlerin, ist in Deutschland geboren und aufgewachsen, verfügt also über keine eigene Migrationserfahrung. Die männlichen Dolmetscher dagegen verfügten alle über eigene Migrationsgeschichten. Vier Dolmetscher sind als Studenten nach Deutschland gekommen, zwei Dolmetscher sind aus ihrem Heimatland geflohen und haben in Deutschland ein Studium aufgenommen; ein Dolmetscher wurde als Jugendlicher adoptiert.

Alle Sprachmittler_innen verfügten mindestens über das Abitur. Drei Dolmetscher hatten einen Bachelorabschluss, ein Dolmetscher bereits einen Masterabschluss erworben. Sechs Dolmetscher_innen befanden sich zur Zeit der Datenerhebung noch in universitärer Ausbildung, ein Dolmetscher arbeitete in einer selbstständigen Tätigkeit.

Die Deutschkenntnisse waren bei allen als „sehr gut“ einzustufen. G. war die einzige Dolmetscherin mit Deutsch als Muttersprache, die anderen verfügten mindestens über deutsches Sprachniveau C1, also über fachkundige Sprachkenntnisse (nach dem europäischen Referenzrahmen⁶). Die muttersprachlichen Sprachkenntnisse der Dolmetscher in Arabisch und Farsi waren in Wort und Schrift fließend. Im Kurdischen lag die Besonderheit vor, dass beim männlichen Dolmetscher nur

⁶Nach dem europäischen Referenzrahmen wird unter fachkundigen Sprachkenntnissen das Verstehen von anspruchsvollen längeren Texten und deren impliziter Bedeutung, eine spontane Verwendung der Sprache, die im gesellschaftlichen und beruflichen Leben wirksam und flexibel eingesetzt werden kann, und ein klarer, strukturierter Ausdruck von Sachverhalten verstanden.

Tab. 1 Kurz-Vorstellung der Sprachmittler_innen

Name	Alter	Geschlecht	Sprache	Herkunftsland	Erfahrungen
G	29	W	Kurdisch	Deutschland	<ul style="list-style-type: none"> • Dolmetschen in Alltagssituationen für Menschen mit Fluchtgeschichte • Quantitative Erhebung
HK	28	M	Kurdisch, Arabisch	Syrien	<ul style="list-style-type: none"> • Dolmetschen in Alltagssituationen für Menschen mit Fluchtgeschichte • Quantitative Erhebung
A	25	M	Arabisch	Ägypten	<ul style="list-style-type: none"> • Ehrenamtliches Engagement in der Medizinischen Flüchtlingshilfe, hier v. a. Dolmetschtätigkeit
S	30	M	Arabisch	Palästina	<ul style="list-style-type: none"> • Professionelles Dolmetschen in einem weltweit agierenden Unternehmen
Z	21	M	Arabisch	Syrien	<ul style="list-style-type: none"> • Dolmetschen in Alltagssituationen für Menschen mit Fluchtgeschichte
HF	54	M	Farsi	Iran	<ul style="list-style-type: none"> • Semiprofessionelles Dolmetschen in der Psychiatrie • Quantitative Erhebung
M	27	M	Farsi	Iran	<ul style="list-style-type: none"> • Dolmetschen in Alltagssituationen für Menschen mit Fluchtgeschichte • Quantitative Erhebung

eine mündliche Verständigung möglich war, während Lese- und Schreibkompetenz nicht vorhanden war. Die Dolmetscherin dagegen beherrschte Kurdisch sowohl in Wort als auch in Schrift.

3.2 Qualifizierung der Sprachmittler_innen

Im Rahmen einer zweitägigen Interviewer_innen-Schulung in Kooperation mit der Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft der Universität Bielefeld wurden die Dolmetscher_innen auf ihre Tätigkeit vorbereitet. Schwerpunkte lagen auf folgenden Themen:

- Gesprächstechniken und Grundhaltungen im Dolmetschprozess;
- Besonderheiten des dialogischen Gesprächs;
- Herausforderungen des qualitativen Interviews;
- Krisenintervention.

Dabei kamen sowohl theoretische als auch praktische Elemente zum Einsatz. Zunächst wurden anhand eines Videobeispiels eigene Kriterien für ein gutes Gespräch entwickelt und diskutiert. Anschließend wurde auf die äußeren Rahmenbedingungen eingegangen, die Gespräche und Dolmetschsituationen beeinflussen können.

Im Folgenden soll tiefergehend auf die Inhalte zur besonderen Situation des Dolmetschens eingegangen werden. Die vermittelten Inhalte werden im Anschluss mit der tatsächlichen Situation des Dolmetschens verglichen.

3.2.1 Gesprächstechniken und Grundhaltungen im Dolmetschprozess

Die Sprachmittler_innen wurden auf Unterschiede zwischen deskriptiven und normativen Haltungen hingewiesen. Dabei wurde auf eine empathische, wertschätzende und kongruente Gesprächshaltung aufmerksam gemacht, um Vertrauen im Gesprächsverlauf herzustellen. In dem Zusammenhang wurde auch auf die genannten ethischen Kriterien von INTERPRET eingegangen. Danach ist es wichtig, dass die Sprachmittler_innen sich respektvoll und tolerant gegenüber anderen Norm- und Wertevorstellungen verhalten und die Würde und Integrität der Interviewpartner_innen achten, insbesondere auch im Hinblick auf einen gendersensiblen Umgang, da zwar in den Interviews dieselbe Sprache gesprochen wurde, aber nicht zwangsläufig der gleiche kulturelle Kontext vorlag.

Daneben wurden die für die Dolmetschsituation relevanten Gesprächstechniken aktives Zuhören und Paraphrasieren vermittelt und auf die Besonderheiten in der Dolmetschsituation hingewiesen. Aktives Zuhören bedeutet, dass aufmerksam zugehört wird und verbal, z. B. durch Quittierungsreaktionen, und nonverbal, z. B. durch Nicken oder Anschauen, auf die Aussagen des/der Gesprächspartner_in reagiert wird. Dies kann in Interviewsituationen dazu dienen, dass die

Narration aufrecht erhalten wird. Paraphrasieren bedeutet, dass das Gesagte in eigenen Worten wiederholt wird. Insbesondere das Paraphrasieren kann in Dolmetschsituationen sehr wichtig sein, da es dazu dienen kann, Aussagen zu klären und besser und genauer zu verstehen. Dazu wurden praktische Übungen aus dem eigenen Lern- und Arbeitsalltag durchgeführt.

3.2.2 Besonderheiten des trialogischen Gesprächs

Neben einem Erfahrungsaustausch, der der Erörterung möglicher Probleme im Dolmetschprozess diente, wurden die Dolmetscher_innen über Forschungsziel und Methode sowie ihre Rolle im Forschungsprozess aufgeklärt, wobei auf ihre Rechte (z. B. um kleine Redepartionen zu bitten oder Verständnisfragen zu stellen) und Pflichten (z. B. Schweigepflicht oder den Umgang mit Rollenkonflikten) hingewiesen wurde. Gemeinsam wurden *Do's and Don'ts* im Dolmetschprozess erarbeitet (Tab. 2). Dazu gehörte, dass die Sprachmittler_innen sich vorstellen und den Interviewrahmen erläutern sollten. Da in der qualitativen Forschung der Fokus auf dem Erzählen liegt, war es wichtig, dass der/die Interviewpartner_in stets im Fokus steht und ihm/ihr ausreichend Möglichkeit zum Erzählen geboten wird. Anekdoten der Sprachmittler_innen hatten in den Interviews keinen Platz. Die Sprachmittler_innen konnten sich eine genauere Beschreibung einholen und Aussagen klären, um besser und genauer zu verstehen. Sofern sie Rückfragen stellten, sollten sie stets die Interviewerin darüber informieren. Wichtig war dabei aber, dass es keine unterschwellige oder versteckte Bewertung gab und dass keine Bewertungen vorgegeben wurden, sofern nicht bereits vom Interviewpartner/von der Interviewpartnerin benannt. Tiefergehende Nachfragen sollten vermieden werden. Dazu wurden theoretisches Wissen vermittelt und praktische Übungen durchgeführt.

Tab. 2 Überblick der Do's and Don'ts im Dolmetschprozess

Do's	Don'ts
Sich selbst vorstellen, Rahmen klären	Tiefergehende Nachfragen stellen
Person im Fokus	Person ausbremsen
Person erzählen lassen	Eigene Anekdoten erzählen
Validieren und weitergeben	Bewerten
Nachfragen, wenn etwas nicht richtig verstanden wurde	

3.2.3 Herausforderungen in qualitativen Interviews

Bei der Durchführung der Interviews sollte es sich um ein Gespräch zwischen der Interviewerin und dem Interviewpartner/der Interviewpartnerin handeln. Der/die Sprachmittler_in sollte lediglich die Gesprächspassagen übersetzen. Deshalb bedurfte es zunächst einer Rollenklärung. Da eine natürliche Gesprächssituation angestrebt wurde, sollten die Sprachmittler_innen nur Sinnzusammenhänge übersetzen und Erzählungen nicht unterbrechen. Gleichzeitig konnten sie jedoch auch Rückfragen stellen, sofern sie etwas nicht verstanden hatten. Neben den Themen, die im Verlauf des Interviews angesprochen werden sollten, wurde auch auf die Herausforderungen im Interviewprozess hingewiesen, wie zum Beispiel Seitengespräche zwischen dem/der Übersetzer_in und dem/der Befragten, die nicht an die Interviewerin zurückgespiegelt werden.

3.2.4 Krisenintervention

Um möglichst frühzeitig psychische Krisen zu erkennen und adäquat handeln zu können, wurden deren Merkmale erläutert und Interventionsstrategien für den Akutfall vorgestellt. Das eigentliche Krisenmanagement sollte – sofern nötig – von der Interviewerin durchgeführt werden.

3.3 Konzeptionelle Äquivalenz

Um eine größtmögliche konzeptionelle Äquivalenz sicherzustellen, wurden die Sprachmittler_innen zu den Konzepten, die dem Interviewleitfaden zugrunde lagen, geschult. Sie wurden darauf hingewiesen, dass der Leitfaden während der Gespräche lediglich als Orientierung dient und situativ angepasst wird, um eine möglichst vertrauensvolle Gesprächssituation herzustellen und adäquat auf die Aussagen der Interviewpartner_innen zu reagieren. Gleichzeitig wurden die Konzepte auch mit den Sprachmittler_innen diskutiert. Sofern bestimmte Fragen unverständlich formuliert waren, wurden sie im Nachgang der Schulung angepasst. Die Interviewsituation wurde in einem Rollenspiel geübt. Ein/e Beobachter_in gab Rückmeldung zur Dolmetschsituation.

3.4 Rolle des/der Sprachmittler/s_in im Übersetzungsprozess

Im Allgemeinen wird unter Dolmetschen die mündliche Übersetzung von einer Sprache in eine andere verstanden (Böhm et al. 2018). Dabei ist vor allem

die wörtliche Bedeutung in der Quellsprache entscheidend, die semantisch entsprechend in die Rezeptorsprache übersetzt werden muss (Larson 1997). Im Übersetzungsprozess sollte in Anlehnung an Larson (1997) (a) in die Form der Rezeptorsprache übersetzt werden, (b) soweit wie möglich die Bedeutung der Quellsprache transportiert werden und (c) weitestgehend die Dynamik der Quellsprache beibehalten werden, sodass die gleichen Reaktionen in der Zielsprache hervorgerufen werden (z. B. die Betonung der emotionalen Relevanz). Ziel ist eine idiomatische Übersetzung, was bedeutet, dass die tatsächliche Bedeutung in den grammatikalischen und lexikalischen Strukturen der Rezeptorsprache reproduziert wird (Larson 1997). Um den situativen Kontext zu verstehen, wurden die Dolmetscher_innen deshalb angehalten, sowohl die explizite als auch die implizite Bedeutung zu kommunizieren (vgl. Larson 1997).

Im Rahmen der Interviews sollte das sogenannte Gesprächsdolmetschen angewendet werden (vgl. Böhm et al. 2018). Dabei werden portionierte Textpassagen abschnittsweise und zeitversetzt in eine andere Sprache übertragen. Um eine möglichst natürliche Gesprächssituation zu erzeugen, sollten die Dolmetscher_innen lediglich Sinnzusammenhänge übersetzen, Erzählungen möglichst nicht unterbrechen und den/die Interviewpartner_innen ermutigen weiterzureden. Zur Erinnerung der Gesprächsinhalte konnten sich die Dolmetscher_innen jederzeit Notizen machen, solange sie während der Verschriftlichung anonymisiert und anschließend datenschutzgerecht entsorgt wurden. Bei Missverständnissen und Unverständlichkeiten hatten sie die Möglichkeit, im Gespräch nachzufragen. Weitere Seitengespräche zwischen Dolmetscher_in und Interviewpartner_in sollten jedoch vermieden werden. Um den Übersetzungsprozess zu erleichtern, konnten die Dolmetscher_innen den/die Interviewpartner_in kurz unterbrechen, um die Passage zu übersetzen. Anschließend sollte der/die Interviewpartner_in jedoch dazu aufgefordert werden, weiter zu erzählen, um die Narration aufrecht zu erhalten. Die Fragensteuerung wurde von der Interviewerin übernommen. Dazu war es zu Beginn wichtig, die Rollen der Gesprächsbeteiligten zu klären und den/die Interviewpartner_in darauf hinzuweisen, dass er/sie möglichst viel erzählen solle.

4 Reflexion zum Einsatz von Sprachmittler_innen in der qualitativen Sozialforschung aus Sicht der Interviewerin

Der Umgang mit Sprachmittler_innen wurde während der Interviews als sehr gewinnbringend erlebt, da sie durch den gleichen sprachlichen und oft auch

kulturellen Hintergrund sehr schnell ein Vertrauensverhältnis zu den Interviewpartner_innen aufbauen konnten. Zudem waren sowohl die Interviewerin als auch einige Sprachmittler_innen durch die quantitative Befragung bereits mit den Interviewpartner_innen bekannt, was von Beginn an für eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre sorgte. Die Interviews fanden in der Regel in der gewohnten Umgebung der Interviewpartner_innen, also in Wohnungen oder Zimmern in Gemeinschaftsunterkünften, statt. Es gab keine feste Sitzordnung. Die Gesprächssituation konnte den Gegebenheiten angepasst werden. In einigen Fällen waren weitere Personen bei den Interviews anwesend. Es handelte sich immer um Vertrauenspersonen, zum Beispiel Ehepartner_innen. Dabei handelt es sich natürlich nicht um eine ideale Interviewsituation, da die Interviewpartner_innen durch die Anwesenheit weiterer Personen in ihren Aussagen beeinflusst werden können. Häufig konnten insbesondere die Ehepartner_innen jedoch weitere Informationen zur Erfahrung mit der Gesundheitsversorgung in der Fremde beisteuern, da sie die Interviewpartner_innen zum Beispiel bei Arztbesuchen begleiteten. So konnten unterschiedliche Perspektiven – von Betroffenen und Unterstützungspersonen – die Interviews bereichern. Wichtig dabei war jedoch immer, dass der/die Interviewpartner_in im Mittelpunkt der Gespräche stand. Sofern während der Interviews die Vermutung nahelag, dass die Interviewpartner_innen durch die Anwesenheit weiterer Personen zu sehr beeinflusst wurden, wurde das Interview im Sechs-Augen-Gespräch fortgeführt.

Gleichzeitig ergaben sich jedoch einige Herausforderungen, wie sich im Nachgang zeigte. Denn zur besseren Reflexion des methodischen Vorgehens wurden die Interviews sowohl in Deutsch als auch in Arabisch, Kurdisch, Farsi oder Englisch nach einem einfachen Regelsystem (Drehsing und Pehl 2015) transkribiert und die fremdsprachigen Teile von einer unabhängigen Person übersetzt.

5 Beispiele zum Einfluss des/r Sprachmittler/s_in im Interview

Die Interviews sollten einem weitestgehend natürlichen Gespräch zwischen der Interviewerin und dem/der Interviewpartner_in gleichen. Der/die Sprachmittler_in sollte in den Gesprächen lediglich zusammenfassend das Gesagte übersetzen, um das Narrativ aufrechtzuerhalten. Dies ist nicht immer gelungen, wie einige der nachfolgenden Beispiele verdeutlichen sollen.

5.1 Gestaltung des Gesprächseinstiegs

Oft wurde der Einstieg des Gesprächs schon von dem/der Sprachmittler_in gestaltet. Ein gelungener Einstieg ist zum Beispiel in einem arabischsprachigen Interview zu finden:

Vielen Dank für Ihre Teilnahme mit uns heute. Dieses Gespräch sollte nicht wie die vorherigen Gespräche sein. Wir möchten gern Sie zuhören und dass Sie viel in Details erzählen. Ich bin hier zum Dolmetschen.

Teilweise wurden die Sprachmittler_innen bereits von sich aus aktiv, wie nachfolgende Passage zeigt:

Sie dankt Ihnen, dass Sie uns die Möglichkeit gegeben haben, dieses Interview mit Ihnen zu führen. Ich habe dir fast alles erklärt. Unser Ziel ist es, dass Sie sprechen (...).

Hier wird deutlich, dass im Vorfeld bereits ein Gespräch zwischen Interviewpartner und Sprachmittler stattgefunden hat, ohne die Interviewerin darüber in Kenntnis zu setzen. Der Sprachmittler hat bereits die Rahmenbedingungen für das Interview erläutert. Er nimmt in seiner Übersetzung keinen Bezug auf das Gesagte der Interviewerin. Dies bedeutet, dass der Sprachmittler aktiv ins Geschehen eingreift. So benutzt er auch die Formulierung „*unser Ziel*“, um die Zielsetzung des Interviews deutlich zu machen. Damit stellt er sich auf eine Ebene mit der Interviewerin. Im weiteren Gesprächsverlauf zeigte sich jedoch, dass der Sprachmittler die Situation des Interviewpartners gut ins Deutsche übersetzt und sich weitestgehend an die Rollenabsprachen hält.

5.2 Empathische Grundhaltung – Chancen und Herausforderungen für den Gesprächsverlauf

Aus Sicht der Interviewerin konnte durch den Einsatz eines Sprachmittlers manchmal durchaus empathischer auf die alltäglichen Herausforderungen des Interviewpartners/der Interviewpartnerin eingegangen werden, allerdings ergaben sich dadurch auch Probleme, wie das folgende Beispiel zeigt: So greift ein Sprachmittler aktiv in das Geschehen ein, um aus seiner Sicht empathisch auf die Situation zu reagieren. Er erklärt dem Interviewpartner:

„Ich rate Ihnen als Bruder. Sie sind hier und Ihre Familie ist dort. Traurigkeit wird Ihnen schaden und Ihnen nicht helfen. Sie machen das Problem größer.“

Hieraus ergibt sich eine deutliche inhaltliche Dominanz des Sprachmittlers. Vergleichbare Situationen finden sich auch in weiteren Interviews. Grund für solche Dynamiken war einerseits, dass die Sprachmittler_innen oft die richtigen Worte fanden, da die erlebten Situationen für sie nachvollziehbarer waren als für die Interviewerin und sie andererseits schnell und adäquat auf das Gesagte reagieren konnten. Dies birgt natürlich auch die Gefahr der Gesprächsübernahme, weil, wie im oben genannten Fall, nicht alles übersetzt wurde. Gleichzeitig kann sich eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre zwischen Sprachmittler_in und Interviewpartner_in entwickeln, von der die Interviewerin ausgeschlossen wird, so wie in der folgenden Passage aus einem Interview mit einer Syrerin. Hier übernimmt der Sprachmittler deutlich die Rolle der Interviewerin ein, was sicher auch aus seiner eigenen Betroffenheit als Geflüchteter resultiert:

Ich finde es aber gut, darüber zu sprechen. Dadurch kann man sich bequemer fühlen. Falls du nicht darüber sprechen möchtest, ich verstehe.

Es entwickelt sich eine Eigendynamik im Gespräch zwischen Sprachmittler und Interviewpartnerin, in der der Sprachmittler seine eigene Situation schildert und der Interviewpartnerin Hilfe für ihren Sohn anbietet. Dies führt dazu, dass die Interviewpartnerin dem Sprachmittler im Gegenzug Unterstützung zusichert:

B: Wenn du irgendetwas brauchst, kannst du auf mich zählen, wie deine Mutter (...).

Ü: So Gott will.

B: Gib mir deine Telefonnummer.

Ü: Ja, das werde ich tun, nachdem wir dieses Interview beendet haben.

Den Sprachmittler_innen war es im Rahmen der Interviews freigestellt, ob sie ihre Kontaktdaten weitergaben. Sie wurden jedoch darauf hingewiesen, dass sie keinesfalls dazu verpflichtet waren. In der obigen Situation wurde dadurch Unterstützungsbereitschaft signalisiert. Gleichzeitig wurde die Interviewerin jedoch von einigen Informationen ausgeschlossen, wie sich nach der Transkription der Interviewdaten zeigte. So berichtete die Interviewpartnerin im Anschluss über ihre aktuelle familiäre Situation. Dies wird vom Sprachmittler nicht übersetzt.

5.3 Gleiche Sprach(kultur)? – Verständigungsprobleme und sprachliche Herausforderungen

Da die Sprachmittler_innen zum Teil aus anderen Herkunftsregionen kamen als die Interviewpartner_innen, gab es manchmal kleinere Verständigungsprobleme. Im folgenden Beispiel wird die Situation gut aufgelöst:

Ü: Ich weiß es nicht, ob Sie mich verstanden haben oder nicht?

B: Nein, ich habe es nicht verstanden (lacht).

Ü: Sie haben mich nicht verstanden.

Ü zu I: Sie hat es nicht verstanden. Ich muss es nochmal anders erklären.

Bei Verständnisproblemen wurden einzelne Fragen angepasst. So hatte eine Interviewpartnerin einen Krankenhausaufenthalt hinter sich. Daraus entwickelte sich folgender Dialog:

I: Okay, wie haben die Sie behandelt im Krankenhaus?

B: Ähm, wie meinen Sie, also. Was hat sie gesagt (auf Kurdisch)?

Ü auf Kurdisch: Wie haben die Sie behandelt? Z.B. waren die für Sie gut oder nicht gut?

B auf Kurdisch: Also. Sie waren zwei. Abend, die waren nicht gut, aber die, die morgens da war, war gut.

Hier wird deutlich, dass die Übersetzung bereits eine Bewertung enthält. Eigentlich sollte die Frage der Interviewerin einen Gesprächsanreiz darstellen und zur Narration anregen. Durch die bereits enthaltene Bewertung zeigt sich, dass die Interviewpartnerin lediglich auf die Pflegesituation eingeht. Die Frage ist also nur bedingt verstanden worden. Da die Interviewpartnerin im Anschluss das Gesprächsthema wechselte, wurde nicht tiefergehend nachgefragt.

5.4 Probleme mit medizinischen Fachtermini

Manchmal gab es auch Schwierigkeiten bei der Übersetzung von medizinischen Begriffen. Die Sprachmittler_innen verfügten über kein fundiertes medizinisches Vorwissen. Zudem waren sie dahingehend nicht geschult worden, weil dies die

Komplexität der Schulung überschritten hätte. Meistens konnten die Situationen jedoch gut aufgelöst werden, wie das folgende Beispiel zeigt:

B: Es gibt paar Sachen mit meiner Gesundheit, aber ich besuche den Arzt.

I: was gab es denn für Dinge?

Ü auf Arabisch: Was gibt es denn?

B: Kopfschmerzen und Anämie.

Ü: Ach so Kopfschmerzen und was mit dem Blut. Ich weiß es nicht genau – was ist das. Kann ich nochmal fragen?

I: Klar.

Ü auf Arabisch: Was genau meinst du? Anämie?

B: Ja genau, ich habe Anämie.

Ü: Ähm, so weniger von Blut Amimia?

5.5 Zur Vermittlung kultureller Besonderheiten

In einigen Bereichen wurde die Interviewerin auch über kulturelle Besonderheiten belehrt. So erzählt eine Interviewpartnerin zum Beispiel:

I: Es gibt nicht was anderes, was mich heilt. Aber wenn ich meine Medikamente nicht einnehme und wenn ich das was der Arzt mir verboten hat, nicht esse, dann geht es mir besser, zum Beispiel Milchprodukte wie Milch, Käse, Jogurt, (..) Butter, Fleischprodukte, eingelegtes Gemüse, Zwiebel und noch andere kurdische Spezialitäten, (lacht) alle diesen Sachen (lacht weiter).

Die Übersetzerin erläutert:

Ü: Sie hat jetzt gerade ganz viel aufgezählt, was sie nicht essen darf und sie sagt, also es lindert nur, nur die Medikamente lindern ihren Schmerz. Und auch, da was sie halt nicht essen darf und sie hat halt Milchprodukte genannt, Fleischprodukte genannt – (I und Ü lachen) Ja, das ist ja schon – eingelegtes Gemüse darf sie nicht essen. Dann gibt es so Spezialitäten im Kurdischen – ja, muss ich dir irgendwann mal zeigen- das darf sie nicht essen. Das sind halt Sachen, die wir halt auch ganz normal machen und essen normalerweise, deswegen.

Hier wäre es sicher – sofern die Übersetzung im Rahmen des Interviews im Hinblick auf die Aussage „Es gibt nichts, was mich heilt“ präziser gewesen

wäre – interessant, den Widerspruch zwischen der gefühlten Hilflosigkeit, dem Essverhalten und den Medikamenten über Nachfragen aufzudecken. Die Sprachmittlerin kann die Situation der Interviewpartnerin gut nachvollziehen. Essen hat anscheinend für beide einen großen (kulturellen) Stellenwert, wie aus den Erläuterungen hervorgeht. Neben den Herausforderungen bietet das kulturelle Wissen, das die Sprachmittlerin in ihrer Erklärung unterbringt, natürlich auch die Chance, die Interviewpartner_innen besser zu verstehen, weil es die Handlungen bzw. Nicht-Handlungen verständlich machen kann.

5.5.1 Einfluss durch weitere Gesprächsteilnehmer_innen auf den Gesprächsverlauf

Nicht nur durch die Sprachmittler_innen, sondern auch durch die gelegentliche Teilnahme weiterer Personen wurde die Gesprächssituation beeinflusst. Es war der Interviewerin ein Anliegen, zu jedem Gespräch eine/n Sprachmittler_in mitzunehmen, um mögliche sprachliche Barrieren zu überwinden. Auch wenn die Interviewpartner_innen der deutschen Sprache mächtig waren, sollte dennoch ein/e Sprachmittler_in für Nachfragen zur Verfügung stehen, damit auch kleinere Hürden überwunden werden konnten. In einem Interview war zusätzlich noch eine Vertrauensperson (VP) des Interviewpartners anwesend. Sie forderte den Interviewpartner auf, das Interview auf Deutsch zu führen.

VP: Warum redet Ihr nicht in Deutsch? (LACHEND).

B: Einfach so!

VP: Ich dachte du bist in der Lage, alles was du sagen möchtest in Deutsch auszudrücken!

B: Wenn ein Dolmetscher dabei ist, dann (..) machen wir so.

I: Dann ist HF. arbeitslos.

Ü: Ja, dann bin ich arbeitslos.

VP: O.K, ich möchte dich natürlich nicht arbeitslos machen. (LACHEN).

In diesem Fall war die Teilnahme der Vertrauensperson am Interview eher hinderlich, da es den Druck für den Interviewpartner erhöhte, das Gespräch auf Deutsch zu führen. Nach kurzer Zeit verließ die Vertrauensperson das Gespräch und das Interview wurde auf Farsi fortgesetzt. Insgesamt konnte dadurch eine entspannte Gesprächsatmosphäre hergestellt werden.

In anderen Fällen dagegen konnte die Teilnahme weiterer Personen gewinnbringende Informationen für die Interviews liefern. Dies war insbesondere der

Fall, wenn die Ehepartner anwesend waren, da sie häufig indirekt von den Gesundheitsproblemen der Partnerinnen betroffen waren. Dies sieht man z. B. an folgender Aussage:

Ehemann: Wir, sage ich, wir wissen nicht wie die Deutschen, wo es einen sehr guten (fähigen) Arzt gibt, oder sage ich mal, einen guten Arzt (...). Ich meine, wenn es eine Frau geben würde, die ihr (Anm. der Ü: Ehefrau) helfen könnte, würde es für uns auch schön sein, gut sein. Das zweite ist, wenn, wenn jemand ihr helfen könnte, mit ihr zum Arzt zu gehen und sage ich mal, hierherkommen würde und wir mit ihr reden könnten, also dann würden wir mehr von ihr (Anm. der Ü: Ehefrau) verstehen, welche Krankheiten sie hat.

5.5.2 Fazit

Insgesamt zeigte sich in den Interviews überwiegend eine gute Sprachmittlung im Hinblick auf den Interviewleitfaden und die Forschungsfragestellung, auch wenn die hier vorgestellten Beispiele kleinere Hürden aufzeigen. Durch eine umfassende Transkription und Übersetzung der fremdsprachigen Teile konnten zusätzliche wichtige Informationen über die Interviewverläufe und Aussagen der Interviewpartner_innen gewonnen werden. Für die Analyse und Auswertung werden daher vor allem die übersetzten Passagen der Interviewpartner_innen verwendet und diese mit den gedolmetschten Aussagen abgeglichen, um die tatsächliche Bedeutung der Aussagen analysieren zu können. Aus den genannten Beispielen lassen sich weitere Handlungsempfehlungen für den Einsatz von Sprachmittler_innen ableiten, die im nachfolgenden Kapitel dargestellt werden sollen.

6 Handlungsempfehlungen für den Einsatz von Sprachmittler_innen in der qualitativen Sozialforschung

Eine umfassende Schulung und eine Reflexion der Dolmetschtätigkeit ist entscheidend für das Gelingen qualitativer Interviews. Auch wenn die Sprachmittler_innen intensiv geschult wurden, hat sich im Nachgang gezeigt, dass eine Reflexion der eigenen Rolle und Person als Sprachmittler_in durchaus sinnvoll gewesen wäre. Schließlich hängt die Form der Sprachmittlung auch an der individuellen Persönlichkeit des/der Sprachmittler/s_in. Fragen zu Dolmetschfähigkeiten und -kompetenzen, zu möglichen (persönlichen) Herausforderungen in der Sprachmittlung und zum Umgang mit diesen wären im Vorfeld sicherlich hilfreich

gewesen, um eine deutlichere Rollenklärung des/der Sprachmittler/_in herzustellen. Auch eine stärkere Gestaltung des Intervieweinstiegs durch die Interviewerin hätte ggf. zu einer besseren Rollenklärung beigetragen, wie im Nachgang deutlich wurde. Da die Sprachmittler_innen durch die eigenen Vorerfahrungen und die Schulung geübt waren, haben sie häufig den Einstieg bereits übernommen, sodass sie von Beginn an einen sehr aktiven Part eingenommen haben. Dadurch wurden sie oft als gleichberechtigte Partner_innen in der Interviewsituation wahrgenommen. Um das Interview stärker zu lenken und zu einem späteren Zeitpunkt Seitengespräche zu vermeiden, wäre es von Vorteil gewesen, den Einstieg durch die Interviewerin Schritt für Schritt zu gestalten und übersetzen zu lassen.

Die Sprachmittler_innen waren angewiesen, die Aussagen der Interviewpartner_innen zusammenfassend zu übersetzen. Gegebenenfalls hätte eine wortgetreue bzw. Übersetzung in „Ich-Form“ die Perspektive des/der Interviewpartner/s_in noch stärker betont. Auch wenn die Sprachmittler_innen empathisch und einfühlsam mit den Aussagen der Interviewpartner_innen umgegangen sind, hätte dies möglicherweise zusätzlich zur Rollenklärung beigetragen. Zudem hätten Nachfragen durch die Interviewerin stärker gesteuert werden können. Auf der anderen Seite hätte dies die Narration beeinträchtigen können, weil häufigere Unterbrechungen erforderlich gewesen wären.

Den Rahmenbedingungen des Projektes war es geschuldet, dass die Interviews über einen Zeitraum von drei Monaten durchgeführt werden mussten. Sofern mehr Zeit vorhanden gewesen wäre, hätte eine schnellere Transkription und Übersetzung der bereits vorliegenden Interviews dazu beigetragen, (Einzel-) Feedback zur Sprachmittlung zu geben und grundsätzliche Herausforderungen in der Gruppe zu diskutieren. Die Sprachmittler_innen erhielten lediglich Rückmeldungen im Nachgang der Interviews. Gleichzeitig wurde Raum für informelle Gespräche geschaffen, um mögliche Belastungen, die aus den Interviewsituationen resultierten, aufzufangen.

Grundsätzlich ist es wichtig, die dreifache Subjektivität von Interviewer_in, Sprachmittler_in und Interviewpartner_in zu akzeptieren und fortlaufend im Datenerhebungsprozess zu reflektieren. Die Rolle der Sprachmittler_innen muss zwingend in Analyse und Auswertung der Interviews einbezogen werden. Wichtig ist dabei auch, dass, sofern Unklarheiten in Transkription und Übersetzung bestehen, Rücksprache mit den Sprachmittler_innen erfolgen kann.

Ein Überblick über weitergehende Handlungsempfehlungen und Ziele findet sich in Tab. 3.

Tab. 3 Handlungsempfehlungen zum Einsatz von Sprachmittler_innen in der qualitativen Sozialforschung

Handlungsempfehlung	Ziel
Stärkere Reflexion der eigenen Rolle und des persönlichen Hintergrundes in der Sprachmittlung	Rollenklärung im Vorfeld
Einstiege stärker gestalten	Rollenklärung in der Interviewsituation
Ggf. Übersetzung in Ich-Form	Stärkere Perspektivenübernahme des/der Interviewpartner/s_
Stärkere Berücksichtigung von Seitengesprächen	Stärkere Steuerung von Nachfragen
Ggf. wortgetreue Übersetzung	Stärkere Steuerung von Nachfragen
Schnelle Transkription	Feedback an Sprachmittler_innen über den Übersetzungsprozess
Subjektivität der Sprachmittler_innen akzeptieren und reflektieren	Einbezug der Rolle der Sprachmittler_innen in die Analyse der Interviews

7 Fazit

Sprachmittler_innen beeinflussen den Prozess der Datenerhebung maßgeblich, da durch unterschiedliche Vorannahmen der Interviewerin, des/der Dolmetscher/s_in und des/der Interviewpartner/s_in eine dreifache Subjektivität vorliegt. Wichtig dabei ist auch, wie Vorgehen, Dateninterpretation und Machtpositionen im Forschungsprozess ausgehandelt werden (Berman und Tyyskä 2011; Temple und Edwards 2002).

Eine ethische Reflexion des Einsatzes von Sprachmittler_innen ist vor allem in Hinblick auf die Machtverhältnisse im Forschungskontext von entscheidender Bedeutung. Vor, während und nach den Interviews liegt ein hierarchisches Gefälle vor: Dolmetscher_innen agieren in der Übersetzung als kulturelle Mediatoren, Analysten und „Sprachrohre“ für die Interviewpartner_innen, während Forscher_innen die Interviewpartner_innen während Erhebung und Auswertung in einer anderen Sprache repräsentieren (Temple und Young 2004; Wallinn und Ahlström 2006). Dabei werden Erfahrungen des Unterschiedlich-Seins gemacht (Temple und Edwards 2002):

„Language can define difference and commonality, exclude or include others; it is not a neutral medium. The same words can mean different things in different cultures and the words we choose matter” (Temple und Edwards 2002).

Der Einsatz von kultur- und sprachkompetenten Dolmetscher_innen war im Rahmen dieser qualitativen Forschungsarbeit unerlässlich. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass dieser Einsatz die Interaktion in der Gesprächssituation beeinflusst, wie in den angeführten Beispielen gezeigt werden konnte. Sprachmittler_innen nehmen aktiv an dem Gesprächsprozess teil. Sie vermitteln sprachliche und kulturelle Symbole und interpretieren diese vor ihrem eigenen Erfahrungs- und Wissenshintergrund (Kliche et al. 2018). Sprachmittler_innen kam im Zuge dieser Forschung daher eine Schlüsselrolle zu. Deshalb waren die Auswahl und Schulung der Dolmetscher_innen von besonderer Bedeutung. Insgesamt konnten die vermittelten Inhalte in den Interviews gut umgesetzt werden. Gleichzeitig ergaben sich in den Gesprächsverläufen kleinere Herausforderungen, wie anhand einzelner Interviewausschnitte verdeutlicht wurde.

Literatur

- Berman, R., & Tyyskä, V. (2011). A critical reflection on the use of translators/interpreters in a qualitative cross-language research project. *International Journal of Qualitative Methods*, 10(1), 178–190.
- Böhm, J., Eberhardt, A., & Luppold, S. (2018). Auswahl von Dolmetschern/Zusammenstellung von Dolmetscherteams. In J. Böhm, A. Eberhardt, & S. Luppold (Hrsg.), *Simultandolmetschen. Essentials* (S. 4–46). Wiesbaden: Springer Gabler.
- Domenig, D. (2007). Das Konzept der transkulturellen Kompetenz. In D. Domenig (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe* (2. Aufl., S. 165–189). Bern: Huber.
- Drehsing T., & Pehl, T. (2015). *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende*. 6. Aufl., Marburg. Quelle: <https://www.audiotranskription.de/Praxisbuch-Transkription.pdf>
- Gross-Dinter, U. (2016). Anderes, nicht anders? Überlegungen zur Übertragbarkeit von Kompetenzbeschreibungen für das professionelle Dolmetschen auf die mündliche Sprachmittlung im Fremdsprachenunterricht. In R. Freudenfeld, U. Gross-Dinter, T. Schickhaus, T. (Hrsg.), *Sprachwelten über-setzen. Beiträge zur Wirtschaftskommunikation, Kultur- und Sprachmittlung in DaF und DaZ* (=42. Jahrestagung des Fachverbandes Deutsch als Fremd- und Zweitsprache in München 2015) (S. 11–35). Göttingen: Universitätsverlag.

- INTERPRET (Schweizerische Interessengemeinschaft für interkulturelles Dolmetschen und Vermitteln. Berufskodex für interkulturell Dolmetschende und Vermittelnde. https://www.inter-pret.ch/admin/data/files/marginal_asset/file/300/berufskodex_2015_d.pdf?lm=1509454586. Zugegriffen: 24. März 2019.
- Kliche, O., Agbih, S., Altanis-Protzer, U., Eulerich, S., Klingler, C., Neitzke, G., et al. (2018). Ethische Aspekte des Dolmetschens im mehrsprachig-interkulturellen Arzt-Patienten-Verhältnis. *Ethik Med*, 30, 205–229.
- Kruse, J. (2014). *Qualitative Interviewforschung Ein integrativer Ansatz*. 2. Aufl. Weinheim & Basel: Beltz und Juventa.
- Kruse, J., Bethmann, S., Niermann, D., & Schmieder, C. (2012). Qualitative Interviewforschung im Kontext fremder Sprachen Eine Einführung. In J. Kruse, S. Bethmann, D. Niermann, & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 9–26). Weinheim: Beltz Juventa.
- Larson, M. L. (1997). *Meaning-based translation. A guide to cross-language equivalence* (2. Aufl.). Lanham: University Press of America and Summer Institute for Linguistics.
- Forum Qualitative Sozialforschung 15(2): Art. 5. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2025/3654>. Zugegriffen: 24. März 2020.
- Mecheril, P. (2011). Hybridität, kulturelle Differenz und Zugehörigkeiten als pädagogische Herausforderung. In H. Macha, M. Witzke, V. Ladenthin, N. Meder, U. Uhlendorff, Allemann-Ghionda, C. & G. Mertens (Hrsg.), *Handbuch der Erziehungswissenschaft*, Bd. 3 *Familie – Kindheit – Jugend – Gender* (S. 531–542). Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Moebius, S. (2009). *Kultur*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, A. (2000). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.
- Renn, J. (2005). Die gemeinsame menschliche Handlungsweise. Das doppelte Übersetzungsproblem des sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs. In I. Srubar, J. Renn, & U. Wenzel (Hrsg.), *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen* (S. 195–227). Wiesbaden: Springer VS.
- Schütz, A. (1972). Der Fremde – ein sozialpsychologischer Versuch. In A. Brodersen (Hrsg.), *Alfred Schütz Gesammelte Aufsätze. Studien zur soziologischen Theorie* (S. 53–69). Den Haag: Martinus.
- Squires, A. (2009). Methodological challenges in cross-language qualitative research: A research review. *International Journal of Nursing Studies*, 46(2), 277–287.
- Temple, B., & Edwards, R. (2002). Interpreters/translators and cross-language research: Reflexivity and border crossings. *International Journal of Qualitative Methods*, 1(2), 1–12.
- Temple, B., & Young, A. (2004). Qualitative research and translation dilemmas. *Qualitative Research*, 4(2), 161–178.
- Von Kardoff, E. (1995). Qualitative Sozialforschung: Versuch einer Standortbestimmung. In U. Flick, E. von Kardoff, & H. Keupp (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (2. Aufl., S. 3–11). Weinheim: Beltz.
- Wallinn, A.-M., & Ahlström, G. (2006). Cross-cultural interview studies using interpreters: Systematic review. *Journal of Advanced Nursing*, 55(6), 723–735.

Anna Christina Nowak Physiotherapeutin (B.Sc.) und Gesundheitswissenschaftlerin (M.Sc.). Sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld und promoviert im NRW-Forschungskolleg „FlüGe – Herausforderungen und Chancen globaler Flüchtlingsmigration für die Gesundheitsversorgung in Deutschland“ zu gesundheitlichen Bedarfen und Bedürfnissen von Menschen mit Fluchtgeschichte.

Claudia Hornberg Univ.- Prof., Dr. med. Dipl. Biologin/ Diplom-Ökologin Claudia Hornberg ist Fachärztin für Hygiene und Umweltmedizin, Gründungsdekanin der Medizinischen Fakultät OWL und dort Leiterin der Arbeitsgruppe „Sustainable Environmental Health Sciences“ sowie kooptierte Professorin an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen insbesondere im Bereich soziale Umwelt(en) mit Schwerpunkt auf Lebenslage, Teilhabe und Gesundheit von Menschen mit Beeinträchtigungen sowie Männer- und Frauengesundheit. Zudem befasst sie sich mit den Themen Umweltbelastungen, Umweltgerechtigkeit sowie Environmental Burden of Disease.



Potenziale einer translingualen Interviewführung am Beispiel erziehungswissenschaftlicher Migrationsforschung

Yasemin Uçan

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag zeigt exemplarisch an einer qualitativen Studie die Potenziale einer *translingualen Interviewführung* auf. Das Konzept des *Translanguaging*, das seinen Anfang als pädagogisches Programm im Zuge der Mehrsprachigkeitsdidaktik nahm, wird darüber hinaus als Praxis von mehrsprachigen Sprecher_innen allgemein verstanden. Damit soll die konventionelle Trennung von Sprachen in getrennte und klar abgrenzbare Einheiten infrage gestellt und stattdessen die Dynamik und Fluidität des sprachlichen Repertoires von Sprecher_innen hervorgehoben werden (Wei 2018). Versteht man Translanguaging also als eine alltägliche und normale Praktik von mehrsprachigen Sprecher_innen, so sind auch Interviews in der qualitativen Migrationsforschung durch Translanguaging gekennzeichnet. Der Beitrag schlägt vor, in qualitativen Interviews einen Raum für translinguales Handeln zu schaffen, damit mehrsprachige Interviewpartner_innen ihre Ausdrucksmöglichkeiten voll ausschöpfen können.

Schlüsselwörter

Qualitative Sozialforschung, • Migrationsforschung, • Translanguaging, • Mehrsprachigkeit

Y. Uçan (✉)
Universität zu Köln, Köln, Deutschland
E-Mail: yasemin.ucan@mercator.uni-koeln.de

1 Methodische und methodologische Reflexionen im Rahmen qualitativer Fluchtmigrationsforschung

Im Rahmen von Fluchtmigrationsforschung erfahren qualitative Forschungsarbeiten im Zuge der Neuzuwanderung von 2015 Aufwind. In diesem Zusammenhang wird auf die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion bezogen auf Forschungszugänge und -settings, theoretische und methodische Annahmen sowie praktische Zielsetzungen und Nebenwirkungen hingewiesen (Behrensen und Westphal 2019, S. 4). Es lassen sich eine Reihe von Arbeiten aufzeigen, die vielfältige Aspekte des Forschungsprozesses ins Zentrum ihrer Reflexion stellen. Gegenstand der Reflexionen sind unter anderem die Reproduktion hegemonialer Machtverhältnisse durch die Ähnlichkeit biografischer Interviews zum Asylverfahren (vgl. Thielen 2009), die Notwendigkeit einer (trauma-)sensiblen Interviewführung im Kontext von Flucht (vgl. Berg et al. 2019; Motzek-Öz 2019) sowie Möglichkeiten der Einbindung von Interviewpartner_innen als Co-Forschende in den Forschungsprozess, um die hierarchische Einteilung in Forschende und Beforschte aufzubrechen (vgl. Aden et al. 2019).

Im Zuge der Methodenreflexion stellt der Umgang mit mehrsprachigen Interviews und deren Übersetzung ein weiteres bedeutendes Thema dar. Bemängeln Enzenhofer und Resch (2013, S. 203) noch, dass Übersetzungsprozesse im Rahmen von mehrsprachigen Forschungsprojekten intransparent und ohne vertiefende theoretische Überlegungen stattfinden, lassen sich auch hier vermehrt Arbeiten finden, die in Auseinandersetzung mit Disziplinen wie den Translationswissenschaften und/oder postkolonialen Studien über ihre mehrsprachig angelegten Projekte reflektieren (vgl. u. a. Tuzcu und Motzek 2014; Kruse et al. 2012; Schittenhelm 2017; Uçan 2019).

Der vorliegende Beitrag möchte einen Teil zur Methodenreflexion mit mehrsprachigen Interviews beitragen. Hierfür sollen das Konzept des Translanguaging und seine Potenziale für qualitative Interviewstudien am Beispiel der erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung diskutiert werden. Entsprechend soll zunächst das Konzept des Translanguaging vorgestellt werden, um im Anschluss seine Möglichkeiten im Rahmen der eigenen Dissertationsstudie zu erkunden.

2 Translanguaging: Pädagogisches Programm und linguistische Theorie

Das Konzept des Translanguaging geht auf die pädagogischen Arbeiten des Lehrers Cen Williams in Wales zurück. Dieser führte 1994 den walisischsprachigen

Begriff *trawsieithu* ein, um ein pädagogisches Programm im Rahmen seines Unterrichts zu beschreiben, das sowohl die walisische als auch die englische Sprache systematisch in den Unterricht im Rahmen von Revitalisierungsmaßnahmen für die walisische Sprache einbezog (García und Lin 2016; Wei 2018). Diese Revitalisierungsmaßnahmen für die walisische Sprache gingen nach Lewis et al. (2012, S. 642) einher mit einem Paradigmenwechsel in Bezug auf bilinguale Sprecher_innen: Die bis dahin konfliktbeladen dargestellte walisisch-englische Bilingualität wurde nach den 1960ern im Kontext von potenziellen Vorteilen für mehrsprachige Sprecher_innen, Schulen und Gesellschaften diskutiert. Ab den 1980er Jahren wurden die englische und die walisische Sprache als sich ergänzend und ihre gemeinsame Beherrschung als vorteilhaft dargestellt, womit der Grundstein für das Konzept des Translanguaging gelegt wurde (vgl. Lewis et al. 2012, S. 642).

Das Konzept des Translanguaging nimmt, besonders im angelsächsischen Wissenschaftsraum, stark im Gebrauch zu und wird zudem auch kontrovers diskutiert, weshalb Wei (2018) auf die Notwendigkeit einer Begriffsklärung hinweist. Der Gebrauch des Begriffs Translanguaging manifestiert sich aktuell auf mehreren Ebenen. Zum einen wird damit ein *pädagogisches Programm* im Umgang mit Mehrsprachigkeit im Unterricht bezeichnet, das als ein Bruch mit vorherrschenden negativen Assoziationen mit Mehrsprachigkeit und mehrsprachigen Sprecher_innen verstanden werden kann; so zum Beispiel mit der Idee der strikten Sprachentrennung im Sprachunterricht oder der mehrsprachigen Erziehung mit der ‚One person–one language‘-Methode (OPOL) (Lewis et al. 2012, S. 643).

Des Weiteren werden damit konkrete sprachliche Praktiken von mehrsprachigen Sprecher_innen charakterisiert, die sich durch den Gebrauch verschiedener Sprachen auszeichnen. Daran anknüpfend kann Translanguaging zu einer Theorie der angewandten Linguistik weiterentwickelt werden (Otheguy et al. 2015; Wei 2018). Hierbei konstatieren García und Li (2016, S. 10 f.) zwei in Konkurrenz stehende Strömungen, die in eine schwächere und eine strengere Version eingeteilt werden können. Die schwächere Version von Translanguaging konzeptualisiert Sprachen zwar weiterhin als getrennte (und überwiegend nationalstaatlich definierte) Einheiten, plädiert jedoch für eine Aufweichung ihrer Grenzen. Dies gilt sowohl für den Sprachunterricht als auch bei der Beschreibung der Sprachpraktiken von mehrsprachigen Sprecher_innen. Die strengere Version einer Theorie des Translanguaging, der sich auch García und Lin anschließen, versteht das Sprechen von mehrsprachigen Sprecher_innen nicht als einen Gebrauch von mehreren getrennten Sprachen, sondern als einen kontextsensiblen Gebrauch des gesamten sprachlichen Repertoires eines Individuums (ebd.). Translanguaging wird demnach definiert als „the development of a speaker’s full linguistic repertoire without

regard for watchful adherence to the socially and politically defined boundaries of named (and usually national and state) languages“ (Otheguy et al. 2015, S. 283). Gemäß den Überlegungen von Otheguy et al. (2015, S. 281) hat das Individuum somit aus seiner Innenperspektive heraus nur *ein* Gesamtrepertoire an sprachlichen Mitteln, aus dem es sich bedienen kann. Aus einer Außenperspektive heraus erst werden diese sprachlichen Mittel in benennbare Sprachen definiert. Die Autor_innen vertreten die Ansicht, dass es sich bei definierbaren Einzelsprachen um kein sprachliches, sondern um ein sozial konstruiertes und politisch durchgesetztes Phänomen handelt. Ihrer Definition nach handelt es sich bei Sprachen um „sets of lexical and structural features that make up an individual’s repertoire and are deployed to enable communication“ (Otheguy et al. 2015, S. 286). Damit werden stärker die Innenperspektive der Sprecher_innen und ihr Repertoire an Ausdrucksmöglichkeiten statt Kompetenzen entlang definierter (National-)Sprachen ins Zentrum gerückt.

Translanguaging grenzt sich damit vom Konzept des Code-Switching ab. Mit letzterem Konzept wird der Gebrauch mehrerer Sprachen in einer Äußerung zwar als eine Normalität bewertet, doch geht es weiterhin von separaten Sprachsystemen aus, womit nach García und Lin weiterhin eine ‚monolinguale Sichtweise‘ eingenommen wird (García und Lin 2016, S. 4). Translanguaging hingegen konzeptualisiert den Sprachgebrauch von Sprechenden immer als mehrsprachig, integriert in *ein* Sprachenrepertoire und nicht als eine doppelte Monolingualität.

Am Beispiel von Äußerungen in „New Chinglish“, einer Varietät des Englischen in China, weist Wei (2018, S. 13) zudem darauf hin, dass eine konventionelle linguistische Analyse, die die sprachlichen Strukturen fokussiert, nicht ausreicht, um diese bestimmte Varietät verstehen zu können. Stattdessen betont er die Notwendigkeit, den sozialen und politischen Kontext, die Geschichte des Chinglish sowie die Perspektive des/der Sprecher/s_in mit, unter anderem, deren Sprachideologien in die Analysen miteinzubeziehen, um die Komplexität translingualer Äußerungen verstehen zu können.

Doch ungeachtet der unterschiedlichen Konzeptualisierung der Abgrenzbarkeit von Sprachen voneinander und der Debatte um deren soziale Konstruiertheit charakterisiert Translanguaging in beiden Theoriesträngen den Sprachgebrauch von Sprecher_innen als dynamisch und fluide. Untermuert wird dies mit einem Verweis auf neurolinguistische Forschungsarbeiten, wonach bei mehrsprachigen Sprecher_innen mehrere Sprachen im Gehirn aktiv sind, auch wenn nur eine der Sprachen gebraucht wird (Lewis et al. 2012, S. 643).

Im deutschsprachigen Raum wird das Konzept des Translanguaging überwiegend als pädagogisches Programm für den Umgang mit einer migrationsbedingten

Mehrsprachigkeit in Bildungsinstitutionen (vgl. Kirsch und Montini 2016; Panagiotopoulou 2016) sowie weiter zur Beschreibung von Praktiken von mehrsprachigen Sprecher_innen (vgl. Busch 2013; Becker 2018) und Familien (vgl. Uçan 2018) diskutiert.

Das Konzept bietet meines Erachtens ebenfalls ein Potenzial für qualitative Interviewstudien in der Migrationsforschung. Denn wenn der Sprachgebrauch mehrsprachiger Sprecher_innen durch Praktiken des Translanguaging charakterisiert werden kann, so sind folglich auch Erzählungen im Rahmen von qualitativen Interviews durch diese gekennzeichnet, und zwar auch dann, wenn mehrsprachige Interviewpartner_innen ihre Erzählungen *scheinbar* einsprachig äußern.

3 Potenziale des Translanguaging im Rahmen von Interviewstudien

Meine Überlegungen zu einer translingualen Interviewführung beziehen sich auf meine laufende qualitative Dissertationsstudie. Interviewsituationen zwischen Forschenden und Interviewpartner_innen werden in Anlehnung an Bourdieu ([1990] 2016, S. 41) als Kommunikationsbeziehungen verstanden, die immer auch Machtbeziehungen sind und in denen sich Machtverhältnisse zwischen Sprecher_innen aktualisieren (Uçan 2019). Daher war (selbst-)reflexiver Umgang mit dem mehrsprachigen Interviewmaterial unumgänglich, weshalb ich im Vorfeld Leitlinien entwickelt habe. Im Folgenden werden die Studie und die Leitlinien kurz vorgestellt. Im Anschluss daran wird aufgezeigt, wie sich Translanguaging im Rahmen der Studie entfaltet und welche Möglichkeiten das Konzept für qualitative Interviewstudien bergen kann.

Verortung der Studie und Leitlinien im Übersetzungsprozess

Meine laufende Dissertationsstudie widmet sich der Frage, wie Eltern ihre Arrangements in Hinblick auf den frühkindlichen Mehrsprachenerwerb im Kontext von Migration begründen, welche Sprachen sie als Erziehungsziel verfolgen, welche Überzeugungen sie über einen guten Mehrsprachenerwerb haben und mit welchen Debatten und Interaktionskontexten sie sich hierfür auseinandersetzen und positionieren (Uçan 2018). Datengrundlage bilden im ersten Teil 40 originalsprachlich transkribierte themen- und problemzentrierte Interviews nach Witzel (1985) in

deutscher und türkischer Sprache mit Eltern der ersten und zweiten/dritten Migrationsgeneration aus der Türkei.¹ Daran anschließend untersuche ich im zweiten Schritt Sprachbiografien (Busch 2010) von den Eltern der Studie, die eine Minderheitensprache aus der Türkei (z. B. Kurdisch) als Erziehungsziel verfolgen. Mehrsprachigkeit und Übersetzungsprozesse sind somit bedeutende Themen für meine Arbeit: Zum einen bildet der Umgang mit mehrsprachigem Interviewmaterial einen Teil der methodologischen und methodischen Reflexion der Arbeit und zum anderen findet durch die von mir verfolgte Untersuchungsfrage eine inhaltliche Auseinandersetzung statt.

Im Folgenden sollen die genannten Leitlinien kurz vorgestellt werden.

Leitlinie 1: Reflexion über Verstehen und Nichtverstehen Die Reflexion über die Begrenztheit von Sprach- und Kulturkenntnissen ist meines Erachtens unerlässlich für die Auswertung und Übersetzung von mehrsprachigem Interviewmaterial. Dies gilt sowohl für die Grenzen der Forschenden als auch für die von potenziellen Zielrezipient_innen, die in der Regel aus dem Fachpublikum bestehen. Beim Übersetzen bedeutet dies, darüber nachzudenken, welches Wissen nicht immer vorausgesetzt werden kann und eventuell durch Zusatzinformationen mit einer Fußnote hinzugefügt werden muss. So zeigt zum Beispiel Filep (2009, S. 68 f.) die Schwierigkeiten des Übersetzens am Beispiel von Redewendungen, Sprichwörtern sowie politischen und sozialkritischen Witzen auf und stellt exemplarisch dar, wie diese durch zusätzliche Erläuterungen für Leser_innen zugänglich gemacht werden können. Dies bietet sich meines Erachtens auch besonders für Redewendungen und Sprichwörter an, die sich durch eine metaphorisch-bildliche Redeweise auszeichnen und deren Bedeutung dadurch eventuell nicht direkt zugänglich ist (Uçan 2019, S. 128). Darüber hinaus kommt es auch vor, dass sich für Wörter und Ausdrücke in den Interviews mehrere Übersetzungen anbieten. Da die Entscheidung für eine bestimmte Übersetzung bereits eine Interpretation beinhaltet, sollten weitere Möglichkeiten zur Übersetzung in einer Fußnote angeführt werden, damit diese den Leser_innen transparent gemacht werden kann (Uçan 2019, S. 128; vgl. u. a. auch Enzenhofer und Resch 2010; Wettemann 2012).

¹Die hier aufgezeigten Daten sind Teil des Forschungsprojekts „Frühe Kindheit, Entwicklung und Erziehung aus Sicht von Eltern in und aus der Türkei“, das unter der Leitung von Manuela Westphal und Berrin Ö. Otyakmaz an der Universität Kassel von der Stiftung Mercator als Teil des Forschungsprogramms „Blickwechsel – Studien zur zeitgenössischen Türkei“ in den Jahren 2014 bis Anfang 2017 gefördert und in Kooperation mit Elif Durgel Jagtap von der Yaşar Universität in Izmir durchgeführt wurde.

Leitlinie 2: Sichtbarkeit sprachlicher Diversität Ein weiteres mir wichtiges Anliegen stellt die Sichtbarkeit der sprachlichen Diversität des Interviewmaterials auch *nach* der Übersetzung dar. Inspiriert durch die Auseinandersetzungen postkolonialer Studien mit dem Verhältnis von Original und Kopie sollen Interviewpassagen nicht zugunsten eines glatten Leseflusses geglättet werden (Uçan 2019, S. 130). Spivak (1993, S. 181) kritisiert in ihrem Essay „The Politics of Translation“, dass Übersetzer_innen in Übersetzungen nicht-europäischer Texte (von Frauen) zu wenig auf die Rhetorik des Originals Acht geben, was zu einer Art Einheitsübersetzungen führt, so „that the literature by a woman in Palestine begins to resemble, in the feel of its prose, something by a man in Taiwan“ (Spivak 1993, S. 182). Anknüpfend an diese Kritik werden Interviewpassagen im Rahmen meiner Dissertation von mir möglichst dokumentarisch übersetzt, womit gemeint ist, dass eine Orientierung an den Inhalten des Ausgangstextes mit den „grammatikalischen und stilistischen Mitteln der Zielsprache unter größtmöglicher Berücksichtigung der Satzstrukturen des Originals“ stattfindet (Wettemann 2012, S. 110). Darüber hinaus zeichnen sich die Interviews, wie bereits angeführt, durch Translanguaging aus. Diese Stellen sollen auch in der Übersetzung durch *Kursivsetzung* sichtbar werden, damit eine (wenn auch unbeabsichtigte) Orientierung an einer monolingualen Norm vermieden werden kann. Darüber hinaus birgt die Möglichkeit des Translanguaging das Potenzial, ein größeres Spektrum an Ausdrucksmöglichkeiten auszuschöpfen, worauf im letzten Punkt näher eingegangen werden soll.

Leitlinie 3: Transparenz ungleicher Begegnungen im eigenen Forschungsprozess Die Frage nach der konkreten Sprachwahl für Interviews erfährt im Rahmen von Flucht migrationsforschung durch unterschiedliche Herkunfts- und Transitzkontexte mit unterschiedlichen Sprachen und Minderheitensprachen sowie auch mit unterschiedlichen Schriftsystemen erneut Aufschwung. Damit sich auch Personen ohne ausreichende Deutschkenntnisse differenziert im Rahmen von Interviews ausdrücken können, wird zunehmend eine ‚muttersprachliche Interviewführung‘ angeboten, die sich an der, manchmal fälschlicherweise angenommenen, Erstsprache der Interviewpartner_innen orientiert. Gutiérrez Rodríguez (2008, Abs. 11) hält für Forschungsprojekte fest, dass zwar „Gemeinsamkeiten ausgemacht werden, die jedoch bei genauem Hinschauen auf soziale Ungleichheiten und somit Differenzen verweisen“. Weiter schließt sie daraus, dass die als gemeinsam angenommene Zugehörigkeit zu einer Sprachgemeinschaft durch „unterschiedliche soziale Positionen, die aus einer rassistischen kolonialen und

imperialen Vergangenheit, neuen Grenz- und Migrationsregimen, Heteronormativität und der derzeitigen Weltordnung erwachsen, infrage gestellt wird“. Unberücksichtigt bleiben dabei demnach koloniale und nationalistische Sprachpolitiken und somit auch (Mehrfach-)Zugehörigkeiten zu Sprach- und Kulturgemeinschaften mit Minderheitenstatus (Uçan 2019, S. 121). So ist es mir ein explizites Anliegen, auch Differenzen in den Interviewsituationen offenzulegen. Es zeigt sich im hier dargestellten Forschungsprojekt, dass sich der Spracherwerb eines Teils der Interviewpartner_innen unter den Bedingungen des Sprachenverbotsgesetzes in der Türkei (vgl. Zeydanlıoğlu 2012) vollzogen hat, was eine deutliche Differenz zu den Spracherwerbserfahrungen der Forscherinnen im Team darstellt. Doch lässt sich die Frage nach der Wahl der Interviewsprache auch in diesen Fällen nicht einfach beantworten. Auch unter Restriktion erworbene Sprachen gehören zum Repertoire von Sprechenden und hohe Kompetenzen dürfen Interviewpartner_innen daher nicht abgesprochen werden. Dies gilt ebenso für den Gebrauch der deutschen Sprache, wenn Interviewpartner_innen dies (in Teilen) bevorzugen.

Leitlinie 4: Irritationen und Grenzen zur Erweiterung der eigenen Perspektive Interviews bieten die Chance, Machtasymmetrien zwischen Forschenden und Interviewpartner_innen zum Teil aufzubrechen. Durch eine dialogische Form der Interviewführung erhalten Interviewpartner_innen die Chance, ihre Deutungen offenzulegen und auch Missverständnissen vorzubeugen. Besonders geeignet ist hierfür meines Erachtens eine dialogische Art der Interviewführung durch die Möglichkeit der kommunikativen Validierung, denn „die Zurückspiegelung von Äußerungen der Befragten stützt deren Selbstreflexion und eröffnet ihnen die Möglichkeit, ihre eigene Sichtweise zu behaupten und die Unterstellungen des Interviewers zu korrigieren“ (Witzel 2000, Abs. 16). So können Momente der Irritationen innerhalb des Interviews als Chance verstanden werden, die eigene Perspektive durch Deutungen des Interviewpartners zu erweitern und somit das Verhältnis von Forschenden, die das Gesagte alleine interpretieren, aufzubrechen (Uçan 2019, S. 133 f.; vgl. auch Tuzcu und Motzek 2014).

Beispiele der Möglichkeitsräume durch eine translinguale Interviewführung

Den Teilnehmer_innen der Studie stand der Leitfaden in deutscher und türkischer Sprache zur Verfügung. Die Wahl der Sprachen orientierte sich an den (angenommenen) Erstsprachen der Interviewpartner_innen und an den Sprachkompetenzen der Teammitglieder. Die Interviewpartner_innen konnten dann entscheiden, ob sie

die Interviewfragen auf Deutsch oder Türkisch hören möchten, sie selbst konnten in ihren Antworten die Sprachen flexibel handhaben. Von Anfang an war es ein explizites Anliegen der Projektleiterinnen und des Forschungsteams, sich Zeit zu nehmen, um größtmögliches Verstehen sowohl innerhalb des Teams als auch mit den Interviewpartner_innen erreichen zu können (Otyakmaz und Westphal 2016). Auch für die sprachbiografischen Interviews, die im Rahmen meiner Dissertationsstudie im Anschluss an das Forschungsprojekt erhoben wurden, standen Deutsch und Türkisch als Interviewsprachen zur Verfügung. Im Folgenden soll nun aufgezeigt werden, wie sich Translanguaging im Rahmen der Interviews der oben dargestellten Studie entfaltet.

Translanguaging im Rahmen von Interviews

Viele Interviews der hier aufgeführten Studie zeichnen sich durch den Gebrauch mehrerer Sprachen, vor allem des Deutschen und des Türkischen, innerhalb der Erzählungen aus. Im Rahmen der Dissertationsschrift werden die türkischen Passagen von mir ins Deutsche übersetzt; dabei ist es mir ein wichtiges Anliegen, dass diese Stellen auch als Übersetzung in der Transkription weiterhin sichtbar bleiben. Daher werden im Rahmen von Übersetzungen ins Deutsche die Stellen, die vorher schon auf Deutsch geäußert wurden, *kursiv gesetzt*, um zu verdeutlichen, dass es sich hierbei um einen translingualen Sprachgebrauch handelt. Mit der Kursivsetzungen soll sprachliche Diversität zumindest in Teilen sichtbar gemacht werden, die sonst durch die Übersetzung verdeckt werden würde. Doch auch wenn, wie in Kapitel zwei aufgezeigt, translinguales Sprechen im Rahmen der Forschung, also auf der wissenschaftlichen Metaebene, als alltägliche und normale Praktik von mehrsprachigen Sprecher_innen konzeptualisiert wird, zeichnet sich in den Interviews eine ablehnende Haltung gegenüber Translingualität, vor allem auch in Hinblick auf die mehrsprachige Erziehung des Kindes, ab. Dies soll am folgenden Beispiel exemplarisch verdeutlicht werden:

I: Was ist Ihrer Meinung nach die Aufgabe des Kindergartens? Wir sind ja gerade im Kindergarten.

B: In der Regel bringen arbeitende, also die, die zu Hause niemanden haben. Für sie ist es GUT. Warum bringen WIR es? Für die zweite SPRACHE, Deutsch ist sehr wichtig, also für Migranten. Das ist mein Gedanke. Und auf die Schule bereiten sie auch vor (...). SPRACHE, danach FREUNDESkreis, Essmanieren, Zähne putzen, wie man auf Toilette geht, das lernen sie. Wobei das können wir auch zu Hause machen, das, was wichtig ist, ist die SPRACHE. Wie sehr wir zu Hause auch Deutsch reden, wechseln wir direkt ins Türkische. *Zwei verschiedene* Dings [Türk. original „sey“] reden wir. Jetzt (lacht) ICH AUCH, ich habe weder ein richtiges Deutsch, noch ein richtiges Türkisch (lachend). Wenn ich etwas nicht auf Türkisch

weiß, rede ich Deutsch, wenn ich es nicht auf Türkisch weiß, rede ich Deutsch. So ist es gegangen, also so haben wir uns daran gewöhnt. Ich möchte nicht, dass es bei den Kindern so wird. (I (bejahend): Mhm, ja). Ich bin nicht in den *Kindergarten* gegangen. Ich habe eine ältere Schwester, danach komme ich, dann kommt ein kleiner Bruder. Wir sind in der Türkei geboren, wir drei sind nicht gegangen, *die anderen alle*. Fünf, sechs, acht, ja, fünf Kinder sind in den *Kindergarten* gegangen. Aber wir sind nicht gegangen.

(Fatma Sankaya², Mutter, zweite Migrationsgeneration) (Übersetzt)

Auf die Frage, für welche Aufgaben die Bildungsinstitution Kindergarten zuständig ist, benennt die Mutter die Weitergabe der deutschen Sprache, neben der Vorbereitung auf die Schule, als die wichtigste Aufgabe. Dies begründet sie damit, dass die Weitergabe des Deutschen aufgrund der familiären Sprachpraxis, nach der überwiegend Türkisch gesprochen wird, nicht ausreichend geleistet werden kann. Dabei verweist sie darauf, dass die familiäre so wie auch ihre eigene Sprachpraxis durch wechselnde Verwendung des Deutschen und des Türkischen charakterisiert ist. Es wird deutlich, dass sich ihr alltäglicher Sprachgebrauch sowohl durch deutsche als auch durch türkische Sprachverwendung auszeichnet, nämlich dann, wie sie erzählt, wenn ihr ein Ausdruck in der einen Sprache fehlt. Von ihr selbst werden diese Fälle jedoch nicht als Bewältigungsstrategie bei kommunikativen Hürden, sondern als ein defizitärer Sprachgebrauch bewertet. Ihren wechselnden Gebrauch der Sprachen begründet sie damit, dass sie in Deutschland nicht in den Kindergarten gegangen ist, wo sie die Sprache ihrer Vorstellung nach hätte erwerben können. So wird deutlich, dass sich ihr Ideal einer guten Sprachpraxis auch in der Mehrsprachigkeit an einer monolingualen Norm orientiert. Einen Sprachgebrauch, der durch translinguale Praktiken geprägt ist, lehnt sie demnach für ihre eigenen Kinder ab. Im Interview wird deutlich, dass sie eine kompetente Mehrsprachigkeit als Erziehungsziel verfolgt, die sich durch den getrennten Gebrauch der Sprachen auszeichnet. So wird eine Diskrepanz zwischen ihrer alltäglichen familiären Mehrsprachigkeit, d. h. ihrer eigenen Sprachpraxis, und ihrer an Monolingualität orientierten Überzeugung, d. h. ihrer Spracheinstellung bezüglich einer guten Sprachpraxis erkennbar (Uçan 2019, S. 130). An dieser Stelle möchte ich noch einen weiteren Aspekt fokussieren. Diese im Original türkische Passage wurde ins Deutsche übersetzt und die ursprünglich deutschen Stellen kursiv gesetzt. Neben dem Ausdruck *Kindergarten* wurden in dem Ausschnitt „zwei verschiedene Dings reden wir“ die ersten zwei Wörter auf Deutsch gesagt. An dieser Stelle werden ihre zwei Sprachen

²Bei allen Namen handelt es sich um Pseudonymisierungen, die von den Interviewpartner_innen gewählt wurden.

als *verschiedene*, d. h. voneinander getrennte Einheiten dargestellt, die darüber hinaus, so lässt sich vermuten, als zueinander in Konkurrenz stehend betrachtet werden. Dass an ebendieser Stelle auf Deutsch gesprochen wird, lässt sich meines Erachtens dahin gehend deuten, dass die Interviewpartnerin potenziell mit Defizitzuschreibungen aufgrund ihrer eigenen Mehrsprachigkeit, vor allem seitens der deutschsprachigen Mehrheitsgesellschaft, konfrontiert war. Darauf deutet auch hin, dass sie im Anschluss daran ausführt, dass sie weder die deutsche noch die türkische Sprache umfassend spricht. Damit charakterisiert sie ihr eigenes Sprachrepertoire entsprechend dem Konzept der „doppelten Halbsprachigkeit“, das vor allem in bildungspolitischen Debatten zu finden ist (so z. B. die heutige Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, FSFJ Franziska Giffey im Tagesspiegel 2010).³ So können durch Translanguaging gekennzeichnete Erzählungen über die Inhalte hinaus Hinweise auf die Dominanz mehrheitsgesellschaftlicher Zuschreibungen geben. In Anlehnung an Wei (2018, S. 13) kann somit festgehalten werden, dass in die Analyse des Translanguaging ebenfalls der soziale und politische Kontext der Äußerungen miteinbezogen werden muss.

Translanguaging im monolingualen Modus‘

Wie unter Kapitel zwei angeführt, ist sprachliches Handeln von mehrsprachigen Sprecher_innen auch dann mehrsprachig, wenn sie in einem ‚monolingualen Modus‘ sind (Wei 2018, S. 18). Dies lässt sich am Beispiel der folgenden Interviewpassage verdeutlichen:

I: Und gibt es bestimmte Regeln, deren Einhaltung durch Alex wichtig für dich sind?

B: Kein Lügen, das ist das A und O. Und da gibt’s auch in dem Alter schon eine heftige Bestrafung. Dann zieh ich ihm, sag ich zum Beispiel, der darf heute und morgen kein Fernsehen gucken und dadurch lernt er. Gerade Kinder muss man ab und zu bestrafen. Und die machen das nicht nochmal, die machen das höchstens noch zum zweiten Mal noch und danach ist (...), weil wie ein Baum, wenn du ‘nen kleinen (...) warte mal, das ist ein türkisches Sprichwort. Ja, ‚wenn du es im kleinen Alter richtig aufwächst, dann wächst der Baum nicht schief‘ oder, weißt doch, was die Logik jetzt ist-

I: Ja, ich weiß was du meinst.

B: Und ja, und das ist wichtig.

³Zur Übersicht bildungspolitischer Debatten über Mehrsprachigkeit siehe z. B. Krüger-Potratz 2013; Diehm 2016, S. 348 ff.

(Peter Griffin, Vater, zweite Migrationsgeneration)

Zunächst einmal ist es wichtig zu wissen, dass es sich beim Interviewer um ein Teammitglied ohne Sprachkenntnisse im Türkischen handelt. Der Interviewpartner wählte Deutsch als Interviewsprache, sodass türkische Sprachkompetenzen seitens des Interviewers für die Interviewführung im Rahmen des Forschungsprojekts nicht nötig waren. Bei der hier dargestellten Passage handelt es sich um den Themenkomplex familiäre Erziehungspraxis und Regeln im Leitfaden. Auf die Frage nach wichtigen Regeln für die Erziehung seines Sohnes benennt der Vater diese und führt in dem Zusammenhang seine Überzeugung darüber aus, wie Kinder die Einhaltung von Regeln erlernen. Hierbei verweist er auf die Bedeutung von Bestrafung, wie zum Beispiel das Begrenzen des Fernsehkonsums. Er begründet diese Praktik mit seiner Überzeugung bezüglich frühkindlicher Lernprozesse und benutzt dabei die Metapher eines Baumes. Während der Vater seine Überzeugung darüber ausführt, fällt ihm ein türkisches Sprichwort ein, auf das er verweist. Er führt kurz die Metaphorik eines wachsenden Baumes aus und verweist weiter auf die Bedeutung, die das Sprichwort für ihn und die Erziehung des Kindes hat.⁴ Es wird deutlich, dass der Vater davon ausgeht, dass der Interviewer das Sprichwort aufgrund nicht vorhandener Türkischkenntnisse nicht kennt, weshalb er seine Erzählung an den Wissensstand des Interviewers anpasst, indem er das Sprichwort erklärt und dessen Herkunft einordnet. Gleichzeitig geht er auch davon aus, dass dessen Bedeutung aus dem Kontext des gemeinsamen Interviews deutlich geworden sein müsste. An dieser Stelle zeigt sich demnach, dass für den Vater trotz der Interviewführung auf Deutsch die türkische Sprache präsent war, worauf er auch im Zuge seiner Erzählung hingewiesen und für den Interviewer kontextualisiert hat. Dies lässt sich im Sinne von Kaltmeier (2012) als Austausch und Dialog deuten, wo gemeinsam Wissen produziert wird. Darüber hinaus zeigt sich, wie sich die Konzepte über Erziehung und Entwicklung des Vaters ebenfalls durch Sprichwörter in einer Sprache manifestieren, wodurch sich ebenfalls sein transnationaler Bezugsrahmen für Erziehung (vgl. Westphal 2018) entfaltet. So lässt sich diese Stelle als Beleg dafür deuten, dass sprachliches Handeln selbst dann durch Translanguaging charakterisiert ist, wenn mehrsprachige Sprecher_innen scheinbar einsprachig handeln. An dieser Stelle legt der Interviewpartner dies durch den Verweis auf das türkische Sprichwort offen. Doch es ist davon auszugehen, dass dies auch dann der Fall ist, wenn es nicht explizit ausgesprochen wird.

⁴Bei dem hier aufgeführten Sprichwort handelt es sich vermutlich um *Ağaç yaş iken eğilir* (dt. „Der Baum biegt sich in jungen Jahren“), welches darauf hinweist, dass Kinder besonders in jungen Jahren durch Erziehung beeinflussbar sind.

Denkbar sind somit auch Interviewsituationen, in denen aufgrund der Machtasymmetrien zwischen Interviewer und Interviewpartner translinguales Handeln nicht offensichtlich wird.

4 Fazit und abschließende Überlegungen

Der vorliegende Beitrag setzte bei der Methodenreflexion im Zuge von mehrsprachigen Forschungssettings im Kontext von Fluchtmigration an. In Anlehnung an das Konzept des Translanguaging sollten die Potenziale einer translingualen Interviewführung für qualitative Interviewstudien ausgeführt werden. Dies geschah am Beispiel der eigenen Dissertationsstudie im Rahmen der erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung.

Das Konzept des Translanguaging beschreibt den Sprachgebrauch mehrsprachiger Sprecher_innen als dynamisch und fluide. Das sprachliche Repertoire wird somit nicht nach getrennten Einzelsprachen, sondern als ein Gesamtrepertoire mit sprachlichen Mitteln definiert, derer sich mehrsprachige Sprecher_innen kontextsensibel bedienen. Es zeigt sich auf der einen Seite, dass in der Forschung Translanguaging zunehmend als eine alltägliche Praktik und auch Ressource von mehrsprachigen Sprecher_innen diskutiert wird. So legt beispielsweise Kein (2006, S. 102) anhand ihrer ethnografisch-soziolinguistischen Untersuchung dar, wie Sprachwechsellmuster einer Gruppe türkeistämmiger Frauen „in hohem Maße ausdifferenziert, geordnet und durchstrukturiert“ sind. Der Sprachgebrauch dieser Gruppe wird von der Autorin als Beleg für die Abgrenzung von zugeschriebenen sozialen Kategorien sowie für ein hybrides Selbstverständnis interpretiert. Für Bildungsinstitutionen zeigt Panagiotopoulou (2018) auf, wie mehrsprachige Kinder und Schüler_innen im Rahmen von Lernprozessen in Kita und Schule translingual handeln, und plädiert daraufhin dafür, einsprachige Bildungsangebote im Sinne einer inklusiven Bildung zu überdenken. Doch auf der anderen Seite wird anhand von sprachbiografischen Ansätzen auch deutlich, dass mehrsprachige Sprecher_innen weiterhin mit defizitären Zuschreibungen in Hinblick auf ihre Mehrsprachigkeit konfrontiert sind (vgl. u. a. Schnitzer 2017; Thoma 2018).

Im Beitrag wurde aufgezeigt, welche Potenziale eine durch Translanguaging gekennzeichnete Interviewsituation für Studien bergen kann. Interviewpartner_innen können ihr gesamtes Repertoire an Ausdrucksmöglichkeiten ausschöpfen und dadurch Aufschluss unter anderem über ihren transnationalen Bezugsrahmen sowie über Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen geben.

Dies ist bedeutsam, da qualitative Interviews in der Forschung als Zugang dienen, die subjektive Sicht und Erfahrungen von Menschen im Migrations- und Flucht Kontext zu rekonstruieren. Auf Grundlage der Ergebnisse von Forschungsarbeiten werden Forderungen an Praxis und Politik, wie zum Beispiel im Hinblick auf Integration und Teilhabe, gestellt, weshalb die Möglichkeit, sich umfassend auszudrücken, umso bedeutender ist.

Somit ist wichtig, dass Interviewsituationen geschaffen werden, in denen sich mehrsprachige Sprecher_innen all ihrer sprachlichen Mittel bedienen können und sich nicht, wenn auch unbeabsichtigt, an einer monolingualen Norm orientieren müssen. Solche Interviewsituationen sind natürlich dann möglich, wenn zumindest eine geteilte Sprache vorhanden ist. Doch auch wenn der/die Interviewer_in nicht alle Sprachkenntnisse des/der Interviewpartner/s_in teilt, passen, wie in Kapitel drei deutlich wurde, Interviewpartner ihre Erzählungen an den Wissensstand des/der Interviewer/s_in an und erläutern Ausdrücke aus der anderen Sprache, handeln also von sich aus translingual. Somit eignet sich meines Erachtens eine translinguale Interviewführung zum Aufbrechen einer monolingualen Norm, die auch bei mehrsprachigen Forschungssettings (unbeabsichtigt) vorhanden sein kann. Damit wird Sprache ebenfalls als Instrument zur Herstellung gesellschaftlicher An- und Aberkennung in den Blick genommen, die auch immer abhängig ist von sozialen, rechtlichen, politischen und kulturellen Bedingungen (Dirim und Mecheril 2010, S. 100).

Literatur

- Aden, S., Schmitt, C., Uçan, Y., Wagner, C., & Wienforth, J. (2019). *Partizipative Fluchtmigrationsforschung. Eine Suchbewegung. Z'Flucht*, 3(2), 302–319.
- Becker, S. (2018). *Sprechgebote. Wie das Sprechen über Sprache soziale Ungleichheiten reproduziert*. Wiesbaden: Springer VS.
- Behrensen, B., & Westphal, M. (2019). Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Etablierung neuer Konzepte in der qualitativen Forschung. In B. Behrensen & M. Westphal (Hrsg.), *Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch Methodische und methodologische Reflexionen* (S. 3–8). Wiesbaden: Springer VS.
- Berg, J., Grüttner, M., & Schröder, S. (2019). Entwicklung und Anwendung eines Sensibilisierungskonzeptes für qualitative Interviews mit Geflüchteten – Erfahrungen im Projekt WeGe. In B. Behrensen & M. Westphal (Hrsg.), *Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodische und methodologische Reflexionen* (S. 275–300). Wiesbaden: Springer VS.
- Bourdieu, P. (2015). *Was heisst Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: new academic press.
- Busch, B. (2013). *Mehrsprachigkeit*. Wien: facultas wuv.

- Busch, B. (2010). Die Macht präbabilonischer Phantasien Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 4, 58–82.
- Diehm, I. (2016). Elementarpädagogik. In P. Mecheril (Hrsg.), *Handbuch Migrationspädagogik* (S. 342–355). Weinheim: Beltz.
- Dirim, I., & Mecheril, P. (2010). Die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In P. Mecheril, M.d.M. Castro Varela, I. Dirim, & C. Melter (Hrsg.), *Migrationspädagogik* (S. 99–120). Weinheim: Beltz.
- Enzenhofer, E., & Resch, K. (2013). Unsichtbare Übersetzung? Die Bedeutung der Übersetzungsqualität für das Fremdverstehen in der qualitativen Sozialforschung. In R. Bettmann & M. Roslon (Hrsg.), *Going the Distance. Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung* (S. 203–229). Wiesbaden: Springer VS.
- Enzenhofer, E., & Resch, K. (2010). Übersetzungsprozesse und deren Qualitätssicherung in der qualitativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 12: Art. 10.
- Filep, B. (2009). Interview and translation strategies: coping with multilingual settings and data. *Social Geography*, 4, 59–70.
- García, O., & Lin, A.M.Y. (2016). Translanguaging in Bilingual Education. In O. García, A. Lin, & S. May (Hrsg.), *Bilingual and Multilingual Education. Encyclopedia of Language and Education* (3rd ed.) (S. 1–14). Springer, Cham. doi: https://doi.org/10.1007/978-3-319-02324-3_9-1.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (2008). „Lost in Translation“. Transkulturelles Übersetzen und Dekolonialisierung von Wissen. Eicpp. <https://eicpp.net/transversal/0608/gutierrez-rodriuez/de>. Zugegriffen: 26. Nov. 2019.
- Kaltmeier, O. (2012). Methoden dekolonialisieren. Reziprozität und Dialog in der herrschenden Geopolitik des Wissens. In O. Kaltmeier & S. C. Berkin (Hrsg.), *Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften* (S. 18–44). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kein, I. (2006). Der kommunikative soziale Stil der „türkischen Powergirls“, einer Migrantinnengruppe aus Mannheim. *Deutsche Sprache*, 34(1–2), 89–105.
- Kirsch, C., & Mortini, S. (2016). Translanguaging. Eine innovative Lern- Lehrstrategie. *Sprachbildung*, S. 23–25.
- Krüger-Potratz, M. (2013). Sprachenvielfalt und Bildung: Anmerkungen zum Kern einer historisch belasteten Debatte. *DDS – Die Deutsche Schule*, 105(2), 185–198.
- Kruse, J., Bethmann, S., Nierman, D., & Schmieder, C. (Hrsg.). (2012). *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Lewis, G., Jones, B., & Baker, C. (2012). Translanguaging: origins and development from school to street and beyond. *Educational Research and Evaluation*, 18(7), 641–654.
- Motzek-Öz, S. (2019). Traumasensible Gestaltung von Interviews zwischen Viktimisierung und Forschungsethik. In B. Behrens & M. Westphal (Hrsg.), *Flucht migrationsforschung im Aufbruch. Methodische und methodologische Reflexionen* (S. 167–184). Wiesbaden: Springer VS.
- Othegy, R., García, O., & Wallis, R. (2015). Clarifying translanguaging and deconstructing named languages: A perspective from linguistics. *Applied Linguistics Review*, 6(3), 281–307.

- Otyakmaz, B.Ö., & Westphal, M. (2016). Vortrag: Herausforderungen international und interkulturell vergleichender Studien. DGfE-Kongress 2016, Kassel.
- Panagiotopoulou, A. (2018). Inklusion und Mehrsprachigkeit. *Translanguaging in Kitas und Schulen*. *zml-Magazin*, S. 11–13.
- Panagiotopoulou, A. (2016). *Mehrsprachigkeit in der Kindheit. Perspektiven für die frühpädagogische Praxis*. WiFF Expertisen, Bd. 46. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.
- Schittenhelm, K. (2017). Mehrsprachigkeit als methodische Herausforderung in transnationale Forschungskontexten. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 18(1), 101–115.
- Schnitzer, A. (2017). *Mehrsprachigkeit als soziale Praxis. (Re-)Konstruktion von Differenz und Zugehörigkeit unter Jugendlichen im mehrsprachigen Kontext*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Spivak, G. (1993). The Politics of Translation. In G. Spivak (Hrsg.), *Outside in the teaching machine* (S. 79–200). New York: Routledge.
- Tagespiegel vom 26.10.2010. „Hier herrscht die doppelte Halbsprachigkeit“
- Franziska Giffey ist neue Bildungsstadträtin in Neukölln. Im Interview spricht sie über die neuen Aufgaben. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/schule/bildungsstadtraetin-giffey-hier-herrscht-die-doppelte-halbsprachigkeit/1966528.html>. Zugegriffen 30. Juli 2020
- Thielen, M. (2009). Freies Erzählen im totalen Raum? – Machtprozeduren des Asylverfahrens in ihrer Bedeutung für biografische Interviews mit Flüchtlingen. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 10 (1). <https://dx.doi.org/10.17169/fqs-10.1.1223>
- Thoma, N. (2018). *Sprachbiographien in der Migrationsgesellschaft: Eine rekonstruktive Studie zu Bildungsverläufen von Germanistikstudent*innen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Tuzcu, P., & Motzek, S. (2014). Kulturelle Übersetzung – Perspektivenerweiterung und Irritation in Mehrsprachiger Deutsch-Türkischer Migrationsforschung: Ein Beispiel Deutsch-Türkischer Wissenschaftskooperation. *Forschen, Lehren und Zusammenarbeiten in Gesellschaft, Gesundheit und Bildung*. In E. Esen & T. Borde (Hrsg.), *Deutschland und die Türkei* (Bd. II, S. 368–375). Ankara: Siyasal Kitabevi.
- Uçan, Y. (2019). Sprachen und Sprechen in der qualitativen Flucht- und Migrationsforschung. In B. Behrens & M. Westphal (Hrsg.), *Fluchtmigrationsforschung im Aufbruch. Methodische und methodologische Reflexionen* (S. 115–139). Wiesbaden: Springer VS.
- Uçan, Y. (2018). Elterliche Arrangements frühkindlichen Spracherwerbs im Kontext migrationsbedingter Mehrsprachigkeit. In E. Gessner, J. Giambalvo-Rode, & H. P. Kuhley (Hrsg.), *Atlas der Mehrsprachigkeit. Mehrsprachigkeit als Chance* (S. 241–256). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Wei, L. (2018). Translanguaging as a practical theory of language. *Applied Linguistics*, 39(1), 9–30.
- Westphal, M. (2018). Transnationaler Bildungsort Familie. In E. Glaser, H.-C. Koller, W. Thole, & S. Krumme (Hrsg.), *Räume für Bildung – Räume der Bildung. Beiträge zum 25. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* (S. 161–171). Opladen: Budrich.
- Wettemann, U. (2012). Übersetzung qualitativer Interviewdaten zwischen Translationswissenschaft und Sozialwissenschaft. In J. Kruse, S. Bethmann, D. Niermann, & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 101–120). Weinheim: Beltz Juventa.

- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. SSOAR. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/563/ssoar-1985-witzel-das_problemzentrierte_interview.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-1985-witzel-das_problemzentrierte_interview.pdf. Zugegriffen: 26. Nov. 2019.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte interview. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1: Art. 10.
- Zeydanlıoğlu, W. (2012). Turkey's Kurdish language policy. *International Journal of the Sociology of Language*, 217, 99–125.

Yasemin Uçan M.Ed., Doktorandin an der Universität Kassel, Forschungsschwerpunkte: Mehrsprachige Erziehung in Familien und im Elementarbereich, Elternschaft und Familie in der Migration, Sprachbiografien, Mehrsprachigkeit und Übersetzen in der qualitativen Forschung.



Migration Übersetzen. Erwartungen – Konzeptionen – Strategien

Angela Treiber und Kerstin Kazzazi

Zusammenfassung

Im Rahmen einer qualitativen Interviewstudie wurden die Erwartungen, Konzeptionen und Strategien untersucht, mit denen professionelle und ehrenamtlich tätige, nicht ausgebildete Akteur/e_innen den in der Hochphase der Fluchtmigration nach Deutschland im Sommer 2015 gewachsenen Herausforderungen in der Praxis der Verständigung im Rahmen der sozialen Betreuung und Beratung von Geflüchteten begegneten. Es zeigen sich sowohl unterschiedliche Eigenerwartungen als auch unterschiedliche Formen des Umgangs mit Fremderwartungen an den Übersetzungsprozess. Die aus diesen Erwartungen individuell entwickelten Konzeptionen von Übersetzen sollen mit Bezug zu den in Wissenschaft und Praxis unter den Schlagwörtern Kultur- und Sprachmittlung meist kontrovers eingeschätzten Konzeptionen diskutiert werden.

Schlüsselwörter

Migrationsforschung, • Dolmetschen, • Sprach- und Kulturmittlung, • Kultursensibilität

A. Treiber (✉) · K. Kazzazi
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Eichstätt, Deutschland
E-Mail: angela.treiber@ku.de

K. Kazzazi
E-Mail: kerstin.kazzazi@ku.de

1 Einführung

Migration zu „übersetzen“ ist ein besonders komplexer Transferprozess: Es geht darum, den physisch-materiellen und mentalen Erfahrungsprozess meist über Sprache (Sprechweisen, Gesten) deutend zu repräsentieren¹. In einem spezifischen, gesellschaftspolitisch wie situativ geprägten „transkulturellen Interaktionsraum“ erfordert Übersetzen im Sinne einer Praxis des Verstehens zur Verständigung, multiperspektivisch Inhalte von einem sprachkulturellen Bezugsrahmen in einen anderen zu überführen (s. Einführung TREIBER/KAZZAZI).

Mit dem besonders starken Anstieg der Ankunft von Asyl suchenden Geflüchteten zwischen Juli 2015 und März 2016 mehrten sich im Rahmen des einhergehenden Krisendiskurses Pressemeldungen und Reportagen wie die des Politikmagazins *Report*: „Verrat im Flüchtlingsheim. Wenn Dolmetscher falsch übersetzen“. Sie berichteten von Mobbing und Bedrohung von Geflüchteten durch muttersprachliche Dolmetscher_innen anderer Religionszugehörigkeit oder anderer ethnisch definierter Gruppenzugehörigkeit und kritisierten den Mangel an qualifizierten und sogar an vereidigten Dolmetscher_innen, selbst in rechtlich relevanten Gesprächssituationen (vgl. Eicke 2010). Die Berichte lassen grundlegende Problemfelder von Übersetzungsprozessen insbesondere im Umfeld von Flucht und Migration aufscheinen.² Sie verweisen auf den gesellschaftlichen politischen Kontext, der die Übersetzungssituationen in ihren Machtgefällen und ihrer sozialen Ungleichheit formt und produziert sowie Deutungshoheiten (Aufenthaltsstatus etc.) mitbestimmt. Sie zeigen zudem das Instrumentalisierungspotenzial von Übersetzungen „natürlicher“ Dolmetscher_innen als identitäts- und/oder machtstabilisierendes Mittel mit den möglichen fatalen Folgen für die Geflüchteten.³

Bei den Gesprächen handelt es sich im Bereich der Flucht- und Asyلمigration um hochkomplexe Begegnungssituationen in unterschiedlichen Konstellationen und Qualitäten. Je nach Anlass und Funktion werden die gedolmetschten Gespräche im administrativ verordneten, im unterstützenden, ermächtigenden oder im

¹Repräsentation nicht im Sinne einer getreuen Abbildung, sondern einer zwingend vermittelten Darstellung von etwas Abwesendem, Gewesenem bzw. Gesagtem. Zu den Bedeutungsfacetten und dem kultur- bzw. geschichtswissenschaftlichen Konzept der Repräsentation siehe Chartier (2014). vgl. Kapitel XXX.

²Vgl. Verrat im Flüchtlingsheim (2016); Arabisch-Dolmetscher dringend gesucht (2015); Dolmetscher für Flüchtlinge (2015); Flüchtlinge (2016).

³Zu Konflikten infolge von Rollenverständnissen bzw. -zuschreibungen und asymmetrischen Gesprächssituationen Kälén (1986), Scheffer (2001), zusammenfassend Bergunde und Pöllabauer (2015, S. 51–60).

mediatorischen Sinnzusammenhang geführt. Freiwillige ehrenamtliche Dolmetscher_innen wie professionelle, „qualifizierte“ Fachdolmetscher_innen nehmen im Rahmen von zu dolmetschenden Gesprächen eine aktive Rolle ein. Sie haben Einfluss sowohl auf die Weitergabe und Vermittlung von Informationen als auch auf deren Interpretationen (Formulierung der Fragen und Antworten). Sie gestalten entscheidend Prozesse des Verstehens mit, sie können aber auch Nicht- und Missverstehen erzeugen und wie im Pressebeispiel Konflikte auslösen.

Mit der Hochphase der Fluchtmigration nach Deutschland im Sommer 2015 wuchs die Praxis der Verständigung im Rahmen der sozialen Betreuung und Beratung von Geflüchteten für professionelle und ehrenamtlich tätige, nicht ausgebildete Akteur/e_innen zur alltäglichen Herausforderung an. Welche Aspekte der situativen, komplexen transkulturellen Gesprächsräume und dieser vielschichtigen Übersetzungsprozesse können bei den jeweiligen Akteur_innen konzeptions- und handlungsleitend werden? Welche Rollenerwartungen und Rollenzuweisungen entstehen bei professionell begleitenden und beratenden Personen gegenüber „natürlichen“ und ehrenamtlichen, nicht ausgebildeten Dolmetscher_innen und welches Selbstverständnis und Tätigkeits- bzw. „Berufsethos“ vertreten und repräsentieren diese, welche Konzeptionen des Übersetzens formulieren sie und über welche Strategien werden jene umgesetzt?

Unsere Untersuchung beruht auf Gesprächen mit lokalen Akteur_innen im Gebiet des Landkreises Eichstätt in Form von narrativen Interviews und leitfadengestützten themenzentrierten Befragungen mit durchweg offenen Gesprächssituationen, so zumindest unser gemeinsamer Eindruck.⁴ Die Gespräche wurden qualitativ dokumenten- und narrationsanalytisch mit der Transkriptions- und Analysesoftware F4/F5 mittels offenem Kodieren aufbereitet und ausgewertet im Hinblick auf Erwartungen zum Einsatz von Dolmetscher_innen und den Bezügen von Auswahlkriterien, Einschätzungen und Erfahrungen sowie auf Selbstverständnisse nicht ausgebildeter Dolmetscher_innen oder muttersprachlicher Berater_innen.

Dabei zeigen sich sowohl unterschiedliche Eigenerwartungen als auch unterschiedliche Formen des Umgangs mit Fremderwartungen an den Übersetzungsprozess. Die aus diesen Erwartungen individuell entwickelten Konzeptionen von Übersetzen sollen mit Bezug zu den in Wissenschaft und Praxis unter

⁴Im Rahmen der Studie wurden Gespräche mit sieben Dolmetscher_innen und sechs Berater_innen geführt. Das Alter der Dolmetscher_innen reichte von 19 bis 75. Die Bildungsverläufe der Teilnehmer_innen waren sehr unterschiedlich. Einige der Dolmetscher_innen lebten seit Jahrzehnten in Deutschland oder waren hier aufgewachsen, manche hatten hier eine akademische Ausbildung abgeschlossen, andere waren erst seit ca. einem Jahr in Deutschland. Alle willigten informiert in die Teilnahme an der Studie ein.

den Schlagwörtern Kultur- und Sprachmittlung meist kontrovers eingeschätzten Konzeptionen diskutiert werden.

Wir sprechen daher im Folgenden nur indirekt über Geflüchtete, nicht ihre Perspektive steht im Fokus unserer Untersuchung, sondern die Perspektive derjenigen Akteur/e_innen, die mit den Geflüchteten in ihrer sozialen Rolle begleitend vor allem sprachlich interagieren. Es geht um den Einblick in die Reflexionen von ehrenamtlichen Dolmetscher_innen und professionellen Berater_innen, deren Selbstpositionierungen und Rechtfertigungsstrategien, und darum, wie sie diese – vermittelte – sprachliche Interaktion erleben oder gestalten. Aussagen über Erfolg oder Misserfolg dieser Übersetzungssituationen bleiben daher notwendigerweise subjektiv und monoperspektivisch.

2 Alltags- und Arbeitspraxis: Erfahrungs- und Deutungshorizonte der professionellen Berater_innen

Zum Kontext vor Ort: Betreuung und Beratung von Geflüchteten und die organisatorische Situation (2014–2018)

Spätestens mit der Unterbringung von Asylbewerber_innen nach einem Quotierungsverfahren in zentralen „Gemeinschaftsunterkünften“ oder in dezentralen Einrichtungen bzw. mit der Wohnsitzregelung für anerkannte Flüchtlinge (Integrationsgesetz des Bundes 2016, Art. 5, in Kraft seit 05.08.2016) ist Migration auch jenseits der Großstädte und Metropolen als bevorzugten Zentren und Knotenpunkten von Zugewanderten flächendeckend angekommen. Im Herbst 2014 wurde eine Dependence der Erstaufnahme Bayernkaserne München in Eichstätt eingerichtet. In der ehemaligen Maria-Ward-Realschule erhielten bis zur Schließung im Juli 2019 nahezu 3000 Geflüchtete aus ca. 25 Nationen kurzzeitig Unterkunft, bevor sie als Asylbewerber_innen nach der Registrierung und im besten Fall nach der Anhörung oder nach der Asylantragstellung in Gemeinschaftsunterkünfte oder dezentrale Unterkünfte an verschiedenen Orten der Region untergebracht wurden. Der verantwortliche Landkreis Eichstätt entschied sich insbesondere für dezentrale Unterbringung und für einen Kooperationspartner in der Asylsozialberatung. Die Einführung der Asylsozialberatungsrichtlinie des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Soziales, die im Januar 2016 in Kraft trat (Richtlinie 2016), ermöglichte über die Verbände der Freien Wohlfahrtspflege die Finanzierung einer professionellen sozialen Beratung und Betreuung. Ziele der Beratung waren, wie es hieß, Ausländer_innen für die Dauer ihres Aufenthalts Orientierungshilfe „in den für sie fremden Lebens- und Kulturbereich“

zu gewähren, um die „auftretenden Alltagsprobleme besser bewältigen zu können.“ Eine Beratung sollte darüber hinaus über die Grundzüge des deutschen Gemeinwesens, v. a. über die Subsidiarität staatlicher Transferleistung, erfolgen sowie mit einer Aufklärung, so die Richtlinie, „über ihre Situation in Deutschland und die in absehbarer Zeit mögliche Ausreisepflicht sowie Anerkennungsquoten im Asylverfahren“. Asylbewerber_innen im Asylverfahren sowie Menschen im Duldungsverfahren mit Aufenthaltserlaubnis sollten aufgesucht und beraten werden. Dabei wurde die Zusammenarbeit mit bestehenden Netzwerken von Freiwilligen eingefordert und es sollten, wie es hieß, „vor allem auch anerkannte Asylbewerber oder Migranten in Betracht“ gezogen werden: „Das Gewinnen von anerkannten Asylbewerbern bzw. Migranten für Ehrenamt bzw. Unterstützung in der Beratung kann dazu beitragen, diese stärker in die Gesellschaft einzubinden und ein ‚sich selbst versorgendes‘ System zur Personalgewinnung aufzubauen.“ Das Team derartiger Assistenzkräfte, so der Wortlaut, „kann beispielsweise neben der Asylsozialberaterkraft aus Sprachmittlern und Personen mit pädagogischer oder verwaltungstechnischer Kompetenz als Assistenzkraft bestehen“ (Richtlinie 2016). Pro Beratungskraft war ein Schlüssel von 100 zu betreuenden Personen in den Erstaufnahme sowie 150 Personen in den dezentralen Unterbringungen vorgesehen: Dieser wurde jedoch 2016 zeitweise um das Fünffache überschritten.

Die hier durch die ökonomisch orientierten staatlichen Politiken des Migrationsregimes institutionell, behördlich und inhaltlich angelegten Strukturen zeichnen sich in den geschilderten Handlungsweisen und Praxen, den Argumentationsweisen und der Begriffswahl der professionellen Berater_innen und ehrenamtlichen Dolmetscher_innen ab.

Werbe- und Auswahlpraxis von ehrenamtlichen Dolmetscher_innen

Die stark erhöhte Zahl an zu betreuenden Migrant_innen seit 2015 hatte auch einen erhöhten Bedarf an Dolmetscher_innen zur Folge. Die notwendigen Gespräche mit Behördenmitarbeiter_innen, Sozialarbeiter_innen, behandelnden Ärzt_innen oder auch professionell begleitenden und beratenden Personen konnten nicht in der jeweiligen Muttersprache der Gesprächspartner_innen geführt werden. Die Dolmetscher_innen sollten die auftretenden erheblichen Sprach- und Verstehensbarrieren mindern, zuvorderst im Sinne ordnungspolitischer Intentionen. Der ohnehin eklatante Mangel an professionellen Fach-Dolmetscher_innen für den sozialen, medizinischen und juristischen Bereich (vgl. Bahadır 2010) musste dringend ausgeglichen werden, zumal er die unterschiedlichen involvierten Institutionen (Krankenhaus, Ausländerbehörde etc.) in Konkurrenz treten ließ. Die Gewinnung von ehrenamtlich Übersetzenden durch Netzwerkarbeit gehörte daher

zur wichtigen Alltagspraxis in den Bereichen der sozialen und ehrenamtlichen Arbeit.

Für die Verantwortlichen war es in ländlich geprägten Regionen weitaus schwieriger als in größeren Städten, die für Migrant_innen in der Regel attraktiver als Zentren (post-)migrantischer Lebensrealitäten sind, einen Pool von freiwilligen Dolmetscher_innen aufzubauen. Die notgedrungene Suche nach sogenannten „natürlichen“ Dolmetscher_innen unter den asylsuchenden Geflüchteten stellte die verantwortlichen Berater_innen nicht nur hinsichtlich der „spontanen“ Einschätzung sprachlicher Kompetenz, sondern vor allen Dingen auch hinsichtlich der Wahrung der persönlichkeitsrechtlich geschützten Privat- und insbesondere Intimsphäre der Gesprächspartner_innen vor große Herausforderungen:

Wir haben immer, (.) die Menschen, die wir organisieren und ganz oft ist es auch so, dass die Ärzte sagen: „Tut mir Leid, wenn du deinen Dolmetscher nicht mitbringst, dann behandle ich den gar nicht!“ Sogar die Polizei sagt zu uns: „Hey, bring deinen Dolmetscher mit!“, oder „Habt ihr nicht einen?“, also Dolmetscher, wär schön, wenn die vom Himmel fallen würden, wir haben ganz oft das Problem, dass wir nicht wissen, wo wir sie hernehmen sollen und selbst wenn wir sie, wenn wir dann jemanden finden, wir behelfen uns halt oft dadurch, dass jemand, der auch Asylbewerber ist, dann übersetzt, aber des hat natürlich enge Grenzen, wenn des um persönliche Dinge geht, dann kann nicht, der, der Zimmernachbar (.) übersetzen, weil des, des geht ihn ja auch gar nichts an, unter Umständen, was da gesprochen werden muss. Medizinische Sachen, oder strafrechtlich relevante Sachen, oder auch Fragen zum Asylverfahren. Des is (.) tatsächlich schwierig. (170906_G, Absatz 22)

Bisweilen traten freiwillige Helfer_innen auch in Kontakt mit den aufnehmenden Organisationen und Institutionen. Die Initiative erfolgte dort aus einzelnen migrantischen Familien heraus, die bereits seit Längerem in Deutschland leben oder ihr Asylverfahren erfolgreich hinter sich gebracht haben und die sich für die erfahrene Unterstützung über die ehrenamtliche Tätigkeit einzelner Familienmitglieder „erkennlich zeigen“ wollten. Daneben gab es einen Austausch von Adresslisten zwischen behördlichen und sozialen Einrichtungen, auch zu örtlichen Vereinen, auf die im gegebenen Fall zurückgegriffen wurde.

Also das ist auch wieder dann ein sehr heterogenes Feld, wo wir die Leute akquirieren, wir ham da keine (.), äh, es gibt da ne Liste, wo wir ... da stehen natürlich die, vor allem die ehrenamtlichen Dolmetscher drauf, die von außerhalb akquiriert wurden, die aus eigenem Antrieb oder durch Netzwerk irgendwie uns bekannt wurden. (160728_B, Absatz 102)

Netzwerkwissen über die Qualifikation und Kompetenz der Dolmetscher_innen und Erfahrungsaustausch auf Teamsitzungen, in denen regelmäßig die neu gewonnenen Dolmetscher_innen vorgestellt wurden, von einem der Verantwortlichen als „diskursive Einschätzung der Dolmetscher“ bezeichnet, dienten der Versicherung der erfolgreichen bzw. konstruktiven Zusammenarbeit (160728_B, Absatz 96; 160905_E, Absatz 87)

Zahlreiche ehrenamtliche Dolmetscher_innen wurden aus anerkannten Asylbewerber_innen oder in der Einrichtung lebenden Asylsuchenden ausgewählt. Die Auswahl folgt in den Erzählungen Alltagskriterien der Erfahrung, man kennt die entsprechenden Personen länger, sie haben sich aus eigener Initiative bereits als sprachliche Mediator_innen bei Problemen und Konflikten in den Unterkünften positiv bemerkbar gemacht. Aber auch die subjektiv persönliche Einschätzung von Eignung wie Aspekte von Sympathie sind als nicht zu vernachlässigende Faktoren fassbar.

Daneben wird jedoch auch eine (Kosten-)Aufwand-Nutzen-Orientierung sichtbar. Die Bevorzugung von Personen geringeren Bildungsstandes gegenüber besser Ausgebildeten und Akademiker_innen wird mit dem Hinweis begründet, dass sich bei Letzteren aufgrund eines ausgeprägten Selbstverständnisses, ihrer lediglich „vermeintlich“ höheren „gesellschaftlichen Position“ die Zusammenarbeit schwieriger gestaltete. Die Argumentation deutet auf Kooperationschwierigkeiten zwischen professionellen Betreuer_innen und Asyl suchenden Geflüchteten, selbst bei wahrgenommenen leicht verminderten Ungleichheitsverhältnissen im Hinblick auf „kulturelles“ und „symbolisches Kapital“, von B. mit „struktureller Arroganz“ wertend gekennzeichnet.

... Flüch/Geflohene, die nen akademischen Hintergrund haben, äh, kann man, kann man in ihrer, in der ersten Phase sehr gut, in ner kurzen Zeit sehr gut nutzen. Die können das sehr gut. Ähm, weil sie sehr selbstbewusst auftreten. Auf der anderen Seite werden sie auch ganz schnell abgeholt und wollen weiterstudieren oder möchten in ihrer Position als Akademiker anerkannt werden. Das heißt, die also, es kann dann schon sein, dass sie sagen, „wo, äh, das, äh, für Geld. Ich mache das nur für Geld.“ Oder „ich bin ein, äh, ich bin ein Akademiker, ich bin Arzt. Ich mache, ich mache solche Aufgaben nicht.“ Also dass es tatsächlich dann auch an der (.) vermeintlichen, äh, gesellschaftlichen Position eventuell scheitert. Das heißt, äh, am Anfang ist, sind se motiviert und wirklich am geg/also je länger das dauert, desto schwieriger sind Akademiker zu akquirieren. Äh, anders, eventuell andersrum verfäh/äh, ver, verläuft das dann bei den engagierten Zufällen, die eben durch, äh, mangelnde berufliche Ausbildung, durch mangelnde beru/äh schulischen Zugang eventuell dann hier nicht so schnell Fuß fassen können. Und dann über Tätigkeitsfelder suchen und, ähm, die Unterstützung dankbarer wahrnehmen und sich selbst dann dadurch n Identifizierungsprozess, äh, Prozess unter, unterlaufen

können und das ist auch (.) dann eher sinnvoll diese Leute zu akquirieren, weil man ihnen dann Perspektiven gibt und ihnen die Möglichkeit gibt auch ne eigene Identität zu entwickeln, die abgesehen von denjenigen, die eh schon oder die, die im Vorherein schon anerkannter sind. (160728_B, Absatz 154)

Als handlungsleitend und legitimierend bei der Einbindung von Geflüchteten nennt B. Faktoren, die im Rahmen eines sog. Empowerment-Ansatzes beschrieben sind.⁵ Die Geflüchteten sollen in ihrer Position gestärkt werden. Dies geschieht strategisch auf zwei Ebenen: zum einen institutionell durch den Versuch die „akquirierten“ Dolmetscher_innen bei der beauftragten Betreuungsinstitution als geringfügig Beschäftigte anzustellen und sie bei Behördenterminen, sofern möglich gegen Aufwandsentschädigung, als Dolmetscher_innen zur Verfügung zu stellen; zum anderen durch vergleichsweise engere soziale Kontakte, wie die Begleitung von Sozialarbeiter_innen und gemeinsamen Mittagessen. Die Steigerung des symbolischen sozialen Kapitals kann dann als Ausgleich für die nicht gerechte Entlohnung begriffen und gerechtfertigt werden (160728_B, Absatz 26). Bei den Verantwortlichen schwingt hierbei ein Unbehagen gegenüber den ungleichen Machtpositionen mit, zugleich aber werden diese internalisiert und reproduziert:

Und die Personen versuch ma dann [...] natürlich auch in ihrer Position zu stärken und aber für unsere Zwecke auch mit zu nutzen. (.) Das ist sehr eigennützig dann und die dürfen dann, die dürfen uns ab und zu begleiten und wenn möglich stellen wir sie ein oder wir versuchen sie durch andere Mittel dann, äh, zu entlohnen. (160728_B, Absatz 28)

Gerade bei jugendlichen Geflüchteten mit Aufenthaltsgenehmigung oder Duldung werden distanzierte persönliche Beziehungen und die Position als Respektsperson eingesetzt, um sie zum Übersetzen zu motivieren (160718_A, Absatz 8, 24, 32, 64, 66, 72 ff., 78). Ungeachtet dieser Hierarchie kann es für beide Seiten zu Win-Win-Situationen kommen. Aufseiten der ehrenamtlichen angeworbenen Dolmetscher_innen werden hier zum einen der Kontakt zu anderen

⁵Bereits in den von der EU durch EQUAL geförderten öffentlichen Projekten SpraKuM und TransKom war die Einbindung von ‚Flüchtlingen und Asylbewerbern‘ ausdrücklich erwünscht. Durch die Ausbildung als „Sprach- und Kulturmittler“ sollten ihre sprach- und soziokulturellen Ressourcen insbesondere für die Bereiche der Gesundheits- und Sozialversorgung ausgeschöpft und ihre Beschäftigungsfähigkeit gesteigert werden (Morales 2005). Immerhin, so ein Fazit von Bahadr (2010, S. 15) würden die machtpolitisch niedriger eingestufteten Klient_innen der Fachdolmetscher_innen, die Migrant_innen, eingebunden in *community-building*-Prozesse eine (selbst-)bewusste kulturell-politische Identitätsstruktur ausbilden, parallel zum *empowerment* ihrer Dolmetscher_innen als Berufsgruppe.

Geflüchteten und die exponierte Stellung als Vermittler_innen und Dolmetscher_innen genannt. Zum anderen hebt der inzwischen als Asylberechtigter anerkannte ehrenamtliche Dolmetscher C. die Vorteile des sozialen Kontakts mit den professionellen Berater_innen hervor (160831_C, Absatz 113–115). Seine Erzählung vom „Voneinander-Lernen“ und seine Betonung der freundschaftlichen Beziehungen können als Selbstausslegung erster Erfolge hin zu gesellschaftlicher Partizipation interpretiert werden:

Why, because when I drive with them, I ask them in English and then I learn Deutsch. What is this. Just when we drive. I learning so.[...] I ask them different questions about them and Deutschland, about the culture, about the law, Gesetz. Then what is this in Deutsch. „Wie heißt das auf Deutsch?“ „Das heißt das.“ And then it's school for me, they are school for me. They are my friends, they teach me, they help me and then I help them also in what I can. (160831_C, Absatz 94–96)

Aber auch die Berater_innen bezeichnen sich als Lernende, in der Erwartung, Hintergrundwissen über politische und gesellschaftliche Situationen der Herkunftsländer zu erlangen:

(...) Also diese, diese (..) ähm Kontakte und Verknüpfungen von denen, die man eigentlich braucht, um des sinnvoll zu machen, äh (..)die (..) suchen wir uns, die haben's, die ergeben sich manchmal als Glücksfall und manchmal, äh (..) nur, weil wir viel Energie drauf verwenden und manchmal gehen Dinge auch schief, weil es nicht gelingt. (170906_G, Absatz 179)

Rollenzuweisungen und Erwartungen an die Dolmetscher_innen

Grundsätzlich galt, dies geht aus allen Gesprächen mit den professionellen Berater_innen hervor, dass Anlass und Funktion bzw. Relevanz des Beratungs- oder Betreuungsgesprächs im Hinblick auf Zukunftsperspektiven der Geflüchteten das zentrale Argument bei der situativen Auswahl von ehrenamtlichen Dolmetscher_innen waren. Kurz formuliert: Die Einschätzung von Situation und Thema ist auswahlleitend, schwierige Themen verlangen erfahrene Dolmetscher_innen. Einschätzungen von Erfahrung und Kompetenz der ehrenamtlichen Dolmetscher_innen richten sich an den Idealen Neutralität und wortgetreue Übersetzung aus. Die Schilderungen von der Praxis der Assistenzkräfte und „Sprachmittler“, wie sie nach der Asylsozialberatungsrichtlinie (Richtlinie 2016) benannt werden, implizieren, dass hier eine Art umgekehrter Relation bestehen kann.

Oft wissen oder sehen wir auch, dass die Sprachmittler, die wir nutzen, ähm, bei großen Problemen wenig reden, bei kleinen Problemen viel reden. Also wir wissen, dass das, was wir gesagt haben, nicht unbedingt das ist, was, was dort ankommt. (.) Und das ist sehr schwierig, dann zu kontrollieren [...]. (160728_B, Absatz 32, 69).

Das bedeutet, dass wir ihnen sagen, „das ist Deine Aufgabe: Du sollst nicht wertend übersetzen, sondern du sollst mir nur das übersetzen, was gesagt wird.“ (160728_B, Absatz 51).

Also man merkt, wenn jemand noch keine Erfahrung hat im Dolmetschen und es eigentlich auch nicht gelernt hat, (.) dann passiert das sehr oft, dass, ähm, dass der nicht direkt übersetzt, ne, „was sage ich, was sagt der Gegenüber“, sondern dass er anfängt, eigene Dinge zu erklären. (160905_E1, Absatz 75).

Einfach wenn ich ihm was sag, was ich ihm sagen möchte, aber er viel viel länger redet. Also ich stelle ihm einfach nur eine Frage oder sag zwei Sätze und ich hab's Gefühl, er erzählt jetzt so viel, des kann gar net nur des sein, was ich jetzt gsagt hab. Dann denk ich mir immer, da würd ich jetzt einfach auch gern die Sprache verstehen und genau wissen, was er dem anderen jetzt erzählt, aber... (160905_E1, Absatz 152).

Die Erläuterungen zu den Erwartungen und Ansprüchen korrekten Übersetzens werden an Praxisbeispielen des Scheiterns, oder zumindest des vermuteten Scheiterns, erzählt. Sie lassen auf der Seite der Berater_innen einen gewissen Machtverlust bzw. ein Gefühl der Machtlosigkeit, Unsicherheit und des Ausgegrenztseins aus der Kommunikation erkennen, was sich aus der fehlenden Sprachkompetenz ergibt.

[Da war] mal n Streit in ner Unterkunft und die beiden, die sich gestritten ham, die konnten sich mit mir nicht verständigen. Dann hab ich nen Dritten hinzugezogen zum Übersetzen und dann als ich heimfah'n bin, hab ich mir dacht, jetzt weiß ich nicht, ob ich den Streit wirklich so richtig verstanden hab. Weil ich weiß eigentlich nicht, auf welcher Seite der jetzt war. Also vielleicht hat der mir jetzt auch was komplett anderes von dem einen erzählt. Da wärs dann eigentlich schon besser gewesen, man hätte nen neutralen Dolmetscher dabei ghabt, der mir dann auch die zwei richtigen Sichtweisen. Und da war ich mir dann nicht so sicher, da bin ich dann auch nochmal mit dem anderen Dolmetscher hingefahren, weil ich mir einfach nicht sicher war, ob des jetzt wirklich so stimmt, wie der mir des alles erzählt hat. Oder ob er jetzt den einen vielleicht bevorzugt hat und dem dann noch a bissl mehr g'holfen hat. (160905_E1, Absatz 93)

Die erinnerte Situationsbeschreibung weist auf ein Entgleiten der Gesprächsführung hin. Ein angemessenes Verständlichmachen der Positionen scheiterte ebenso wie eine erfolgreiche Mediation. Der Wunsch nach einem „neutralen“

Dolmetscher meint infolge die Wahrung einer klar zugewiesenen Rolle als Dolmetscher_in, die sich eines persönlich initiierten aktiven Eingreifens in das Gesprächsgeschehen enthält.

Zugleich schildern die Berater_innen aber auch Gesprächssituationen, in denen ein großer Part im Gesprächsverlauf den „natürlichen“ Dolmetschenden überlassen bleibt, als erfolgreich und positiv. Reflektierte Selbstwahrnehmung, Aufmerksamkeit und Geduld, im Allgemeinen Empathievermögen, zeichnen sich in den Schilderungen als grundlegend ab für den Aufbau von Vertrauensverhältnissen zu den als ehrenamtliche Dolmetscher_innen tätigen jungen Geflüchteten. Dolmetscher_innen-Vertrauen wird im Falle positiver Übersetzungsverfahren immer wieder genannt.

Aber eigentlich hatte ich schon immer s Gefühl, dass ich des herausgefunden hab mit Hilfe des Dolmetschers, was ich auch wissen wollte dann. Nur oft dauerts halt länger, weil irgendwie andre Sachen dann noch irgendwie dazukommen, die se untereinander besprechen. Grad wenn die Harmonie zwischen den zwei zwischen den Bewohnern und dem Dolmetscher stimmt, dann sitzt ma dann schon oft länger für ne kleine Frage. Weil eben zwischen den beiden irgendwie so viel dazukommt, über des se sich unterhalten. (160905_E1, Absatz 70)

Ähm, im Normalfall ist es jetzt trotzdem nicht das große Problem, weils Leute sind, denen ich schon vertraue und ich weiß die erzählen jetzt keinen Riesennist, aber das ist manchmal ein bisschen schwierig. Wenn ich jetzt weiß, es geht um wirklich (.) schwierige Themen, dann versuche ich schon jemanden mitzunehmen, der dann mehr Erfahrung hat und weiß, dass er einfach da direkt übersetzen muss und weniger das Eigene dann reinbringt. (160905_D, Absatz 79)

Um eine möglichst gelungene Kommunikation zwischen den Gesprächsteilnehmer_innen herzustellen, versuchen die professionell Beratenden im Vorfeld bei der Auswahl der Dolmetscher_innen Aspekte von Alter, Geschlecht, Religion oder politische Zugehörigkeiten konfliktreduzierend zu berücksichtigen. Die Dolmetscher_innen bekommen auf diese Weise spezifische Rollen zugesprochen, wie im vorliegenden Fall die der Respektperson oder der Vaterfigur:

Dass man dann schon auch relativ schnell merkt, (.) wer in welcher Situation passt und also dass ma zum Beispiel in manchen Situationen lieber nen männlichen Dolmetscher nimmt oder lieber nen weiblichen. Oder zum Beispiel hab ich ne Unterkunft mit vielen Jungs, wo ich jetzt des Problem hatte, dass da einfach die Ordnung und die Sauberkeit n Problem war (leises Lachen I2) und wenn ich jetzt da auch son zwanzig-jährigen Dolmetscher mitnimm, dann hab ich jetzt hab ich, glaub ich, hat ma n war ja et des Gefühl, dass des super bei den andren ankommt. ...Als klar ist es dann oft besser, wenn man einfach so nen, sag ich mal, älteren

erfahrenen Mann dabei hat, der dann ein bisschen so als Vaterperson oder als Älterer denen des erklärt, dass des wirklich wichtig ist in Deutschland. Müll zu trennen, Ordnung zu halten. Solche Situationen. (160905_E1, Absatz 99)

Die Orientierung hin zur wortgetreuen, nicht-explizierenden Übersetzung scheint für die professionellen Berater_innen mit der Relevanz des Gesprächs für den Verfahrensverlauf des Asylantrages kohärent, d. h. in Abhängigkeit von der Situation, in der übersetzt wird. So bei der Anhörung, die von einem deutlichen Machtgefälle bestimmt ist, dort wo es um die „Wahrheitsfindung“ geht, wo Inhalte und Begriffe über Zukunftsperspektiven entscheiden können und damit möglichst wortgetreue Sprachübersetzung gefordert wird, oder wo es im institutionellen Kontext um die Vermittlung von administrativen Prozessen, Regelungen und Praktiken der Organisation, Regulierung und Maßnahmen in Konfliktfällen geht. Anders ist es in den Bereichen von sozialer Arbeit oder Ausbildung, wo es im Idealfall um Förderung der begleiteten Migrant_innen geht. Hier werten die Berater_innen auch situativ Strategien kultureller Verständigung als Kompetenz:

...da gibts schwimmende Grenzen, da kann man, man kann das glaube ich nicht genau abstecken, aber wenn es um eine allgemeine Beratungssituation gibt, wo ich frage „wie gehts dir? Was brauchst du noch und äh, gehts deinen Kindern in der Schule gut“ und so weiter, das ist vielleicht, das ist ein Bereich, wo ich auch ne, ne gewisse Interpretationstoleranz zulassen kann. Wenn es aber um Straftaten geht, um psychiatrische Probleme, um äh, äh Verfahrenspraxis, also auch um Ernsthaft/also um Bedrohungslagen, das heißt, wenn, steht die Abschiebung bevor, ist der Asylantrag abgelehnt, oder muss man zum Anwalt gehen. Dann ist es eben ein elementar wichtiges äh, äh, äh, Angelegenheit, dann muss ich schauen, dass die Kompetenz des Sprachmittlers sehr hoch ist. (160728_B, Absatz 57)

„Kompetenz“ wird hier direkt in Kontrast zur „Interpretation“ gesetzt: eine „gewisse Interpretationstoleranz“ wird nur eingeräumt, wenn es nicht um „elementar wichtige Angelegenheiten“ geht; bei diesen muss aus Sicht des/der Berater/s_in die „Kompetenz des Sprachmittlers sehr hoch“ sein, d. h. er/sie darf nicht interpretieren. Diese eher dichotomische Definition translatorischer Kompetenz wird von manchen der ehrenamtlichen Dolmetscher_innen z. T. nuancierter gefasst, wie im Folgenden gezeigt wird. Das liegt unter anderem daran, dass sie nicht nur den jeweiligen Handlungskontext und damit die aktuelle Sprachverwendung (die sog. Sprachpragmatik) berücksichtigen, wie es die Berater_innen tun, sondern auch Aspekte des abstrakten Sprachsystems (d. h. des sprachlichen Inventars und die Regeln seiner Nutzung), vor allem den Zusammenhang zwischen

Form (Ausdruck) und Inhalt eines Wortes.⁶ Dieses Verhältnis kann sehr komplex und dynamisch sein, weil die meisten Ausdrücke mit verschiedenen Bedeutungen (snuancen) verbunden werden können, die durch den jeweiligen Kontext getriggert werden. Das macht die so einfach erscheinende Forderung nach „wörtlicher Übersetzung“ zu einer im Einzelfall sehr schwierigen Aufgabe, weil dieses Verhältnis von Form und Inhalt auch bei sog. „Übersetzungsäquivalenten“ in verschiedenen Sprachen selten deckungsgleich ist (vgl. dazu exemplarisch Kazzazi 2019). Dies kann auch sprachkulturell relevante Bedeutungsaspekte betreffen, die dann aus Sicht der Dolmetscher_innen möglicherweise eine zusätzliche Explizierung notwendig erscheinen lassen. Die Frage, inwieweit eine solche Explizierung als „Interpretation“, d. h. als unzulässige Hinzufügung des/der Dolmetscher/s_in zu verstehen ist, wird im Rahmen der beiden Konzepte der sog. Sprach- vs. Kulturmittlung zum Teil unterschiedlich gesehen. Unsere Daten zeigen, dass die ehrenamtlichen Dolmetscher_innen dieses Problem durchaus erkennen und eigene Strategien entwickeln, damit umzugehen.

3 Was meint Übersetzen? Zum Verständnis von ehrenamtlichen Dolmetscher_innen

Zwischen Sprach- und Kulturmittlung

Die von den professionellen Begleiter_innen zum Ausdruck gebrachte und weitervermittelte Rollenzuschreibung als „Sprachmittler_innen“ mit den daran geknüpften Erwartungen – wie wortgetreu, zutreffend, vollständig und wahrheitsgemäß – sind den ehrenamtlichen Dolmetscher_innen bewusst (171106_F, Absatz 85–87). Sie thematisieren ohne Benennung und Kenntnisse der wissenschaftlichen Diskussion um die Konzepte von Sprach- und Kulturmittlung aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen von Verstehen und Nicht-Verstehen im Übersetzungsprozess die Ambivalenzen der beiden Übersetzungs-Strategien bzw. eines dazwischenliegenden Kontinuums.⁷ Einige der interviewten ehrenamtlichen Dolmetscher_innen formulieren den Unterschied⁸, indem sie explizit zwischen *formalem* Ausdruck

⁶Grundlegend zu diesem Verhältnis s. z. B. Lyons (1995, S. 22 ff.).

⁷Zur Diskussion um Sprache und Kulturmittlung siehe Kap. XXX.

⁸Das zitierte Beispiel stammt von einem Dolmetscher, der durch seine linguistische Ausbildung bereits für diesen Unterschied sensibilisiert war und daher der Einzige war, der ihn konkret formuliert hat. Doch auch die zitierten Beispiele der anderen Dolmetscher_innen weisen auf das Ringen mit den zwei Seiten eines Wortes hin.

und *inhaltlicher* Entsprechung unterscheiden und damit die Forderung nach „wortgetreuer Übersetzung“ (s. o.) infrage stellen:

Hier geht es nicht darum, dass ich ein Gedicht äh v vortrage oder übersetze, das/weil in einem Gedicht ist ja die Form sehr wichtig. Hier ist es egal/sond wie wie äh also wie die Situationen sprachlich formuliert ist...Hier geht es darum, die Situation klar zu machen oder zu vermitteln. Den Sachverhalt, den außersprachlichen Sachverhalt muss vermittelt werden. Und da ist es eigentlich ganz/äh also nicht ganz wichtig, wie man übersetzt. Zwar/also, dass es Ziel ist, diesen Sachverhalt zu vermitteln. (160728_A, Absatz 134–139)

Wichtiger als die Form ist also aus Sicht des Dolmetschers hier der Inhalt, in diesem Fall der außersprachliche „Sachverhalt“. Je nachdem, um was für einen „Sachverhalt“ es sich handelt, kann in einem weiteren Verständnis eine solche „Vermittlung“ auch Hintergrundinformationen einschließen. Die ehrenamtlichen migrantischen Dolmetscher_innen verwenden als eigene Bezeichnungen für letzteres Verfahren z. B.: „Erklärung“, „Erläuterung“, „transferieren“(s. u.); das entspricht in der neueren wissenschaftlichen Literatur zum institutionellen Übersetzen verwendeten Termini wie etwa *Explizierung* (Cosmai 2019, S. 66) oder *explikative Erweiterung* (Stolze 2019, S. 236⁹).

...durch Erklärung bekommt ja ein Wort eine gewisse Identität und dann kann der andere dann natürlich verstehen, ja. (160728_A, Absatz 307)

Ohne Erläuterung geht's geht's eigentlich nicht. Ähm, da muss ich ja immer wieder erläutern, besonders am Anfang jetzt zum Beispiel bei diesen/bei manchen Jugendlichen. (160728_A, Absatz 157).

Aber es ist wirklich sehr interessant und es ist in meinen Augen wirklich wichtig, (...) das aufzunehmen, was jemand sagen möchte und das wieder in der anderen Sprache so wiederzugeben, dass es klar ist. Also das Wort für Wort, wie es in der Schule eigentlich schon gesagt wurde, nicht wörtlich übersetzen, sondern transferieren, das halte ich für besonders wichtig in diesem Aufgabenfeld. Wirklich. Sonst entstehen Fehler. Und ICH möchte nicht der Grund sein, dass da ein Fehler entsteht. Und im Endeffekt ist es der Fehler des Dolmetschers. (160905_K, Absatz 79)

Im letzten Zitat wird die wortgetreue Übersetzung, d. h. „Wort für Wort“, sogar als mögliche Fehlerquelle identifiziert, weil diese in manchen Fällen nicht das, „was jemand sagen möchte“, also den intendierten Inhalt, wiedergeben könnte.

⁹Vgl. das Konzept der Explikatur in der neueren pragmatischen Forschung (Finkbeiner 2015, S. 78 ff.).

Dies deutet bei dem/der Dolmetscher_in auf ein Verständnis des Einflusses unterschiedlicher Sprachstrukturen, vor allem des oben bereits erwähnten komplexen Verhältnisses von sprachlicher Form und konzeptuellem Inhalt.

So unterscheiden sich Sprachen z. B. darin, welche konzeptuellen Strukturen im Wortschatz abgebildet sind, d. h. wie bestimmte Wortfelder durch Wörter aufgeteilt sind: Während etwa das Deutsche und das Englische das Wortfeld ‚Nahrungsaufnahme‘ jeweils durch zwei einfache Verben (*essen: trinken, eat: drink*) bedeutungsmäßig abdecken, verwendet das (heutige gesprochene) Persische¹⁰ lediglich ein einziges Verb (*khordan*), bei dem die Art der Nahrung, d. h. ob flüssig oder fest, durch ein Objekt integriert wird, z. B. *nān* ‚Brot‘ oder *āb* ‚Wasser‘: *nān khordan* ‚Brot essen‘, *āb khordan* ‚Wasser trinken‘. Alle drei Sprachen können also den konzeptuellen Unterschied zwischen flüssiger und fester Nahrungsaufnahme ausdrücken, tun das aber auf sprachlich unterschiedliche Weise. Das hat Konsequenzen für die Übersetzung. Denn das persische Verb *khordan* wird bei der deutschen Übersetzung kontextbezogen verschieden wiedergegeben, durch *essen* bzw. *trinken*. Es wird im deutschen Verb jeweils eine Information explizit gemacht (die Art der Nahrung), die im Persischen nur im Objekt, d. h. der Bezeichnung der Nahrung, ausgedrückt wird. Es handelt sich bei der jeweiligen Übersetzung also um eine durch die sprachabhängig unterschiedliche Struktur des Wortfeldes vorgegebene Explizierung.

Was für die Frage der wörtlichen Übersetzung jedoch noch entscheidender ist, ist die unterschiedliche Verwendungsmöglichkeit von Wörtern in übertragenem Sinne, z. B. in konventionalisierten Metaphern: Persisch *khordan* findet sich als eine Art Funktionsverb, semantisch verblasst, auch etwa in *sarma khordan*, wörtlich ‚Kälte zu sich nehmen; d.h. sich erkälten‘ oder *zamin khordan*, wörtlich ‚Erde zu sich nehmen; d.h. hinfallen‘. Im Übersetzungsprozess stellt sich die Frage, ob ein Ausdruck in seiner eigentlichen (sog. denotativen) oder seiner übertragenen Bedeutung zu verstehen ist; dies hat dann Auswirkungen auf die „Wortwörtlichkeit“ der Übersetzung: Während man persisch *nān khordan* (fast) wörtlich als *Brot essen* übersetzen, also zumindest die syntaktische Konstruktion beibehalten kann, ist das bei *zamin khordan* nicht möglich: Die beiden Bestandteile bilden zusammen eine neue, sog. lexikalisierte Bedeutung, die

¹⁰Theoretische Erläuterungen beziehen sich auf das Standard-Neupersische, wie es heute im Iran gesprochen wird; dies ist die Muttersprache vieler Dolmetscher_innen (für eine grammatische Darstellung s. z. B. Majidi (1986/1990)). Die in Afghanistan gesprochene Varietät des Persischen wird auch Dari genannt und ist die Muttersprache vieler der Geflüchteten. Zwischen den beiden Varietäten gibt es teils nicht unerhebliche Unterschiede gerade im Bereich des Wortschatzes. Für die hier behandelten Beispiele wird hier jedoch auf eine explizite Unterscheidung verzichtet.

durch das nicht-metaphorische dt. *fallen* wiederzugeben ist. Die Entscheidung kann im Einzelfall eine hohe sprachliche Kompetenz des/der Dolmetscher/s_in verlangen. Dass es besonders übertragene oder anderweitig erweiterte Verwendungstypen sind, die Probleme bereiten können, zeigt sich auch in den Beispielen, die die ehrenamtlichen migrantischen Dolmetscher_innen anführen. So bedarf einer weiteren Vermittlung aus Sicht der Dolmetscher_innen zum Beispiel die kontextsensitive, das meint eine vom Handlungskontext gesteuerte Bedeutung von bestimmten Wörtern, wie etwa das persische Verb *khordan* in dem Ausdruck für ‚sich erkälten‘ (s. o.) oder die erweiterte Bedeutung von deutsch *Wurscht* im folgenden Beispiel:

II: Mhm (bejahend) Ahja. Und umgekehrt, äh, gibt’s auch bestimmte so Ausdrücke im Deutschen oder so, wo sie dann den Afghanen, oder, erklären, oder den Iranern erklären müssen, was das eigentlich bedeutet? Zum Beispiel, was, // gibt es da irgendwas? //

F: // Auch ähm (...) // ja, ganz viel, zum Beispiel, ähm (.) derjenige will ja noch mehr erzählen und dann sagt, „Wurscht, das brauchst du nicht mehr!“, zum Beispiel, so, dann muss ich halt sagen, was das bedeutet, zum Beispiel, das ist nicht so wichtig, dass du des auch sagst, aber sag wichtige, wichtigere Sachen. (171106_F Absatz 72–73)

Wurscht bezieht sich hier wertend auf eine ganze Aussage im Gespräch, d. h. es fungiert als sog. kommunikative Wendung (Kempcke et al. 2000, S. 1242 s.v. *Wurst*). Besonders solche Verwendungen sind in der Regel sprachspezifisch, d. h. diese Zusatzfunktion ist nur in der einen Sprache vorhanden: Zwei Wörter können in der eigentlichen (referierenden) Bedeutung als Übersetzungsäquivalente fungieren, nicht aber in der erweiterten Bedeutung. Im Beispiel oben referiert deutsch *Wurs(ch)t* nicht in seiner eigentlichen Bedeutung auf einen konkreten Gegenstand, sondern drückt die Haltung des Sprechers gegenüber dem vorher Gesagten aus (vgl. Duden 2016, § 891): Es wird als völlige Belanglosigkeit bzw. irrelevante Äußerung gewertet. Das persische Wort für ein Fleischprodukt¹¹ ist hier nicht möglich, weil sein Bedeutungsumfang eine solche wertend aufgeladene Verwendungsmöglichkeit nicht enthält.¹² Die Dolmetscherin löst dieses Problem offenbar, wie sie erläutert, durch eine paraphrasierende und damit explizierende persische Übersetzung, die folgenden Inhalt transportiert: „das ist nicht

¹¹Das entsprechende Wort wäre hier pers. *soxis* (< frz. *saucisse*).

¹²Diese Funktion wird von Lyons (1995, S. 44) „expressive“ genannt.

so wichtig, dass du des auch sagst.“¹³ Allerdings enthält eine solche Paraphrase nur die Information, dass bestimmte Aussagen als nicht wichtig angesehen werden. Die Komponente der persönlichen Wertung des Sprechers fällt dabei jedoch weg, die z. B. vom *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache* durch das Personalpronomen *mir* in die Bedeutungsangabe integriert wird: ‚das ist mir vollkommen gleichgültig‘ (Kempcke 2000, S. 1242 s. v. *Wurst*). Das Ziel, das diese Übersetzung offenbar erreichen soll, ist nicht die Wiedergabe der ausgangssprachlichen Wertung durch die kommunikative Wendung, sondern die dadurch implizierte Handlungsanweisung, bestimmte Informationen wegzulassen. Letzteres Ziel wäre mit der paraphrasierenden Übersetzung erreicht.

Während *Wurs(ch)t* die Problematik einer Wort-für-Wort-Übersetzung sehr eindeutig erscheinen lässt, kann dies auch in weniger offensichtlichen Fällen – z. B. bei zwei Wörtern, die in ihrer konkreten Bedeutung Übersetzungsäquivalente sind – herausfordernd sein: wenn zwei Wörter bspw. in einer zusätzlichen (sog. konnotativen) Bedeutung als Schimpfwort verwendet werden können. Denn selbst das heißt nicht automatisch, dass sie auch in dieser Funktion semantisch wirklich äquivalent sind. Im Gegenteil, gerade in solchen Fällen liegt oft ein Unterschied in der Intensität vor. Zum Beispiel kann der Grad der negativen Wertung, der sog. Pejorativität, variieren. Der Umgang mit solchen Wörtern wird von den nicht professionellen Dolmetscher_innen durchaus als Herausforderung empfunden:

Ja, also es entstehen immer wieder Missverständnisse auch sprachlicher Art, wenn ein Dolmetscher quasi Wort für Wort übersetzt. Dann wird aus einer ganz ekelhaften Beschimpfung vielleicht ein ganz niedliches, eine niedliche Betitelung im Deutschen. Andersrum ist es natürlich auch möglich. Aber da ich ja oft mit Leuten zu tun habe, die ihre Gefühle sagen sollen und das wird ja oft auf Farsi wiedergegeben, und ich gebe es auf Deutsch wieder, da ist es eben wichtig, dass man dann nicht nur das Wort wiedergibt, sondern da gehört eine Erläuterung dazu. (160905_K, Absatz 11).

Die Dolmetscherin bezieht sich hier auf die von ihr sehr unterschiedlich bewertete pragmatische Bedeutung von pers. *khar* vs. dt. *Esel* bzw. pers. *sag* vs. dt. *Hund* in der Verwendung als Schimpfwörter.¹⁴ Die beiden Wortpaare referieren in ihrer jeweils eigentlichen Bedeutung auf dasselbe konkrete Konzept, ein

¹³Allerdings handelt es sich hier wiederum um eine Art „Rückübersetzung“ aus dem Persischen ins Deutsche für die Interviewerin; den genauen persischen Wortlaut ihrer Explizierung gibt sie nicht an.

¹⁴Vgl. für dt. *Esel* und *Hund* Kempcke (2000, jeweils svv.); für pers. *khar* und *sag* Anvari (1381/2002): svv. *khar* (Bd. 4, S. 2698–2) resp. *sag* (Bd. 5, S. 4217–2).

bestimmtes Tier. Sie sind in diesem Kontext also semantisch vollkommen äquivalent und können in einer Wort-für-Wort-Übersetzung einer Beschreibung des jeweiligen Tieres füreinander eintreten. Sowohl die persischen wie die deutschen Wörter können jedoch auch als Schimpfwörter verwendet werden, allerdings sind sie semantisch trotzdem nicht völlig äquivalent, denn die persischen Bezeichnungen *khar* und vor allem *sag* sind stärker beleidigend als dt. *Esel* und *Hund*. Diese negative Intensität zeigt sich im folgenden Zitat in einer Art Tabuisierung, die die Sprecher daran hindern kann, die Wörter überhaupt auszusprechen:

Ein Iraner oder ein Afghane traut sich diese Wörter dann gar nicht mehr wieder zu wiederholen und der Polizist so: „Ja, Sie müssen das jetzt sagen!“ Ja, so richtig deutsch eben. Und dann muss ich da auch vermitteln und sagen: „Du darfst das jetzt sagen und es ist überhaupt kein Problem. Das brauchen wir eben für das Protokoll.“ Und dann wird es vielleicht dann mal ausgesprochen, sogar dann etwas leiser immer, weil es ja ein hässliches Wort ist. Und dann müsste man es übersetzen mit „Hund“ oder „Esel“. Ja, also, finden wir fast süß im deutschen Kulturkreis, in den anderen Kulturen eben ganz entsetzlich, also hässliche Wörter. Und so entstehen dann eben diese Missverständnisse. (160905_K, Absatz 13).

Die formal wörtliche Übersetzung, die bei der konkreten Referenz auf ein Tier ohne Bedeutungsverlust oder -hinzufügung funktionieren würde, wird bei der Verwendung als Schimpfwort von der Dolmetscherin als problematisch empfunden, weil sie eben gerade nicht genau denselben Inhalt transportieren würde wie das Ausgangswort, sondern eine weniger wertend aufgeladene Bedeutung hätte. Eine Erläuterung dient also hier aus der Sicht der Dolmetscherin der Gewährleistung einer semantisch äquivalenten Übersetzung.¹⁵

Diese Beispiele treffen den Kern der oben genannten Frage, was (noch) als Sprachmittlung und was (schon) als Kulturmittlung zu verstehen ist. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht hängt ihre Beantwortung davon ab, wie weit der Bedeutungsbegriff gefasst, d. h. wie Wortbedeutung definiert wird. Bei dem hier vertretenen weiteren Verständnis von Bedeutung¹⁶ gehört etwa die im obigen

¹⁵Die Frage, wie nicht professionelle Dolmetscher_innen für die Wiedergabe verschiedener Bedeutungsebenen geschult werden können, wird von NOWAK/HORNBERG mit Verweis auf Larson (1997) diskutiert.

¹⁶Dies entspricht einem Bedeutungsbegriff, der die beiden von Lyons (1995, S. 44) als „descriptive“ und „non-descriptive“ unterschiedenen Arten von Bedeutung umfasst; für terminologische Varianten derselben Unterscheidung s. ebd. Eine solche eher dichotomische Auffassung greift allerdings aus Sicht der neueren Forschung zu kurz, in der als „Problem der Grenzziehung zwischen Semantik und Pragmatik“ eben die Frage gesehen wird, „wo man die Grenze zwischen wörtlicher und nicht-wörtlicher Bedeutung ansetzt“ (Finkbeiner 2015, S. 76 ff., v. a. Tab. 3).

Beispiel thematisierte pragmatisch-assoziative Bedeutung noch dazu. Dies entspricht einem auch in der Ethnologie vertretenen semiotischen Kulturbegriff. Entscheidend ist dann die Frage, ob und wie solche kontextuell gesteuerten Bedeutungskomponenten im Übersetzungsprozess explizit gemacht werden.

Einige Dolmetscher_innen entwickeln für solche Fälle verschiedene zweistufige Verfahren aus wörtlicher Übersetzung und nachfolgender Erläuterung, die zu verschiedenen Zeitpunkten erfolgen kann:

A: (...) Also ich versuche wortwörtlich genau so wie sie mir sagen zu übersetzen äh obwohl manchmal (.) dann kommt nicht so, so an, für Betreuer, oder Sozialmitarbeiter, so, aber dann kann ich, weil ich diese Kultur kenne, dann nachher kläre ich, dass das so gemeint ist, oder so (...) ähm meint es derjenige. //

II: // Also später // dann danach, oder direkt sozusagen in einem zweistufigen Prozess, erst wortwörtlich und dann erklären, oder wenn die Afghanen dann schon weg sind, erklären Sie es dann, oder // direkt? //

A: // Nein, direkt // da gleich nachdem ich wortwörtlich sag und ich merk, dass sie nicht verstanden hat, dann sag ich, „So, bei unserer Kultur, afghanischer Kultur, ist (.) sagt man so, aber ist so gemeint.“, dann ist diejenige auch dabei, dann (.) also (unv.) hinsetzen miteinander direkt, gleich, machen wir es. (171106_0226_F Absatz 63–65).

Die Dolmetscher_innen stellen über dieses Verfahren Transparenz her und bringen so die Erwartung der professionellen Betreuer_innen einer wörtlichen Übersetzung mit ihrem eigenen Bedürfnis nach zusätzlicher Erläuterung in Übereinstimmung. Dabei thematisieren sie den eigenen Laienstatus in dem Bewusstsein, dass dieses Verfahren eine Abweichung von „professioneller“ Norm sein könnte:

B: Also, ich bin ja keine ausgebildete Dolmetscherin. Ich kann nur beide Sprachen fließend und somit hat sich das mal ergeben, dass ich einfach damit gestartet habe. Wie es sich tatsächlich gehört, weiß ich nicht. Aber ich kann Ihnen erzählen, wie ich das gerne mache. (160905_K, Absatz 6).

In bestimmten Situationen kann jedoch auch eine Erläuterung in Form einer Art (sprach-)kulturellen Deutung im Vorhinein als notwendig empfunden werden. Dies kann offenbar zum Beispiel dann der Fall sein, wenn die migrantischen Dolmetscher_innen sich aus ihrer eigenen sprachlichen Sozialisation heraus von vornherein als nicht imstande sehen, eine wörtliche Übersetzung zu leisten, oder das Gespräch als in der Form wie von den Berater_innen erwartet überhaupt nicht möglich ansehen. Dies kann sowohl die Form, z. B. die Art der

Gesprächseröffnung, als auch den Inhalt, z. B. Tabuthemen, des Gesprächs betreffen.

Sprachlich-kulturelle Routinen

In diesen speziellen, schwierigen Verständigungssituationen kommen z. B. gewisse sprachliche Verhaltensmuster, wie etwa sprachliche Routinen, zum Tragen. Theoretisch kann eine solche Situation mit dem neueren ethnopragsmatischen Ansatz von Goddard und Wierzbicka gefasst werden, in dem „culture-specific speech practices and interactional norms“ (Goddard und Wierzbicka 2004, S. 153) untersucht werden. Dabei handelt es sich um die Beschreibung von Handlungsleitfäden eines *tacit knowledge*, die auch Rollenzuweisungen beinhalten können, so bei Routinen des Begrüßens oder der Etikette, welche zugleich Respektbezeugungen und Akzeptanzbekundungen gegenüber anderen sein können.¹⁷ Bei solchen Routinen gibt es innerhalb einer Sprachgemeinschaft bzw. in einem gemeinsamen Bedeutungsfeld bestimmte Erwartungen daran, wie die Sequenz sprachlich verlaufen sollte, um kommunikativ erfolgreich zu sein. Zum Beispiel kann eine Gesprächseröffnung¹⁸ in verschiedenen Sprachen unterschiedlich stark routiniert sein und damit unterschiedlich starke Erwartungsmuster generieren.

Vor paar, vor p paar Bo (Stottern) äh Wochen bin ich ange angerufen worden, ob ich Zeit hätte, es gibt Probleme. Ich bin hingegangen und es ging über ein Jungen, die bisschen äh äh also äh äh ja äh also etwas äh ähm b b jemanden beleidigt hatte und so weiter und dann die Eltern kommen aus Afghanistan und ähm äh Leute wollten mit äh mit diesen reden und sozusagen äh al glaub, also über die Eltern äh ein Zugang zum Kind äh zu bekommen äh, dass die Eltern darauf aufpassen müssen und so weiter. Und vorher war ich da, bevor die Eltern kamen, und äh der Beamte sagte zu mir: „Sie müssen das und das sagen“. Da sag ich zu ihm: „Hey, so kann ich nicht äh äh anfangen. Ich kenne die Mentalität, ich muss eine andere Tür finden. Wenn ich so anfangen, machen sie die Tür zu und arbeiten sie nicht äh zusammen mit äh mh also mit euch. Ich muss ja die Familie an ihre Ehre packen. (..) Das ist für sie wichtig.“ (160728_A, Absatz 119).

Unterschiede betreffen etwa die Frage, wie schnell, d. h. wie direkt man auf das Problem zu sprechen kommt. Im vorliegenden Fall nimmt der Dolmetscher

¹⁷Eine neuere Methode, solche Routinen linguistisch zu beschreiben, ist ihre Darstellung als sog. „Kulturelle Skripte“ mithilfe der „Natural Semantic Metalanguage“ (s. dazu ausführlich Goddard/Wierzbicka 2004; verschiedene Einzelstudien finden sich z. B. in Peeters et al. 2020).

¹⁸Zur Methode der Gesprächsanalyse einführend vgl. Finkbeiner (2015, S. 111 ff.); Literatur zu Terminologie und Analyse von Gesprächseröffnungen z. B. bei Luttermann (1996, S. 82, Fn. 254).

aus seiner Erfahrung mit der Routine der Gesprächseröffnung in den beiden beteiligten Sprachen an, dass es gleich am Anfang zu einem Konflikt kommen könnte: „Sie müssen das und das sagen“ und „Wenn ich so anfangen“ beziehen sich auf die von den deutschen Berater_innen erwartete und somit dem Dolmetscher vorgegebene Gesprächseröffnung, in der dieser ein Konfliktpotenzial erkennt. Mit dem Bild „andere Tür“ verweist er metaphorisch auf eine alternative, im Persischen mögliche, d. h. eine gelungene Kommunikation ermöglichende Gesprächseröffnung.

Erzählbares und nicht Erzählbares. Der Blick der Dolmetscher_innen

Inhaltlich können tabuisierte Themen konflikthaft für die Dolmetscher_innen werden. Jeweils vorhandene kulturell und sozial bedingte Grenzen von Erzählbarkeit und Erzählbarem entscheiden, wann und wem etwas auf welche Weise erzählbar ist. Dabei spielen Faktoren wie Alter, Geschlecht, religiöses, ethnisches Zugehörigkeitsgefühl, oder kulturelles Selbstverständnis der Gesprächspartner_innen eine Rolle. Für die Dolmetscher_innen scheinen dabei handlungsleitend Vorstellung und Konzeptionalisierung von Verständigung über tabuisierte, schambehaftete Themen, wie etwa Tod, Sexualität, Gewalt:

E: Ja, die Schwierigkeiten ist bei die Ärzte.

I: Mhm. Pause.

E: Weil, manchmal, wenn der Arzt mir sagt: „Pf das Kind äh hat keine Hoffnung zu leben“ oder es ist auf Deutsch gsagt: „schwerkrank“, des kann i natürlich für die Eltern nid sagen. (161108_E, Absatz 40–42).

And sometimes especially by our culture, when we go to doctor, especially girls, they feel something, they want to say something, that they are afraid of saying that. And then I motivate them to say what they feel, but it is still a difficult thing to say that. Why, because the Eritrean culture is a little bit different from ah European culture. (160831_C, Absatz 54).

Da aber gerade diese Themen von entscheidender Bedeutung für einen Behandlungserfolg oder den Erfolg eines Asylantrags sein können, entwickeln die Dolmetscher, z. T. allein, z. T. in Kooperation mit anderen Gesprächsteilnehmer_innen, dem Arzt oder der Ärztin und den Geflüchteten, für die übersetzt werden soll, Strategien, um das Tabu aufzubrechen:

D: Sowas, es gibt auch Wörter auf Arabisch. (.) Ich darf das nicht sagen vor einer Frau, wenn ich gehe mit eine syrische Frau zum Arzt und Arzt fragt mich paar

Wörter auf Deutsch, ich verstehe schon was bedeutet, aber ich darf nicht das auf Arabisch sagen.

I: (..) Okay.

D: Ich darf das nicht auf Arabisch sagen, vor die Frau.

I: Und was machen Sie dann?

D: Ich sage vor die Frau, ich sag, „dass (.) Wörter, ich darf nicht vor dich sagen.“
(..)

I: Und dann?

D: Die sagt: „Was sagt er? Sag einfach, du bist nur Dolmetscher.“

I: Ok, dann und dann, dann tun Sie's, oder?

D: Ich sage das nicht, dann sage ich. (160901_D, Absatz 518–528).

Nicht Erzählbares/Sagbares wird erzählbar durch Uminterpretation der Situation bzw. der sozialen Rollenverteilung: Der Dolmetscher wird entweder explizit reduziert auf seine Rolle als Dolmetscher und damit quasi geschlechtslos. Oder er wird zum Bruder (erklärt) und fällt damit als möglicher Sexualpartner aus. Dies geschieht durch die Frau selbst; der Dolmetscher nimmt die Rolle an und kann dadurch sprechen. In der geschilderten Dolmetschersituation wird die soziale Institution *haram* virulent, die im islamischen Verständnis eine unverletzliche Zone des Verbotenen setzt und klare Handlungsgrenzen bestimmt. Der arabische Begriff konnte einst auch die ‚Ehefrau‘ bezeichnen; und die Ableitung *mahram* meint für Muslime denjenigen Mann, für den sie durch das verwandtschaftliche Verhältnis zu ihm ‚unantastbar‘ (*haram*) ist und vor dem sie zugleich von der Verhüllung befreit ist (Schulze 2010, S. 123). Der Islamwissenschaftler Reinhard Schulze zeigt die semantische Entwicklung des komplexen Begriffsfeldes von *haram*, das die Bedeutungen ‚verbieten, tabuisieren, bannen, weihen‘ umfassen kann. Sie rühren aus strukturellen Übertragungen von Begriffen und Bedeutungen einer unverletzlichen Zone aus der Kulturpraxis auf die Kleidungspraxis der Verhüllung der Frau und in Folge ihrer Zuweisung zum Feld des ‚Sakralen‘ (vgl. Schulze 2010). Das Beispiel zeigt die auf diesem Konzept basierende kulturelle Prägung der Verständigungssituation.

I: für Wörter, die schwierig sind?

D: (.) Die, nicht die schwierige. Die, die ich //darf//

I: //Nein, ich meine die, die Sie nicht sagen, (.) können//.

D: //Ja// Die, (...) die, habe auch vergessen, dieses Wort. (..) Jedes Monat ko.

I: Mö//äh ja, die Regel zum Beispiel, sowas, mhm (bejahend).

D: Ja.

I: Mhm (bejahend). Wenn es um solche Dinge geht, das ist dann schwierig für Sie zu übersetzen und äh da gibt es dann, aber es gibt keine, keine weiblichen Dolmetscherinnen, die das.

D: //Nein, nein//

I: //machen können, mhm (bejahend), mhm (bejahend)//

D: Leider gibts nicht.

I: Aber wenn die Frau dann sagt, „das ist ok“, dann machen Sie das, dann sagen Sie das. //Das heißt, sie //

D: //Ja//

I: sie muss ihr ok geben.

D: Sie sagt: „Wir sind beim Arzt, muss ich alles wissen, muss Arzt auch alles wissen, muss.“

D: // so (leichtes stottern). Ja, sie sagt, // „du bist wie mein Bruder, (.) sag.“ (160901_D, Absatz 533–554).

Eine andere Möglichkeit, nicht Erzählbares/Sagbares sagbar zu machen, ist das Einholen der Erlaubnis der Frau auf Anweisung des Arztes. Der Dolmetscher braucht die beiderseitige Lizenz zum Sprechen:

D: (.) Wenn i geh, gehe zum Arzt. Beispiel, der Arzt fragt mich die Wörter sagt viel, (.) ich sage zum Arzt „ich darf das nicht zu die Frau sagen.“

I: Mhm (bejahend) und was sagt der Arzt dann?

D: (..) Der sagt nix, (.) oder sagt, „frag sie du darfst das sagen oder nicht.“

I: Aha, // derf, der, der //

D: //weil „ich// muss das wissen.“

D: Was sie braucht, was sie hat, was sie (.)

I: Mhm (bejahend), mhm (bejahend). Das heißt der, der Arzt sagt Ihnen, dass Sie sich sozusagen die Erlaubnis holen.

D: Ja. (160901_D, Absatz 562–573).

Konzepte: Zwischen Sprach- und Kulturmittlung

Mit den verschiedenen Gesprächssituationen scheint der Grad an konnotativer bzw. pragmatischer Information zu korrelieren, die transportiert wird: Je administrativer die Situation, desto enger definiert sind die Begriffe, d. h. desto weniger erweiterte und übertragene Bedeutungen haben die Wörter. Dadurch ergeben sich weniger sprachkulturelle Interpretationsmöglichkeiten bzw. -notwendigkeiten. Die angesprochene „Kompetenz des Sprachmittlers“ (s. Abschn. Rollenzuweisungen und Erwartungen an die Dolmetscher_innen) besteht dann in der Kenntnis des genauen denotativen Gehalts der behördlichen Termini und der entsprechenden Termini in der jeweils anderen Sprache, d. h. in einer Art terminologischem „Fachwissen“ (vgl. Simonnaes 2019). Ein Bedürfnis nach sprachkultureller Deutung empfinden die Dolmetscher_innen dagegen in Kontexten mit starker nicht-expliziter, d. h. expressiv aufgeladener sprachlicher Bedeutung.

In allen dargestellten Beispielen geht es dabei jedoch nicht um eine allgemeine „kulturelle“ Deutung anhand von stereotypisierenden Mustern oder sog. Kulturstandards (Thomas 1991; Hofstede 1997), sondern es geht um den semantisch-pragmatischen Gehalt von Wörtern und sprachlichen Routinen in der jeweiligen spezifischen Kommunikationssituation. Zum Teil wenden die ehrenamtlichen Dolmetscher_innen dann eine Art nachträglich erläuterndes Verfahren an. Manchmal, z. B. wenn sprachliche Routinen wie Gesprächseröffnung betroffen sind, kann auch vor der Dolmetschsituation eine Deutung versucht werden. Dies führt dann zu einer Aushandlung der adäquaten Gesprächsführung mit den professionellen Berater_innen.

Die ehrenamtlich tätigen, nicht professionellen Dolmetscher_innen und Gesprächspartner_innen neigen in ihren Schilderungen und Erläuterungen über Dolmetschsituationen und -erfahrungen zu einer sogenannten äquivalenten Praxis des Dolmetschens. Sie suchen dabei jedoch einen Mittelweg, positionieren sich

zwischen zwei konkurrierenden idealtypischen Konzepten, die in der ehrenamtlichen und professionellen Praxis des Übersetzens wie auch in fachwissenschaftlichen Diskussionen existieren: einmal das der sog. *Kulturmittlung*, zum anderen das der sog. *Sprachmittlung* (u. a. Albrecht et al. 2005; Bischoff und Schuster 2010, Bergunde und Pöllabaer 2015).

Beim Konzept der Kulturmittlung, das vornehmlich im ersten Jahrzehnt nach 2000 entstand, wird davon ausgegangen, dass Dolmetscher_innen aufgrund der eigenen sprachlichen und kulturellen Kenntnisse oder gar Prägung „nicht nur“ dolmetschen, sondern auch im Sinne interkultureller Vermittlung und Öffnung „notwendiges Wissen über die Herkunftskultur“ weitergeben, auf kulturelle Differenzen aufmerksam machen und helfen, „kulturelle Missverständnisse zu vermeiden“ (Morales 2005, S. 70, 74). Die Attraktivität des Konzepts ist sicherlich im Kontext der für diesen Zeitraum diagnostizierten „Kulturalisierung des Integrationsbegriffes“ (Möhring 2018, S. 318) in Politik und öffentlichen Debatten zu sehen, die, (vermeintliche) kulturelle Differenzen fokussierend, diese in ursächlichen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Integrationsdefiziten brachten. Denn als Bestandteil von Identitätspolitik unterliegen kulturelle Merkmale tendenziell Generalisierungs- und Stereotypisierungsprozessen aufgrund der als gänzlich verschieden gedachten Kulturen und der Annahme homogener kultureller Identität von Menschen zum Beispiel eines Herkunftsgebietes oder einer religiösen Orientierung.

Sicherlich auch vor diesem Diskurs problematisiert die UNHCR in ihrem Selbst-Lernmodul „Interpreting in a Refugee Context“ die Rolle von Dolmetscher_innen als „cultural mediators“ (UNHCR 2009). Dort wird angemahnt, sich kultureller Deutungen (und damit kategorisierender Zuschreibungen) zu enthalten. Zudem wird in diesem Zusammenhang die unterstützende und ermutigende Rolle für eine gelungene Verständigung betont, könnten dadurch entscheidende Erkenntnisse empirisch im Gespräch erlangt werden. Mit der hier skizzierten Rolle der Kulturmittler_innen wird im Grunde eine Mittelstellung zwischen Kultur- und Sprachmittlung eingenommen, wie sie auch Konzepte sog. kultursensitiver Übersetzung vertreten:

Community interpreters may also be described as culture oriented, as they may be expected to act as cultural mediators who bridge the gap created by cultural differences between two people who would not be able to understand each other if what they say was literally translated.[...] Never assume the role of anthropologist, sociologist or historian. You must draw a line between explaining the cultural value of a word and providing information or an explanation about cultural, political or religious issues. (UNHCR 2009, S. 18, 82).

The interpreter shall not provide any kind of sociological, anthropological or historical information based on the case she/he is involved in as an interpreter. She/he shall not act as an expert in any of these disciplines while interpreting, but will encourage the interviewer to obtain such information through the interviewee. (UNHCR 2009, S. 112).

In der jüngeren Fachliteratur zum Thema ist allerdings eine Tendenz in Richtung der sog. Sprachmittlung zu erkennen (s. i. vorl. Band z. B. BALLER/OTT). Vor allem Publikationen für den psychosozialen, therapeutischen Bereich, die auf breite Erfahrungsgrundlagen zurückgreifen, betonen, dass es zentral bleibe, die sprachliche Mittlung so genau wie möglich am Gesprochenen auszurichten: „Wortgenau, kommentarlos und unparteilich“ (Kläui und Stuker 2010; Kluge 2017; Kizilhan 2016, S. 53), auf den entsprechenden Grundlagen von „Neutralität, Abstinenz, Schweigepflicht“ (Storck et al. 2016, S. 525). Die Forderungen bzw. an der Praxis entwickelten Regeln für diese besondere, sensible Situation des therapeutischen Gesprächs – Übersetzen in der Person, die spricht (sprachliche Spiegelung), vollständiges Übersetzen im Duktus und in Anpassung an das Sprachniveau des/der Sprecher/s_in (Sprachstil) und möglichst wortwörtliche Übersetzung – verfolgen das Ziel die Präsenz des/der Dolmetscher/s_in zu minimieren, gar die Illusion einer dyadischen Gesprächssituation, also der Abwesenheit des/der Dolmetscher/s_in zu erzeugen (Abdallah-Steinkopff 2017), ihn/sie unsichtbar zu machen (Morina et al. 2010).¹⁹ Diese Orientierung zur „wortgetreuen“, nicht erläuternden und kommentierenden Übersetzung zeigte sich auch bei den professionellen Berater_innen umso deutlicher, je entscheidender die Übersetzungssituation für die Zukunft des/die Gesprächspartner/s_in eingeschätzt wurde.

Diese für den therapeutischen Bereich geschilderte Vorgehensweise setzt letzten Endes eine gemeinsame Verständigung über Kultursensitivität im Sinne einer aufmerksamen, offenen Haltung gegenüber den Gesprächsteilnehmer_innen, zwischen professionellen Begleiter_innen (Therapeut_innen) und Dolmetscher_innen voraus. Denn mangelnde Sensitivität könne zum Beispiel dazu führen, dass „eine Dolmetscherin Aussagen der Therapeuten, die in der entsprechenden Kultur als unhöflich angesehen werden, so verändert übersetzen, dass es zu keinem Gesichtsverlust beim Patienten kommt“, gegebenenfalls die Gesprächsführung dem/der Betreuenden entgleite. Die jedoch notwendige, möglichst wortnahe Übersetzung durch den/die Dolmetscher_in setzt die aufmerksame Berücksichtigung

¹⁹Die Ergebnisse der Studie von Hillebrecht et al. (2019, S. 119) weisen auf positive Effekte der in dieser Weise erzeugten Wirklichkeit hin.

und Beachtung möglicher sensibler Themen, die Werte, Normen oder Tabus einschließen, durch die Gesprächsleitenden voraus (Abdallah-Steinkopff 2006, S. 291). Der idealtypische Weg der Sprachmittlung muss also im Bedarfsfall modifiziert werden, nicht verständliche Zusammenhänge oder Missverstehen aufgrund eigener Beobachtung sollen geklärt werden (Kläui und Stuker 2010; Kluge 2017; Lersner und Kizilhan 2017, S. 53; Hillebrecht 2019,). Für ein Verstehen der jeweiligen Auffassung und Position der Gesprächsteilnehmer_innen ist sog. äquivalentes Übersetzen, d. h. gleichwertig das Mitgeteilte zu vermitteln, grundsätzlich von Vorteil. Äquivalentes Übersetzen schließt die sukzessive Annäherung an das Gemeinte durch Nachfragen ein, wohingegen adäquates Übersetzen selbstverständliche oder bewusst deutende Angleichungen oder Überdeckungen der einen oder anderen Position zur Folge hat und somit Informationen während des Übersetzens verloren gehen können (Mecheril et al. 2010; Kruse und Schmieder 2012).

Auch der Verhaltenskodex für Sprachmittler_innen beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge von 2017 (BAMF 2017) nimmt nach den in die öffentliche Kritik geratenen gedolmetschten Anhörungsgesprächen inzwischen eine ambige Position ein. „Absolute Neutralität, Objektivität und Unparteilichkeit“ beziehen sich diversitäts- und kultursensibel orientiert auf Geschlecht, Alter, sexuelle Orientierung, nationale und/oder ethnische Herkunft, sozialen, politischen oder religiösen Hintergrund, und die 2019 aktualisierten „Hinweise für einen erfolgreichen Dolmetschereinsatz“ des BAMF (2019) fordern die hierfür notwendige Selbstreflexion der eigenen sozialen Verortung und Positionierung unter und zu den Gesprächsteilnehmer_innen, hier als „Prüfung der zwischenmenschlichen Verständigung“ mit Hinblick auf Interessenkonflikte in familiären, religiösen, ethischen Zusammenhängen benannt.

Die Metapher, Sprachmittler_innen seien als „Sprachrohr“ zwischen Entscheider_innen/Anhörer_innen und Antragsteller_innen tätig, so in dieser Handreichung des BAMF (2019, S. 8), ist dagegen für den Übersetzungsprozess irreführend, da es sich nicht um eine akustische Reizübertragung für das physische Hören handelt, auch wenn in der Alltagssprache *verstehen* für *hören* gebraucht und besseres Hören als automatisch besseres Verständnis gewertet wird, dort aber auf Erfahrungswissen um die physiologischen Voraussetzungen, Gesprochenes zu verstehen verweist. Die Aussage auf dem Cover des *Trainingshandbuches für DolmetscherInnen im Asylverfahren*, „Es ist eine Fiktion, dass ich neutral bin und unsichtbar“, kann daher als Gegenposition zur Forderung nach Neutralität begriffen werden. Erkenntnistheoretisch ist sie schlüssig (Bergunde und Pöllabauer 2015). Diese Position fordert die Kompetenz, sich selbstreflektiert des genuin deutenden Charakters der Rekonstruktion des Gesprochenen im Übersetzungsprozess

bewusst zu sein, von Dolmetscher_innen wie auch Gesprächsleiter_innen. „Abwesenheit“, „Unsichtbarkeit“, jemandem die „Stimme leihen“ umschreiben dann nicht eine wirklichkeitsferne Idee, sondern mögliche Wahrnehmungen und damit Wirklichkeiten der Gesprächspartner_innen und können situativ als Zeichen einer gegliückten Verständigung interpretiert werden.

Es bleibt bemerkenswert, dass die von den nicht professionellen Dolmetscher_innen geäußerten Bedenken gegen eine unreflektierte Wort-für-Wort-Übersetzung und die von ihnen entwickelten Strategien nicht nur in der Forschung zur Sprachpragmatik (vgl. z. B. Finkbeiner 2015), sondern auch in der neueren translationswissenschaftlichen Forschung zunehmend diskutiert werden. So illustrieren sie das von Bahadır thematisierte „Unbehagen“ von Dolmetscher_innen, das zu „Randphänomenen“ wie etwa „prädolmetscherische Handlungen, Haltungen, Rahmungen“ führe, die ihrer Meinung nach bisher zu wenig beachtet worden seien. Als Beispiele der Selbstpositionierung und Selbstreflexion nicht professioneller Dolmetscher_innen zeigen sie auch, warum, wie Bahadır (in diesem Band) bemerkt, „der Bereich des „nonprofessional translation and interpreting“ „... neuen Wind in die Dolmetschforschung gebracht“ hat: Sie problematisieren offen die „professionellen Standards wie Neutralität“.

Ausblick: Kultursensibilität

Im fremdsprachlichen Kontext werden Nicht-Verstehen und Missverständnis deutlicher erfahrbar. „Für selbstverständlich gehaltene Fremdverstehensstrategien – und damit Unterstellungspraktiken – werden problematisch“ (Kruse und Schmieder 2012, S. 264). Erkenntnistheoretisch sind Fremdsprachensituationen von besonderer Bedeutung, denn sprachliche Unsicherheiten können zur vermehrten Aufforderung der Erklärung des Gemeinten führen, Missverständnisse zu weiterem Austausch und andere Themenfelder eröffnen. „Nicht-Verstehen“ wäre damit der „Katalysator für weitere Kommunikation – und nicht verstehen“ (Luhmann 2004 zit. n. Kruse und Schmieder 2012, Anm. 18, S. 264). Eine Sprachmittlung im Sinne von äquivalentem Übersetzen greift diese Erfahrung auf in bemerkenswerter Übereinstimmung zum ethnomethodologischen Vorgehen: Ethnomethodologische Indifferenz fordert, dass der/die Forscher_in das Alltagshandeln von Personen nicht auf der Basis von Vor- oder Hintergrundwissen über soziale Strukturen deutet, sich „aller Urteile über ihre Adäquatheit, ihren Wert, ihre Bedeutsamkeit, ihre Notwendigkeit, ihre Praktikabilität, ihren Erfolg oder ihre Konsequenzen“ enthält (Garfinkel und Sacks 1976, S. 139).²⁰

²⁰Dies entspricht dem Verständnis der modernen Sozial- und Kulturgeschichte von historischer Repräsentationsarbeit. Repräsentation in ihrer zwingenden sprachlichen, visuellen,

Jedoch muss bei dieser Art von Übersetzen die Berücksichtigung der kulturellen Dimension von Sprache nicht vollkommen ausgeblendet werden, wie das Konzept einer kultursensiblen Sprachmittlung zeigt. Es berücksichtigt sowohl die kulturelle, überindividuelle Dimension von Sprache, ausgeprägt v. a. in ihrem Inventar und ihren Regeln, insbesondere aber im Lexikon und den sprachlichen Routinen unterschiedlicher Sprachen, als auch die individuelle sprachliche Freiheit jedes/r Sprecher/s_in in der Auswahl und Anwendung dieser Mittel, z. B. in der Wortwahl. Wenn man Kultursensitivität als eine transkulturelle Haltung begreift, die durch Offenheit und eine respektvolle Haltung gegenüber Menschen gekennzeichnet ist, dann werden aufmerksam individuelle Lebenswege, biografische Erfahrungen und Bedürfnisse in ihrem kulturellen und sprachkulturellen Geprägtsein und in ihrer individuellen Differenziertheit wahrgenommen, ohne Stereotypisierung, Kategorisierung und Festlegung aufgrund von angenommenen Kulturmustern oder klassifizierten Standards, die im Begriff der Kulturmittlung immer wieder mitschwingen. Diversitätsmerkmale werden dabei weder nivelliert noch überbetont. Das heißt, dass in kultursensitiver Sprachmittlung die Berücksichtigung und Explizierung sprachkultureller Praktiken die Voraussetzung für Verständigung ist.

Literatur

- Abdallah-Steinkopff, B. (2006). Die Rolle des Dritten – Dolmetscher in der Einzel- und Gruppentherapie mit Flüchtlingen. *Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik*, 42(4), 281–302.
- Abdallah-Steinkopff, B. (2017). Zusammenarbeit mit Dolmetschern. In A. Liedl, M. Böttche, B. Abdallah-Steinkopff, & C. Knaevelsrud (Hrsg.), *Psychotherapie mit Flüchtlingen – neue Herausforderungen, spezifische Bedürfnisse. Das Praxisbuch für Psychotherapeuten und Ärzte* (S. 90–107). Stuttgart: Schattauer.
- Albrecht, N.-J., Borde, T., & Durlanik, T. (Hrsg.). (2005). *Sprach- und Kulturmittlung. (= Migration – Gesundheit – Kommunikation 2)*. Göttingen: Cuvillier-Verlag.
- Anvari, H. (1381/2002). *Farhang-e borzog-e soxan*. Tehran: Verlag Soxan.

materiellen Vermitteltheit sei gekennzeichnet durch zwei zentrale Dimensionen: eine transitive, indem die Repräsentationen etwas darstellen, was gewesen ist, in unserem Fall, was gesagt wurde, und eine reflexive, indem die Repräsentationen sich als etwas Repräsentierendes repräsentieren, d. h. Regeln und Ansprüche ihrer Repräsentationsarbeit werden offengelegt. Auf diese Weise würde eine „adäquate“ Darstellung erreicht, Chartier (2014, S. 9) mit Bezug auf Port Royal und Paul Ricoeur.

- Arabisch-Dolmetscher dringend gesucht: Hal tatakallam al-Lugha al-Arabiya? 2015. *Süddeutsche Zeitung* (07.10.2015). <https://www.sueddeutsche.de/karriere/arbeitsmarkt-ein-guter-ton-1.2671705-0>. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Bahadir, Ş. (2010). *Dolmetschinszenierungen – Kulturen, Identitäten, Akteure*. Berlin: Saxa.
- Bergunde, A. & Pöllabauer, S. (2015). *Trainingshandbuch für DolmetscherInnen im Asylverfahren*, UNHCR Österreich (Hrsg.). Linz: Trauner.
- Bischoff, A., & Schuster, S. (2010). Vermitteln DolmetscherInnen? Dolmetschen VermittlerInnen? In J. Dahinden & A. Bischoff (Hrsg.), *Dolmetschen, vermitteln, schlichten – Integration der Diversität?* (S. 176–189). Zürich: Seismo.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). 2017. *Verhaltenskodex für Sprachmittlerinnen und Sprachmittler* (09.06.2017). Nürnberg. <https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Karriere/verhaltenskodex-sprachmittlung.pdf>. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). (2019). *Hinweise für einen erfolgreichen Dolmetscheinsatz* (März 2019; 1., aktualisierte Fassung). Nürnberg. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Karriere/broschuere-dolmetschein-satz.pdf?__blob=publicationFile&v=7. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Chartier, R. (2014). La représentation politique. „Repräsentation“ und ihre Bedeutung. *Trivium. Revue franco-allemande de sciences humaines et sociales – Deutsch-französische Zeitschrift für Geistes- und Sozialwissenschaften* 16, S. 1–12. <https://journals.openedition.org/trivium/4814>. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Cosmai, D. (2019). The quest for a common rhetoric. Creating EU discourse through translation. In K. Luttermann, K. Kazzazi, & C. Luttermann (Hrsg.), *Institutionelle und individuelle Mehrsprachigkeit* (S. 65–90). Münster: Lit Verlag.
- Dolmetscher für Flüchtlinge: Endlich jemand, der meine Sprache spricht. (2015). *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (06.11.2015). <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/endlich-jemand-der-meine-sprache-spricht-dolmetscher-fuer-fluechtlinge-13892459.html>. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Duden. *Die Grammatik* (2016). A. Wöllstein & die Dudenredaktion (Hrsg.). (9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Aufl.). Berlin: Dudenverlag.
- Eicke, M. (2010). Interkulturelles Dolmetschen als Berufsprofil: Warum braucht es qualifizierte DolmetscherInnen und interkulturelle VermittlerInnen? In J. Dahinden & A. Bischoff (Hrsg.), *Dolmetschen, vermitteln, schlichten – Integration der Diversität?* (S. 168–175). Zürich: Seismo.
- Finkbeiner, R. (2015). *Einführung in die Pragmatik*. Darmstadt: WBG.
- Garfinkel, H. & Sacks, H. (1976) [1970]. Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In E. Weingarten, F. Sack, J. Schenkein (Hrsg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns* (S. 130–176). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Goddard, C., & Wierzbicka, A. (2004). Cultural scripts: What are they and what are they good for? *Intercultural Pragmatics*, 1, 153–166.
- Flüchtlinge: Die Macht der Dolmetscher. (2016). *Deutschlandfunk* (21.01.2016). https://www.deutschlandfunk.de/fluechtlinge-die-macht-der-dolmetscher.862.de.html?dram:article_id=343207. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Hillebrecht, J., Roth, L., Helmes, A., & Bengel, J. (2019). Die triadische Beziehung in der dolmetschergestützten Psychotherapie. Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit ezidischen Geflüchteten, DolmetscherInnen und PsychotherapeutInnen. In F.

- Junne, J. Denking, J. Kizilhan, & S. Zipfel (Hrsg.), *Aus der Gewalt des „Islamischen Staates“ nach Baden-Württemberg. Evaluation des Sonderkontingents für besonders schutzbedürftige Frauen und Kinder aus dem Nordirak* (S. 314–327). Weinheim: Beltz.
- Hofstede, G. (1997). *Lokales Denken, globales Handeln, Kulturen, Zusammenarbeit und Management*. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- https://bdue.de/fileadmin/files/PDF/Publikationen/BDUe_Dolmetschen_Gemeinwesen.pdf
- https://www.inter-pret.ch/admin/data/files/infolib_asset/file/73/richtlinien-iso-13611.pdf
- Integrationsgesetz des Bundes (2016). *Bundesgesetzblatt* 2016 Teil I Nr. 39 (05.08.2016), Art. 5, S. 1942.
- Kazzazi, K. (2019). „Auf Englisch bin ich eine Sonne“: Das mehrsprachige mentale Lexikon. In K. Luttermann, K. Kazzazi, & C. Luttermann (Hrsg.), *Institutionelle und individuelle Mehrsprachigkeit* (S. 361–400). Münster: Lit Verlag.
- Kempcke, G., et al. (2000). *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Kizilhan, İ. (2016). *Handbuch zur Behandlung kriegstraumatisierter Frauen: Transkulturelle Behandlungsmethoden und Techniken am Beispiel der Frauen aus dem Irak*. Berlin: VWB-Verlag.
- Kläui, H., & Stuker, R. (2010). Interkulturelles Übersetzen in der Arbeit mit traumatisierten Menschen. In J. Dahinden & A. Bischoff (Hrsg.), *Dolmetschen, vermitteln, schlichten – Integration der Diversität?* (S. 138–146). Zürich: Seismo.
- Kluge, U. (2017). Psychotherapie mit Sprach- und Kulturmittlern in der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie. In I.-T. Graef-Calliess & M. Schouker-Ocak (Hrsg.), *Migration und Transkulturalität. Neue Aufgaben in Psychiatrie und Psychotherapie* (S. 219–239). Stuttgart: Schattauer GmbH.
- Kruse, J., & Schmieder, C. (2012). In fremden Gewässern. Ein integratives Basisverfahren als sensibilisierendes Programm für rekonstruktive Analyseprozesse im Kontext fremder Sprachen. In J. Kruse, S. Bethmann, D. Niermann, & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 248–295). Weinheim: Beltz Juventa.
- von Lersner, U., & Kizilhan, J. (2017). *Kultursensitive Psychotherapie (= Fortschritte der Psychotherapie 64)*. Göttingen: Hogrefe.
- Luhmann, N. (2004). *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* (4. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Luttermann, K. (1996). *Gesprächsanalytisches Integrationsmodell am Beispiel der Strafgerichtsbarkeit*. Münster: Lit Verlag.
- Lyons, J. (1995). *Linguistic semantics: An introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Majidi, M.-R. (1986/1990). *Strukturelle Grammatik des Neupersischen (Fārsi)*. Bd. 1: *Phonologie*, Bd. 2: *Morphologie*. Hamburg: Buske.
- Mecheril, P., Dirim, I., Gomolla, M., et al. (Hrsg.). (2010). *Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung*. Waxmann: Münster u. a.
- Möhring, M. (2018). Jenseits des Integrationsparadigmas? Aktuelle Konzepte und Ansätze in der Migrationsforschung. *Archiv für Sozialgeschichte*, 58, 305–330.

- Morina, N., Maier, T., & Schmid Mast, M. (2010). Lost in translation? Psychotherapie unter Einsatz von Dolmetschern. *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie*, 60(3–4), 104–110.
- Peeters, B., Mullan, K., & Sadow, L. (Hrsg.). (2020). *Studies in Ethnopragmatics, Cultural Semantics and Intercultural Communication: Meaning and Culture*. Heidelberg: Springer VS.
- Richtlinie für die Förderung der sozialen Beratung und Betreuung von Ausländerinnen und Ausländern (Asylsozialberatungsrichtlinie – AsylSozBR)*. 2016. Bekanntmachung des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Soziales, Familie und Integration vom 8. März 2016, Az. V5/6746.01–1/13; mit Ablauf des 31.12.2018 außer Kraft. <https://www.verkuendung-bayern.de/amtsblatt/dokument/allmbl-2016-5-1495-2/>. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Schulze, R. (2010). Die Verhüllung der Frau islamischer Tradition. In A. Bohlenstein, R. A. Meyer Schweizer et.al (Hrsg.), *Zweite Haut: zur Kulturgeschichte der Kleidung* (= Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern 2007), (S. 117–134). Bern u. a.: Haupt.
- Simonnaes, I. (2019). Das Übersetzen von Rechtstexten unter dem Aspekt der individuellen Mehrsprachigkeit des Übersetzers – Eine Fallstudie im Sprachenpaar Norwegisch-Deutsch. In K. Luttermann, K. Kazzazi, & C. Luttermann (Hrsg.), *Institutionelle und individuelle Mehrsprachigkeit* (S. 111–142). Münster: Lit Verlag.
- Stolze, R. (2019). Wissensbasiertes Übersetzen in institutionellen Kontexten. In K. Luttermann, K. Kazzazi, & C. Luttermann (Hrsg.), *Institutionelle und individuelle Mehrsprachigkeit* (S. 227–270). Münster: Lit Verlag.
- Storck, T., Schouler-Ocak, M., & Brakemeier, E.-L. (2016). Words don't come easy. *Psychotherapeut*, 61(6), 524–529.
- Thomas, A. (Hrsg.). (1991). *Kulturstandards in der internationalen Begegnung* (= *SSIP Bulletin 61*). Saarbrücken, Fort Lauderdale: Breitenbach.
- UN High Commissioner for Refugees (UNHCR). (2009). Interpreting in a Refugee Context. Self-study module 3 (1 January 2009). <https://www.refworld.org/docid/49b6314d2.html>. Zugegriffen: 31. Juli. 2020.
- Verrat im Flüchtlingsheim. Wenn Dolmetscher falsch übersetzen. 2016. *Report München* (03.05.2016). <https://www.br.de/mediathek/video/verrat-im-fluechtlingsheim-wenn-uebersetzer-falsch-uebersetzen-av:5a3c674dc965630018426679>. Zugegriffen: 24. Mai. 2019.

Angela Treiber Prof. Dr., seit 2004 Professorin für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind u.a.: historische und empirische Religionsforschung, Migrationsforschung, Theorie- und Wissenschaftsgeschichte, Geschichte von Wissensmilieus.

Kerstin Kazzazi, PD Dr., Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektmitarbeiterin an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Thema der Habilitationsschrift: „Deutsch, Englisch und Persisch als „Eigentumssprachen“ - Aspekte der Spracheninteraktion bei dreifachem Erstspracherwerb.“ Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind u.a.: Semantik, Mehrsprachigkeit, Migration und Sprache.



Rollenbeziehungen in der dolmetschergestützten Psychotherapie zu dritt

Frauke Baller und Brankica Ott

Zusammenfassung

Auf den Einsatz von Dolmetscher_innen in der Psychotherapie reagieren noch viele Therapeut_innen mit Skepsis und Vorbehalten. Häufig werden Zweifel an der Korrektheit der Übersetzung als erstes Hindernis für eine Kooperation genannt. So berechtigt und wichtig die Anforderung einer korrekten sprachlichen Übertragung ist – die Schwierigkeit scheint häufiger im Akt des Abgebens von Kontrolle zu liegen. Und auch unter Dolmetscher_innen bestehen oft noch Hemmungen und Unsicherheiten bzgl. der Arbeit mit Therapeut_innen. Häufig beruhen diese auf fehlendem Wissen über psychische Erkrankungen und Behandlungsmethoden, sodass der Arbeitskontext für sie nicht immer leicht einzuschätzen ist. Wie kann dabei eine tragfähige, vertrauensvolle therapeutische Beziehung zu dritt aufgebaut und genutzt werden? Es werden aus der Praxis entwickelte Leitlinien zum gegenseitigen Umgang bei der Arbeit zu dritt vorgestellt. Diese basieren auf einer klaren Rollenverteilung.

Schlüsselwörter

Dolmetscher gestützte Psychotherapie • Geflüchtete • Rollenverständnis

In der dolmetschergestützten Psychotherapie trägt der/die Therapeut_in die Verantwortung für die Therapie und der/die Dolmetscher_in die Verantwortung für die Sprachmittlung. So klar und einfach ist es. Oder? Im Folgenden bemühen

F. Baller (✉) · B. Ott

Therapeutische Leitung des Psychosozialen Zentrums des Netzwerks für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e. V. (NTFN e. V.), Hannover, Deutschland
E-Mail: frauke.baller@gmx.net

wir, eine Dolmetscherin und eine Psychotherapeutin, uns, die Herausforderungen, Chancen und Möglichkeiten der dolmetschergestützten Psychotherapie genauer zu beleuchten. Besonderes Augenmerk legen wir dabei auf die Beziehung zwischen Therapeut_in und Dolmetscher_in und die Interaktion sowie die Stolperfallen während des Therapieprozesses. Entscheidend bleibt das Verständnis für die eigene Rolle und deren kontinuierliche Reflexion im Dreiergespann der dolmetschergestützten Psychotherapie.

Bei der dolmetschergestützten Psychotherapie sind ein besonderes Augenmerk und eine spezielle Sensibilität für die bestehenden Machtgefälle und die Rolle der/des Dolmetschenden wichtig. Die Rollenverteilung mit einer klaren Machtstruktur ist gegeben. Da ist der/die vermeintlich allwissende Therapeut_in¹, der/die alles wissen und fragen darf, aber kaum etwas von sich selbst preisgibt, und der/die Patient_in mit Problemen, der/die Hilfe braucht, der/die sich verletzlich macht. Spricht der/die Patient_in nicht oder kaum die Sprache des Therapeuten benötigt diese_r Unterstützung. Die Entscheidung darüber, ob eine Person zum Dolmetschen hinzugezogen wird und, so ja welche, obliegt in der Regel dem/der Therapeut/en_in und nicht zuletzt auch den Behörden, bei denen die Kostenübernahme beantragt werden kann. Er/Sie kann Familienmitglieder miteinbeziehen, seine/ihre Sprechstundenhilfe bitten, „mal eben zu übersetzen“ oder aber sich für die Beantragung der Kostenübernahme für eine/n professionelle/n Dolmetscher_in entscheiden. Damit ist der/die Therapeut_in in einer noch stärkeren Machtposition. Als Auftraggeber_in und Sprecher_in der Mehrheitsprache kann er/sie eine_n Dolmetscher_in ablehnen, wenn er/sie nicht zufrieden ist. Der/die Patient_in muss bei Schwierigkeiten mit dem/der Dolmetschenden den Mut aufbringen, diese anzusprechen und darauf vertrauen, dass dies auch übersetzt wird.

Dolmetscher_innen im psychosozialen Bereich sind meist freiberuflich tätig. Das Honorar ist niedrig, in vielen Fällen erhalten sie nur eine Aufwandsentschädigung. Eine Supervisions- oder Fortbildungsunterstützung oder -verpflichtung ist in den meisten Städten und Landkreisen nicht gegeben. Es gilt also das Gesetz von Angebot und Nachfrage.

¹Das Gendering in diesem Absatz darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass noch immer mehr Männer als Frauen im psychosozialen Bereich dolmetschen, obwohl bei den Translationswissenschaften mehr Frauen als Männer tätig sind. Bei den psychologischen und ärztlichen Psychotherapeuten ist es ähnlich. Es studieren und arbeiten mehr Frauen als Männer in diesem Bereich, die Publikationen und Supervisionen in der transkulturellen Psychiatrie waren bis vor ca. 10 Jahren jedoch eher männerdominiert. Die oben beschriebenen, strukturellen Machtverhältnisse gelten für alle in dem Bereich Tätigen, unabhängig vom Geschlecht.

Aus der Überzeugung heraus, dass der/die Dolmetschende und der/die Therapeut_in eine Einheit bilden müssen, um eine aussichtsreiche Therapie zu ermöglichen, entwickelten wir ein Konzept für einen gemeinsamen Workshop, bei dem sich die Beteiligten der beiden Berufsgruppen näherkommen und mehr Verständnis füreinander entwickeln sollen. Auf der Grundlage unserer langjährigen Erfahrung in der dolmetschergestützten Psychotherapie und der Erfahrung aus den Workshops erläutern wir im Folgenden die aus unserer Sicht zentralen Aspekte für ein Gelingen der Therapie zu dritt.

Dolmetscher_innensicht: Brankica Ott

Ich hatte schon 10 Jahre lang als Dolmetscherin und Übersetzerin gearbeitet. Ich kannte mich mit dem Beruf aus und hatte schon Routine in meiner Arbeit. Ich war sehr oft an Gerichten und in unterschiedlichsten Behörden im Einsatz, habe Ehen mitgeschlossen und mitgeschieden, Kinder mit in die Obhut von Pflegefamilien gegeben, Gefangene in Justizvollzugsanstalten mitbesucht. Außerdem habe ich viele schriftliche Übersetzungen angefertigt, in allen möglichen Bereichen: Urkunden, Zeugnisse, Arbeitsverträge, ärztliche Bescheinigungen, Scheidungsurteile, Anklageschriften. Die Arbeit hat schon Spaß gemacht. Ich hatte nämlich meinen eigenen Amtsstempel, da ich die Dolmetscher- und Übersetzerprüfung abgelegt habe, danach habe ich mich vor dem Landgericht Hannover allgemein beeidigen lassen.

Schon damals, als ich während meines Studiums als Praktikantin in einem Übersetzungsbüro gejobbt habe, wurde mir von meinem Vorgesetzten beigebracht, dass ich trotz meines jungen Alters – oder gar gerade deswegen – bei meinen Einsätzen souverän auftreten und mich professionell verhalten muss. Damit war gemeint, dass ich pünktlich zu meinen Terminen zu erscheinen habe und keine Gespräche vor oder nach den Terminen mit den Klienten, Angeklagten, Beschuldigten führen sollte. Nach zehn Jahren war ich schon der Meinung, dass ich meine Arbeit durchaus gut mache.

Eines Tages kam eine vorsichtige Anfrage, ob ich auch für Patienten in der Psychiatrie dolmetschen würde. Im ersten Moment verstand ich nicht, warum die Frage so vorsichtig gestellt wurde. Natürlich würde ich das machen, das ist schließlich mein Job. Der Auftraggeber freute sich über meine Zusage, sagte aber, viele Dolmetscher würden diese Arbeit ablehnen, da sie sich von den traumatischen Erzählungen nicht distanzieren könnten. Mir wurde gleichzeitig angeboten, an einem Workshop teilzunehmen, der das Dolmetschen im psycho-sozialen Bereich thematisierte. Ich ging zu

dem genannten Workshop und war eine von ca. 10 Teilnehmer_innen. Wir haben dort einige Vorträge gehört und ein paar obligatorische Rollenspiele gemacht. Ein Rollenspiel blieb in meinem Gedächtnis hängen. Uns wurde gezeigt, wo wir zum Beispiel während einer ärztlichen Untersuchung stehen sollten. Ich sollte mir vorstellen, dass ich für einen männlichen Patienten, der sich einer urologischen Untersuchung unterzieht, dolmetschen sollte. Schon der Gedanke an dieses Szenario trieb mir ordentlich Schweißtropfen auf die Stirn. Ganz schön unangenehm die Vorstellung. So etwas hatte ich noch nicht. Kann ich das wirklich tun? Als Frau für einen wildfremden Mann so intime Sachen übersetzen? Wenn ich ihn wenigstens kennen würde. Nein, das wäre doch noch schlimmer. Also, was tun? Ich habe offen meine Ängste und Zweifel angesprochen, sie wurden auch ernst genommen. Ein Workshopteilnehmer sollte den Patienten spielen, ein anderer war der Arzt. Mir wurde gezeigt, wo ich am Krankenbett stehen sollte, und zwar in der Höhe des Oberkörpers des Patienten. Er sollte mich sehen und vor allem sollte er deutlich sehen können und wissen, was ich sehe. Dieses Ereignis hat mir eine bestimmte, schwierige Situation klargemacht. Aber was noch wichtiger war, dieses Ereignis hat mich dazu gebracht, über die Arbeit, die ich bis dahin routiniert erledigt hatte, ganz genau nachzudenken und das Bewusstsein zu schärfen, bei jedem einzelnen Fall zu überlegen: worauf kommt es eigentlich an?

Das Dolmetschen in der Psychiatrie, bei der Psychotherapie und allgemein im psycho-sozialen Bereich wurde zu meinem bevorzugten Tätigkeitsbereich. Ich habe gemerkt, dass meine Arbeit zweifellos zum Wohlbefinden und sogar zur Genesung der Patient_innen beiträgt. Durch das strikte Einhalten der Dolmetscherregeln, die nachstehend als Dolmetschervereinbarung näher erläutert werden, hilft man den Patient_innen, das eigene Selbstbewusstsein zu stärken und an die eigene Kraft zu glauben. Damit meine ich zum Beispiel die Regel, das Gesprochene kommentarlos und ohne Erläuterungen zu übersetzen. So konnte ich die Dolmetschervereinbarung beim Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen (NTFN e. V.), meinem neuen Auftraggeber, mit Verständnis und Zustimmung unterschreiben (NTFN 2018). Die folgenden Ausführungen basieren auf dieser Vereinbarung des Netzwerks.

1 Professionelle Dolmetscher_innen

Es wird erwartet, dass die Dolmetscher_innen professionell sind bzw. speziell fortgebildet sind. Gerade in der Psychotherapie kommt es vor, dass Dolmetscher_innen eine sogenannte sekundäre Traumatisierung erleben, da die Geschichten, die gehört und übersetzt werden, entweder grausam und furchteinflößend sind oder von den Dolmetscher_innen, die womöglich selbst Geflüchtete oder Gefolterte sind, auf die gleiche oder ähnliche Art erlebt wurden. Die Auftraggeber sollten Sorge dafür tragen, dass für Dolmetscher_innen – genauso wie für Behandelnde – Supervision angeboten wird, um das Gehörte zu verarbeiten.

Aus diesen Gründen sollte es strengstens verboten sein, dass z. B. Kinder als Dolmetscher_innen fungieren.

2 Schweigepflicht

Der Kern einer solchen Dolmetschervereinbarung ist die Schweigepflicht. Sie ist aus dem Grund wichtig, da sich Dolmetscher_innen und Patient_innen manchmal in den gleichen Gesellschaftskreisen bewegen. Ich habe für einen Mann in der Psychotherapie gedolmetscht, dort hat er seine Lebensgeschichte erzählt, die er womöglich noch nie jemandem erzählt hatte. Als ich ihm in einem anderen Kontext begegnete, wurde er kreideblass. Seine Angst, ich würde über sein Leben mit anderen Menschen plaudern, war nicht zu übersehen. Dagegen hilft, dass Therapeut_innen in der ersten Sitzung nicht nur Dolmetscher_innen, sondern auch Patient_innen darüber aufklären, dass Dolmetscher_innen auch der Schweigepflicht unterliegen und sich strafbar machen, wenn sie irgendetwas nach außen tragen. Als der erwähnte Patient gesehen hat, dass ich mich nach den Regeln der Schweigepflicht so verhalte, als ob ich ihn gar nicht kennen würde, war er sichtlich erleichtert. Wenn ich Patient_innen oder Klient_innen auf der Straße treffe, grüße ich nie zuerst. Wenn sie zum Beispiel in Gesellschaft sind, kann es sein, dass die Begleitung gar nicht weiß, dass die betroffene Person sich in Therapie befindet. Ich würde sie eventuell dadurch in Erklärungsnot bringen, wer ich sei.

3 Wahrung von Neutralität

Ich werde zwar von Therapeut_innen, Ärzt_innen oder Berater_innen zum Dolmetschen beauftragt, das heißt aber nicht, dass ich diese Personen in irgendeiner Form vertrete oder deren Meinung teile. So verhalte ich mich auch gegenüber den

Patient_innen oder Klient_innen. Das sind meistens meine Landsleute, aber das bedeutet nicht, dass ich mich für deren Angelegenheiten einsetze.

Ich bin beim Übersetzen neutral und ergreife keine Partei. Wahrung von Neutralität und Unparteilichkeit bzw. Allparteilichkeit sollte ein Gebot sein. Um das zu gewährleisten, komme ich zum Beispiel nicht zusammen mit den Patient_innen zum Termin, ich gehe auch nicht zusammen mit ihnen nach dem Termin aus dem Raum. Dadurch vermeide ich auch Situationen, in denen ich in persönliche Gespräche verwickelt werden könnte. Ich lehne jeglichen privaten Beziehungsaufbau ab. Das haben immer mehr Auftraggeber_innen auch begriffen, so dass sie mir, falls die Gegebenheiten das ermöglichen, einen separaten Warteraum anbieten. Ich höre oft von Kolleg_innen, dass sie gegen ihren Willen in Gespräche hineingezogen werden, weil sie es als unhöflich empfinden, die gestellten Fragen nicht zu beantworten.

4 Respektvoller Umgang

Zugegebenermaßen ist es nicht immer einfach, den Fragen der Klient_innen auszuweichen, ohne abweisend zu wirken. Ich handhabe es so, dass ich beim Warten eine Zeitschrift oder mein Mobiltelefon als Ablenkungsgegenstand benutze. Wenn die Befragung beginnt, lächle ich kurz freundlich, antworte sehr knapp und wende mich der Zeitschrift oder dem Telefon zu. Das freundliche Lächeln finde ich enorm wichtig. Ich möchte nicht arrogant wirken, jedoch gebe ich durch mein Verhalten ein deutliches Zeichen, dass ich am Plaudern nicht interessiert bin. Und das funktioniert. Ich sage immer liebevoll: „Ich erziehe meine Klient_innen“. Das kann ich konsequent durchziehen, weil ich der festen Überzeugung bin, dass dies den Patient_innen keinen Schaden zufügt.

5 Erwartungen und Ansprüche aneinander

Sollte ich aus meinem professionellen Wirkungskreis treten und privaten Kontakt mit den Patient_innen aufbauen, würde ich bei ihnen Erwartungen wecken, dass ich ihnen auch über meine tatsächliche Arbeit hinaus zur Verfügung stehe. Das würde mich mit der Zeit ganz sicher überfordern, frustriert und genervt wirken lassen und somit ein Nachteil für Patient_innen werden. In einem Fall hatte ich meine Telefonnummer – in Absprache mit der Ärztin – einer Patientin gegeben, da sie hochschwanger war, kein Deutsch sprach und eventuell ganz dringend einen Krankenwagen hätte brauchen können. Das Ergebnis war, dass ich Monate später

abends von ihrem Ehemann angerufen wurde. Er stand wohl an einer Supermarktkasse und sagte zu mir: "Kannst du der Kassiererin nur sagen, dass ich ein Guthaben von 5 € zum Aufladen brauche?" Ich habe freundlich geantwortet, dass ich das diesmal ausnahmsweise machen würde, aber dass er in Zukunft, falls er meine Übersetzungsdienste brauche, mich bitte über den Dolmetscherdienst kontaktieren müsse.

6 Verantwortungsgebiete von Therapeut_innen und Dolmetscher_innen

Der/die Therapeut_in trägt die Verantwortung für die Therapie

Um eine klare Rollenaufteilung zu schaffen, sollten die Auftraggeber_innen die erste Sitzung dazu nutzen, die Patient_innen bzw. die Klient_innen und die Dolmetscher_innen gegenseitig vorzustellen und die Grundregeln zu erklären. Wenn die Auftraggeber_innen ganz klar erklären, dass den Dolmetscher_innen vertraglich untersagt ist, zum Beispiel private Telefonnummern herauszugeben, wird dadurch verhindert, dass Patient_innen das Gefühl bekommen, dass die Dolmetscher_innen ihnen nicht helfen wollen.

Der/die Dolmetschende trägt die Verantwortung für die möglichst wortgetreue Übersetzung

Alles, was in so einem Gespräch erklärt wird, wird natürlich übersetzt, möglichst wortwörtlich bzw. wortgetreu. Ich bevorzuge Übersetzungen in der Ich-Form, da somit das Dolmetschen schneller erfolgt, Missverständnisse minimiert und die Gesprächspartner direkter miteinander kommunizieren können. Konkursives Dolmetschen ist vor allem in der Psychotherapie erforderlich. Simultanes Dolmetschen würde chaotisch und unruhig wirken. Wichtig ist, dass alles Gesprochene übersetzt wird, nichts weggelassen und auch nichts hinzugefügt wird, auch wenn es nicht immer einfach ist, nicht einzugreifen, wenn Dolmetscher_innen merken, dass etwas nicht oder falsch verstanden wurde. Falls eine Situation ausnahmsweise einer Erklärung bedarf oder eine Nachfrage gestellt wird, muss alles übersetzt werden, damit die Transparenz vorhanden ist.

7 Wissen und Verständnis für die Leistung des Anderen

Die Auftraggeber_innen sollten immer genau beobachten, welche Auffassungsgabe die Patient_innen bzw. die Klient_innen mit sich bringen und sich danach richten, welches sprachliche Niveau sie gerade wählen.

Einmal bediente sich eine Psychotherapeutin in ihrer Therapiesitzung einer Fantasiereise als Therapietechnik. Sie erklärte der Patientin, welchen Sinn eine solche Methode habe. Die Patientin nickte zum Zeichen, dass sie verstanden habe. Als die Therapeutin sie bat, die Augen zu schließen und sich einen schönen und sicheren Ort vorzustellen, wie zum Beispiel eine Insel mit Palmen und Blumen, schreckte die Patientin auf und sagte: „Ich möchte aber in Deutschland bleiben!“ Sie hat gedacht, wenn sie sich so eine Insel als einen sicheren Ort vorstellt, dass sie dahin abgeschoben werden würde. Ohne dass ich eingegriffen habe, merkte die Psychotherapeutin, dass die gewählte Methode für diese Patientin zu diesem Zeitpunkt aufgrund der drohenden Abschiebung nicht adäquat war. Das haben wir dann auch in unserem Nachgespräch, welches wir nach der Sitzung ohne Anwesenheit der Patientin hatten, besprochen.

8 Haltung gegenüber den Patient_innen

Die Therapeut_innen bemühen sich um direkte Ansprache und bauen Blickkontakt auf. Ich bin der Meinung, dass ich als Person bzw. als Persönlichkeit keine Rolle im Gespräch habe. Ich weiß schon, dass ich als Mensch eine bestimmte Präsenz im Raum ausstrahle und eine Wirkung erzeuge, ohne überhaupt etwas zu sagen. Mein Anspruch ist aber trotzdem, mich so zurückzunehmen, dass Therapeut_innen und Patient_innen direkt miteinander sprechen und dabei die Mimik und die Gestik des jeweils Anderen wahrnehmen können. Dadurch, dass ich den Blickkontakt zu den Patient_innen meide, „zwinge“ ich sie, die Therapeut_innen anzuschauen und dadurch den Therapeut_innen, und nicht mir, ihre Leidensgeschichte zu erzählen. Das ist nicht einfach, funktioniert aber nach einer gewissen Zeit. Die nonverbale bzw. die paraverbale Kommunikation sind insbesondere in der Psychotherapie wichtig. Ich empfinde meine Arbeit als gelungen, wenn ich merke, dass die beiden Parteien sich beim Sprechen gegenseitig Blickkontakt halten und mich dabei sogar „vergessen“. Da Patient_innen meistens automatisch beim Reden zu mir schauen, ist es hilfreich, wenn Therapeut_innen die Patient_innen auffordern, dass sie sie ansehen und nicht die Dolmetscherin. Auch hier gilt für mich, unbedingt darauf zu achten, dass ich für Patient_innen nicht abweisend oder arrogant wirke. Mein empathisches Auftreten und restlose Aufklärung seitens der Therapeut_innen schaffen es, für Patient_innen die beschriebenen Situationen verständlich und nachvollziehbar zu machen.

Therapeut_innensicht: Frauke Baller

Da ich mein Fach Psychologie im Ausland in anderen Sprachen studiert habe, konnte ich eigene Erfahrungen mit Multilingualität sammeln. Momente der Verunsicherung, des Nach-Worten-Suchens, des Missverstehens und des gemeinsamen Lachens, wenn man dann das Sprachchaos verstanden, Wortwitze und Gemeinsamkeiten erkannt hat, durfte ich erleben und lernte sie schätzen. Im Alltag geht es nicht um wortwörtliche, korrekte Eins-zu-Eins-Übersetzung, sondern um die Beziehung und den Wunsch, den anderen zu verstehen.

In meinen ersten Berufserfahrungen konnte ich erleben, dass Menschen einem weniger zutrauen, weil man die Sprache nicht wie seine Muttersprache beherrscht. Manche Kolleg_innen erkannten meinen Akzent und zogen Schlüsse bezüglich meiner Herkunft und der damit vermeintlich verbundenen Persönlichkeit. Häufig wurden mir Patient_innen aus „meinem Herkunftsland“ zugewiesen, da „wir“ uns bestimmt besser verstehen würden, schließlich seien wir derselben Abstammung. Unterschiede in Geschlecht, Alter, Ausbildungsniveau oder Migrationsprozess wurden dabei meist nicht beachtet. Diese Generalisierungen und Zuschreibungen empfand ich häufig als kränkend, aber so manches Mal war es auch schön, „anders“ zu sein. Zum Beispiel, wenn sich Patient_innen wünschten, von mir begleitet zu werden, weil ich „genauso komisch wie sie“ sprechen würde, weil auch sie andere Muttersprachen hatten. Es ist immer die Frage, an wem man sich orientiert.

Der sprachlich auffällige “Migrationsbonus” fehlte mir aber bei den Patient_innen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Hier wurde ich zur „Repräsentantin der Mehrheitsgesellschaft“, wie mir Kolleg_innen mit Migrationshintergrund wiederholt erklären. In der Klinik traf ich auf Dolmetscher_innen, die bereits seit Jahrzehnten in Deutschland lebten. Während ich mit dem Wunsch, Psychologie zu studieren, ins Ausland gegangen war, war keiner dieser Menschen nach Deutschland gekommen, um in psychiatrisch-psychotherapeutischen Gesprächen dolmetschen zu dürfen. In den meisten Fällen war die Dolmetschtätigkeit eher eine Notlösung, eine Flexibilität, die aufgrund der sozio-ökonomischen Situation von ihnen verlangt wurde. Viele von ihnen hatten Berufsausbildungen oder Studien in anderen Fachgebieten absolviert, waren Familienväter und deutlich älter als ich. Als Reaktion auf meine Verunsicherung las ich mich in Theorien zur Arbeit mit Dolmetscher_innen ein, prägte mir Sitzordnungen und Regeln

ein und beharrte auf „meiner wortwörtlichen!“ Übersetzung (vgl. NTFN 2018; Kluge 2018; Salman 2016). Glücklicherweise ist der Workload in den psychiatrischen Kliniken hoch und erfordert viel Flexibilität von seinen Mitarbeiter_innen, sodass ich diese „sture Phase“ relativ zügig aufgeben musste und mit der Hilfe einiger erfahrener (und geduldiger) Dolmetscher_innen und Kolleg_innen mehr begriffen habe. Zum Beispiel, dass die Konzentration eines dolmetschenden Menschen nach zwei Therapiegesprächen deutlich nachlässt und ich dies bei der Zusammenarbeit und Planung der Therapiegespräche berücksichtigen sollte. Oder dass Theorien zu Sitzordnungen berechtigt sind, aber eben nicht immer realisierbar und auch nicht immer ideal. Die Räume und Möbel wechseln und die Patient_innen haben unterschiedliche Beschwerden und Bedürfnisse. Unabhängig davon bleibt der erste Schritt immer der Vertrauensaufbau (vgl. Behrens und Calliess 2011).

9 Vertrauen

Aufbau einer tragfähigen therapeutischen Beziehung

Je nachdem, welcher Therapieschule der/die Therapeut_in angehört, wird dieser Prozess unterschiedlich genannt, die Essenz ist jedoch: Damit ich jemanden therapeutisch unterstützen kann, muss sich diese_r mir gegenüber öffnen können. Die therapeutische Beziehung ist der stärkste Wirkfaktor in der Psychotherapie (Schmidt-Traub 2003; Grawe 1994).

In der Regel fällt es Menschen leichter, sich auf eine neue Situation und neue Menschen einzulassen, wenn sie wissen, was sie erwarten können und was von ihnen erwartet wird. Das Aufklären über Regeln und Gesetze, wie oben beschrieben, ist dazu der erste Schritt. Zur Verdeutlichung, wer welche Rolle hat, ist es wichtig, dass der/die Therapeut_in über die Zusammenarbeit aufklärt. Damit signalisiert er/sie schon: „Ich trage Verantwortung für den Therapieverlauf“. Eine wichtige Information für den/die Patient/en_in.

Die Aufklärung über die unterschiedlichen Rollen ist eine Bestätigung und vielleicht auch Beruhigung für den/die Dolmetschenden/n. Denn viele Menschen, die Hilfe in Psychosozialen Zentren und psychiatrischen Kliniken suchen, haben gute Gründe dafür. Manche sind schwer traumatisiert, manche haben Halluzinationen, einige haben schwere Zwangs- und/oder Angsterkrankungen, verletzen sich selbst oder andere; und viele wissen nicht, ob und wie sie weiterleben sollen. All

diese Emotionen und Informationen aufzunehmen und gleichzeitig korrekt, möglichst wortgetreu zu dolmetschen ist eine sehr große Herausforderung. Der/die Dolmetschende muss die Möglichkeit haben, sich auf seine Übersetzung zu konzentrieren. Dafür muss er darauf vertrauen können, dass der/die Therapierende den Zustand des/der Patient/en_in im Blick hat. Und als Therapeut_in muss ich – besonders in schwierigen Situationen – darauf vertrauen können, dass der/die Dolmetschende sein/ihr Bestes tut, möglichst alles wortgetreu und inhaltlich stimmig zu vermitteln – auch mit der Kenntnis, dass ebendiese Ideale gegebenenfalls in Konflikt treten können.

Wenn der/die Therapierende und der/die Dolmetschende dieses Vertrauen ineinander ausstrahlen, kann sich der/die Dritte, um den es hauptsächlich geht, leichter auf die Situation einlassen.

Vorgespräch Therapeut_in und Dolmetscher_in

Wir, die Autorinnen, arbeiten seit mehr als fünf Jahren regelmäßig zusammen. Unsere Vorgespräche bestehen inzwischen meist aus einer freundlichen Begrüßung und dem Überreichen eines Glas Wassers. Die Signalwirkung bleibt aber: Wir beginnen die Therapiesitzung gemeinsam.

In neuen Konstellationen dient das Vorgespräch dazu, einen ersten Eindruck voneinander zu erhalten sowie knapp die Rolle, das Ziel und die Erwartungen aneinander zu klären. Häufig entgegen Kolleg_innen bei Fortbildungen, dass es „dafür keine Zeit“ gebe. Unsere Erfahrung zeigt, dass dies zu kurz gedacht ist. Wir empfehlen immer wieder: Nehmen Sie sich am Anfang ein paar Minuten Zeit, um zumindest einen Blick, einen kleinen Verbindungsmoment miteinander gehabt zu haben. Geschieht das nicht, kann es passieren, dass Missverständnisse und Irritationen das Gespräch scheitern lassen, unnötig verlängern oder zumindest sehr anstrengend machen. Dies spürt der/die Patient_in natürlich auch.

Nachgespräch Therapeut_in und Dolmetscher_in

Während in den Fortbildungen therapeutische Kolleg_innen oft das Vorgespräch für weniger praktikabel halten, wehren sich häufig die Dolmetschenden gegen das Nachgespräch. Die Patient_innen könnten den Eindruck bekommen, man spreche nach dem Gespräch schlecht über sie. Auch hier gilt: Aufklärung und Transparenz helfen.

Vertrauen zueinander entsteht nicht innerhalb von Sekunden. Ich muss mich auf den/die Dolmetschende_n verlassen können und er/sie auf mich. Beide werden in Therapieprozessen immer wieder verunsichert sein, dies bringt Therapie mit sich. Vertrauen entsteht nach meiner Erfahrung, indem man über Verunsicherungen und Irritationen offen spricht und gemeinsam einen Weg findet, mit diesen umzugehen. Die oben genannten erfahrenen und geduldigen Dolmetscher_innen

haben mir in Nachgesprächen ganze Sätze rückübersetzt und Sprachstrukturen erklärt. Nicht, weil ich die Sprachen lernen wollte, sondern weil ich mich versichern wollte, dass ich „die Kontrolle“ über die Therapiesituation habe.

Viele therapeutische Kolleg_innen befürchten, dass zu viel in der Übersetzung verloren geht, dass sie das Gespräch nicht mehr leiten und kein Gespür für den/die Patient/en_in bekommen. Leider wird diese teils berechtigte Angst häufig in Vorwürfe und Unterstellung gegenüber Dolmetscher_innen verpackt, die sich daraufhin verständlicherweise schlecht behandelt fühlen. Dies wird häufig in die Therapie mit hineingetragen – mit unvorteilhaften Effekten für die Atmosphäre. Andersherum können Dolmetscher_innen auch Fragen und Hinweise zu psychischen Erkrankungen und Behandlungstechniken im Nachgespräch ansprechen. Einige Symptome und Verhaltensweisen der Patient_innen können verunsichern. Genauso kann das Verhalten der_des Therapierenden auf den/die Dolmetscherin irritierend wirken. Ein gutes Beispiel dafür ist die Suizidalitätsabklärung. Mir ist bisher kaum eine Kultur oder Gesellschaft bekannt, in der leicht, offen und respektvoll über den Freitod gesprochen wird. Suizidalität ist aber für viele Menschen ein wichtiges Thema, mit dem sie sich häufig alleingelassen fühlen. Nicht offen mit Anderen über lebensmüde Wünsche, Vorstellungen und Fantasien oder drängende Pläne sprechen zu können, verstärkt die Einsamkeit, sodass die Wahrscheinlichkeit eines Suizids eher steigt, während das offene, wertfreie Fragen nach Suizidalität erwiesenermaßen Menschen *nicht* „auf den falschen Gedanken bringt“. Suizide werden nicht begangen, weil uns jemand danach gefragt hat (vgl. Blades et al. 2018; Kerkhof und van Luyn 2010). Viele Dolmetscher_innen tun sich jedoch mit diesem Thema schwer, manche erleben es selbst als Sünde diese Worte und Fragen auszusprechen und einige weisen in den Nachgesprächen auf das Tabu hin, das „in ihrer Kultur“ diesbezüglich bestehe. Das Aussprechen dieser Unsicherheiten und Zweifel in den Nachgesprächen ist für die therapeutische Zusammenarbeit wichtig. Es kann ein hilfreicher Hinweis des Dolmetschers/der Dolmetscherin sein, dass dies im Lebenskontext des/der Patient/en_in anders beurteilt wird. Wenn er/sie dies jedoch in der Sitzung mit dem/der Patient/en_in einwirft, ist es ein Störfaktor. Denn da geht es ausschließlich darum, wie die Hauptperson (der/die Patient_in) die Fragen empfindet und darauf reagiert.

10 Fürsorgepflicht

Die sogenannte Suizidalitätsabklärung ist Teil meiner therapeutischen Fürsorgepflicht. Ich trage ab der ersten Sitzung eine Verantwortung gegenüber der Person, die sich bei mir in Behandlung begibt. Ich darf ihr nicht schaden, muss abwägen,

welche therapeutischen Techniken wann einsetzbar sind und muss sie im Notfall auch vor sich selbst schützen (z. B. durch eine Klinikeinweisung). Dabei gilt aber auch immer, dass die Autonomie des Menschen so gut wie möglich gewahrt bleiben muss. Somit hindern mich Dolmetscher_innen, die Fragen nach suizidalen Gedanken in den Sitzungen verweigern oder umschreiben, daran meine Arbeit zu leisten. Aber auch Dolmetscher_innen, die den Patient_innen Ratschläge geben oder die Schweige- oder Abstinenzpflicht nicht wahren, bringen mich in Konflikt mit meiner Berufsethik und -ordnung.

In Therapieausbildungen werden die angehenden Therapeut_innen auf das Risiko selbst psychisch zu erkranken, z. B. einen Burn-out zu entwickeln oder sekundär traumatisiert zu werden, inzwischen routiniert hingewiesen. Es gibt einige Studien, die das Risiko bestätigen, aber auch Hinweise darauf, dass gerade traumatherapeutisch ausgebildete Therapeut_innen sich heutzutage besser davor schützen können, da sie in den Ausbildungen Techniken zum Eigenschutz und der Selbstfürsorge gelernt haben (vgl. Daniels 2019 und Spangenberg 2019). Trotzdem ist es unter Therapeut_innen Konsens, dass regelmäßige Inter-/Supervision und Fortbildung wichtig sind. Bei all dem Wissen muss mir bewusst sein, dass ich in der Therapie zu dritt einen weiteren Menschen beteiligt habe, der all diese Techniken und Übungen vielleicht nicht kennt, der aber alle Traumaerzählungen (darunter Foltererfahrungen, Missbrauch, Verlust von Familienangehörigen) nicht nur hört, sondern auch in eine andere Sprache überträgt. Ich brauche diese Person, um therapieren zu können. Und der/die Patient_in braucht die Möglichkeit, seine Erlebnisse benennen/ausprechen zu können. Dies ist nur möglich, wenn auch mit dem/der Dolmetschenden achtsam umgegangen wird (vgl. Schriefers und Hadzic 2018).

In Psychotherapien kommen häufig fehlende Selbstfürsorge und Achtsamkeit zur Sprache. Hier hilft das Prinzip „Lernen am Modell“. Ein achtsamer und respektvoller Umgang mit sich und seinen (dolmetschenden) Kolleg_innen ist Teil der Therapie. Und: Distanzierungs-, Entspannungs- und Stabilisierungsübungen machen alle mit, denn sie tun nicht nur der/dem Patient/en_in gut.

11 Selbstwirksamkeit

Ein wichtiger Schritt im Genesungsprozess ist die Stärkung der Selbstwirksamkeit. Idealerweise nimmt das Selbst- und Krankheitsverständnis des/der Patient/en_in im Verlauf der Therapie zu und hilft dabei, selbst die Veränderungen zu bewirken, die er/sie benötigt. Diese Stärkung beginnt bereits in kleinen, alltäglichen Schritten. Dafür ist es für den/die Patient/en_in wichtig über

genügend Kontextinformationen und -verständnis zu verfügen, um die eigenen Handlungsmöglichkeiten zu erkennen. Dies ermöglichen Therapeut_innen und Dolmetscher_innen, wenn sie auch den Raum geben, selbst zu entscheiden und zu handeln. Ein_e Dolmetscher_in, die dem/der Patient/en_in auch nach Jahren in Alphabetisierungskursen automatisch die Termine einträgt, weil der/die Patient_in dies nicht könne, trägt nicht zur Förderung der Selbstständigkeit bei.

Selbstwirksamkeit im Dreier-Setting beginnt aber auch schon in den ersten Minuten zu dritt. Alle drei Personen im Raum verständigen sich auf ein „Stopp-Zeichen“, z. B. ein Handzeichen aus dem Mannschaftssport. Jede_r im Raum darf anzeigen, wenn der/die andere ihm zu viel spricht, man eine Übersetzung oder eine Pause benötigt. Alle drei sind verantwortlich für den Gesprächsfluss.

12 Therapieprozess

Therapieprozesse sind in der Regel nicht gradlinig. Häufig folgen auf Stabilisierungsphasen erneut Phasen der Verunsicherung und Veränderung. Deshalb haben wir im Folgenden nur eine grobe Unterteilung des komplexen Therapieprozesses erstellt, anhand der wir die Dynamiken in der Therapie zu dritt schildern wollen.

Zunächst geht es darum ein Gespür für das Setting und die anderen Personen zu entwickeln. Wie lange dauern die Gespräche, wie ähnlich ist der Dialekt der Sprache, wie klingt die Stimme? Wie klingt die Sprache? Wie viele Minuten ohne Übersetzung halte ich aus? Wie viel schwingt die dritte Person mit? Wie viel kann sich die dolmetschende Person merken, wer sieht wen an? In dieser Anfangsphase ist die Kontinuität besonders wichtig. Häufige Dolmetscher_innenwechsel führen zu Verunsicherungen, aber auch inkonsequentes Verhalten von Behandler_innen- oder Dolmetscher_innenseite fällt auf und verwirrt. Wenn Dolmetscher_innen und Therapeut_innen sich über ihre unterschiedlichen Rollen einig sind und sich dementsprechend verhalten (und gemeinsam reflektieren können), bietet diese Phase eine gute Möglichkeit, das Interaktionsverhalten des/der Patient/en_in zu beobachten, diagnostische Rückschlüsse zu ziehen und therapeutisch aufzugreifen. Dies fordert jedoch auch die Bereitschaft des Dolmetschenden, sich einer Situation auszusetzen, in der über den Umgang mit ihm/ihr gesprochen wird, in der/die Dolmetschende also bewusst für die Therapie genutzt wird (vgl. Kluge 2018).

Idealerweise ist dies die Phase des Sich-aufeinander-Einstellens oder auch des Mitschwingens, in einen gemeinsamen Rhythmus kommen, in der die Basis für eine erfolgreiche Therapie geschaffen wird.

Wenn man sich in den letzten Jahren mit Therapieangeboten für Geflüchtete beschäftigt hat, konnte man merken, wie lösungsorientiert und manualisiert viele Ansätze sind. Manchmal wirkt es, als wolle man möglichst viele effektive Techniken dem erlebten Leid entgegensetzen und Menschen in kürzester Zeit von den Traumafolgen befreien. Abgesehen davon, dass es eine anmaßende Vorstellung ist, dass man innerhalb von Kurzzeittherapien das Leiden unter massiven Menschenrechtsverletzungen und inhumaner Migrationspolitik auflösen könne, wird dabei häufig ein wichtiger Teil von Psychotherapie unterschlagen. Der Teil, in dem an den Möglichkeiten der Therapie gezweifelt wird, unangenehme Gefühle und Gedanken auf das Gegenüber projiziert und Stellvertreterkonflikte ausgetragen werden. Abwehrmechanismen und Widerstand kennt jeder Therapeut und jede Therapeutin. Bei der Posttraumatischen Belastungsstörung ist das Vermeidungsverhalten des/der Patient/en_in sogar ein Kriterium zur Diagnose der Erkrankung (DSM-V). Unzuverlässigkeiten in der Wahrnehmung der Termine oder bei der Erfüllung der Hausaufgaben in der Verhaltenstherapie gehören deshalb zur Therapie. Die Kunst ist es, die Hoffnung und Motivation des/der Patient/en_in zu wecken und zu erhalten, auch wenn Behandlungserfolge zunächst minimal sein sollten. Dies ist manchmal schwer auszuhalten. Für alle Beteiligten.

Für Dolmetscher_innen ist es wichtig, auch darauf vorbereitet zu sein. Ein/e Dolmetscher_in, der/die genervt das Gesicht verzieht, weil der/die Patient_in „schon wieder das Gleiche erzählt oder ihm/ihr meine Frage nochmal erklärt, weil er/sie daran vorbeiantwortet (dies könnten Zeichen von Vermeidungsverhalten sein, macht er das bewusst oder unbewusst?) setzt den/die Patient_in eher unter Druck, als dass er/sie hilft. Auch eine Verbrüderung des/der Dolmetschenden mit dem/der Patient/en_in gegen den/die Therapeut/en_in, damit sie/er endlich versteht, wie sehr der/die Patient_in leidet, führt in der Regel nicht zu einer wirkungsvolleren therapeutischen Beziehung.

Um die Motivation zu steigern oder Prozesse zu verdeutlichen, ohne dabei belehrend zu wirken, nutzen einige Therapeut_innen den sog. sokratischen Dialog. Auch, wenn ich herausfinden möchte, wie mein Patient oder meine Patientin über bestimmte Themen denkt, stelle ich manchmal Fragen, die auf eine/n Dolmetscher_in unnötig oder sogar ungebildet und unwissend wirken können. Dies sind aber keine Aufforderungen an die Dolmetschenden, mir im Beisein des/der Patient/en_in Kurzvorträge z. B. über “den Islam” oder “die orientalische Kultur” zu halten. Mich interessiert die Sichtweise und Erfahrungswelt meiner/es Patient/en_in in diesem Moment und der/die Dolmetschende ermöglicht idealerweise, dass er/sie mir davon berichten kann. Falls Fragen an den/die Dolmetschende_n bestehen oder diese/dieser wichtige Informationen vermitteln möchte, ist dies in den Nach- oder Vorgesprächen möglich. Allerdings sollte man darauf achten, dass

dies nicht in Richtung Generalisierungen bzgl. bestimmter Menschengruppen geht (vgl. Oestereich und Hegemann 2009 und Wolf und Özkan 2012).

Wenn sich Bedenken und Zweifel bzgl. der Therapie lösen oder zumindest lindern lassen, folgt eine ehrliche, konfrontierendere weitere Phase, in der traumatische Erlebnisse (falls vorhanden), Diskriminierungserfahrungen, Ängste und Probleme zur Sprache kommen. Da es sich meistens um scham- und schuldbesetzte Themen handelt, ist die professionelle Haltung und die Einigkeit von Dolmetschenden und Therapierenden enorm wichtig. In den Vor- und Nachgesprächen geht es dann mehr um die therapeutischen Techniken, d. h.: was ist für die Sitzung geplant, worauf kommt es an. Häufig ist es hilfreich, wenn die Dolmetschenden schon vor der Sitzung die Übersetzung einer Anleitung vorbereiten können. Beispielsweise sind die klassischen Stabilisierungsübungen bei traumatischen Erinnerungen besonders formuliert und relativ lang. Dies aus dem Stegreif heraus zu übersetzen und dabei Ton, Geschwindigkeit und Lautstärke richtig zu treffen ist eine große Herausforderung für viele Dolmetscher_innen. Bei Traumakonfrontationstechniken ist es wichtig, vorher abzusprechen, was das Ziel ist und wie sich der/die Dolmetschende während der Konfrontation schützen kann. Besonders in dieser Situation ist es gut, dass der Blick des/der Dolmetschenden nicht auf dem/der Patient/en_in liegt. Dies kann die Distanzierung von den Traumainhalten erleichtern, denn der/die Dolmetschende spiegelt nicht automatisch die Mimik und Körperhaltung des Patienten/der Patientin und kann mehr "bei sich" bleiben.

Bei der Dolmetschung eines Traumanarrativs, wie zum Beispiel einem Bericht von Folterungen, muss ich meine/n Patient_in konzentriert im Blick haben und die wichtigsten Dinge übersetzt bekommen (also den Bericht auch stoppen können und Überflutungen verhindern). Die dolmetschende Person muss darauf vorbereitet sein, so wie der/die Patient_in. Einige Dolmetschende switchen beim Dolmetschen von Traumainhalten in die indirekte Rede, um mehr emotionale Distanz zu schaffen. Bewusst eingesetzt kann dies eine gute Methode sein. Therapeut_innen sollten diese Veränderung im Nachgespräch thematisieren und klären, ob es sich um eine bewusste Entscheidung handelte, die das Kontrollvermögen des Dolmetschenden in der Situation erhöhte.

13 Chancen der Psychotherapie zu dritt

Bei guter Vor- und Nachbereitung dieser Art von therapeutischer Arbeit mit Dolmetschung kann sich eine überraschende Dynamik ergeben: Der therapeutische Effekt wird durch die dritte Person im Raum sogar multipliziert! Gerade nach

traumatischen Erlebnissen steht häufig die Anerkennung des Leids als Bedürfnis im Vordergrund. Die Möglichkeit diese Erlebnisse in der Muttersprache zu berichten, Wörter für das Erlebte zu finden und dann noch jemanden zu haben, der noch mehr Wörter dazu findet, es sogar in eine andere Sprache vermittelt, ist etwas Wertvolles. Das Erfahrene wird in beiden Sprachen ausgesprochen und damit hörbar und verständlicher gemacht. Diese Momente sind meistens für alle drei berührend und besonders. Die besten Heilungsmöglichkeiten nach traumatischen Erfahrungen sind positive Beziehungserfahrungen. Dies ist eine besonders positive, wertschätzende Erfahrung. Gemeinsam die Trauer und Schwere im Raum aushalten – und dann auch wieder gemeinsam die Leichtigkeit finden, das ist großartig.

Genauso wertvoll ist das gemeinsame Feiern von Erfolgen. Freude mit zwei Menschen teilen, stolz von Fortschritten berichten zu können, das positive Mitschwingen bei der Dolmetschung zu hören – oder auch der dolmetschenden Person sagen zu können: „Das kann ich selbst sagen“ – diese Momente sind die Schätze der Psychotherapie zu dritt.

Literatur

- Behrens, K., & Calliess, IT. (2011). Psychotherapeutischer Beziehungsaufbau im interkulturellen Erstkontakt. *Psychotherapeutenjournal* 1, S 13–21.
- Blades, C.A., Stritzke, W.G.K., Page, A.C. & Brown, J.D. (2018). The benefits and risks of asking research participants about suicide: a meta-analysis of the impact of exposure to suicide-related content. *Clinical Psychology Review* 64, S 1–12.
- Daniels, J. (2019). *Fortbildungsinstitut für Sekundärtraumatisierung*. www.sekundaertraumatisierung.de Zugegriffen: 12.02.2020
- Hegemann, T., & Oestereich, C. (2009). *Einführung in die interkulturelle systemische Beratung und Therapie*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Kerkhof, A., & van Luyn, B. (2010). *Suicidepreventie in de praktijk*. Houten: Bohn Stafleu van Loghum.
- Kluge, U. (2018). Sprach- und Kulturmittler im interkulturellen psychotherapeutischen Setting. In W. Machleidt, U. Kluge, M. Sieberer, & A. Heinz (Hrsg.), *Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie* (S. 169–175). Amsterdam: Urban & Fischer Verlag/Elsevier GmbH.
- NTFN – Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. (2018). 3. Aufl. *Psychotherapie zu dritt*.
- Orlinsky, D. E., Grawe, K., & Parks, B. K. (1994). Process and outcome in psychotherapy. In A. E. Bergin & S. L. Garfield (Hrsg.), *Handbook of Psychotherapy and Behavior Change* (S. 143–189). New York: John Wiley & Sons.

- Salman, R. (2016). Vermittler zwischen Sprachen und Kulturen. In T. Hegemann & R. Salman (Hrsg.), *Handbuch Transkulturelle Psychiatrie* (S. 199–215). Köln: Psychiatrie Verlag.
- Schmidt-Traub, S. (2003). Schwerpunktthema: Der Patient in der Psychotherapie. Therapeutische Beziehung – ein Überblick. *Psychotherapeutische Praxis*, 3, 111–129.
- Schriefers, S., & Hadzic, E. (2018). *Sprachmittlung in Psychotherapie und Beratung mit geflüchteten Menschen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Spangenberg, E. (2019). *Behutsame Trauma-Integration (TRIMB)* (4. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wolf, V., & Özkan, I. (2012). Dolmetschen in der Psychotherapie – Ergebnisse einer Umfrage. *Psychotherapeutenjournal*, 4, 325–328.

Frauke Baller M.Sc. klinische Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin; Mitglied des wissenschaftlichen Beirats und ehem. therapeutische Leitung des Psychosozialen Zentrums des Netzwerks für traumatisierte Flüchtlinge in Niedersachsen e.V. (NTFN e.V.). Mitglied der Forschungsgruppe Soziale & Transkulturelle Psychiatrie und Psychotherapie der Medizinischen Hochschule Hannover.

Brankica Ott M.A., ursprünglich aus dem ehemaligen Jugoslawien/Bosnien und Herzegowina. Abgeschlossenes Studium der Germanistik und Philosophie an der Leibniz Universität Hannover. Staatlich geprüfte und allgemein beeidigte Dolmetscherin und Übersetzerin für bosnische und serbische Sprache/Landgericht Hannover. Mehr als 20 Jahre Erfahrung im Dolmetschen im psychosozialen Bereich.



Dolmetschen in der Asylanhörung. Erkenntnisse der „Berliner Initiative“ und ihr Transfer auf andere Settings

Henrieke Markert

Zusammenfassung

Der Artikel stellt die Berliner Initiative und ihre Arbeit vor. Die Initiative ist ein freier Zusammenschluss professioneller Dolmetscher_innen und weiterer Fachleute, die sich für gutes Dolmetschen im Gemeinwesen engagieren, mit dem Ziel, eine gleichberechtigte, sprachlich präzise und kulturell angemessene Kommunikation zu fördern. Was das in der konkreten Dolmetschsituation bedeutet und wie diese am besten in einem Bereich gewährleistet werden kann, in dem größtenteils nicht ausgebildete Dolmetscher_innen arbeiten, damit setzt sich die Initiative seit ihrer Gründung auseinander. Für das Pilotprojekt am Bundesamt für Migration und Flüchtlinge wurden die allgemeinen Qualitätsstandards des Dolmetschens im Hinblick auf die Situation der Asylanhörung reflektiert und die daraus gewonnenen Erkenntnisse seitdem für andere Settings im Gemeinwesen weiterentwickelt.

Schlüsselwörter

Community Interpreting • Dolmetschen • Gemeinwesen • Qualitätsstandards • Asylanhörung

1 Einführung

Was heißt professionelles Dolmetschen im Gemeinwesen und warum ist es wichtig? Was bedeuten die ethischen Grundsätze des Berufsstandes für die Praxis

H. Markert (✉)

buerozwei Übersetzerinnenkollektiv, Berlin, Deutschland

E-Mail: hm@buerozwei.berlin

solcher Settings? Mit diesen Fragen setzt sich seit 2016 die Berliner Initiative (BI), eine Gruppe professionell ausgebildeter Dolmetscher_innen, auseinander. Ausgehend von der eigenen Expertise, gespeist aus akademischem Wissen, Praxiserfahrung und der aktuellen Forschung wurden die berufsethischen Prinzipien des Dolmetschens im Hinblick auf die Asylanhörnung reflektiert und ein Schulungskonzept für Laiendolmetscher_innen entwickelt, das auch auf andere Dolmetschsettings im Behörden- und Gemeinwesen anwendbar ist. Dabei ist die praktische Auseinandersetzung mit berufsethischen Prinzipien für deren tiefgehendes Verständnis und Umsetzung unabdingbar. Nur ihre Beachtung kann eine möglichst direkte Kommunikation zwischen den Gesprächsparteien ermöglichen. Möglichst direkt, weil Dolmetscher_innen mit ihren Stimmen, Körpern, Gefühlen und Gedanken anwesend sind und damit automatisch die Situation beeinflussen. Nach Auffassung der BI und der Berufsverbände besteht die Aufgabe der/des Dolmetschenden in einer möglichst unparteiischen und wertungsfreien, präzisen und vollständigen Übersetzung des Gesagten in eine andere Sprache. Um diese Aufgabe gut zu erfüllen, braucht er/sie ein hohes Maß an Selbstreflexion und ein klares Verständnis der eigenen Rolle.

Die Notwendigkeit für Behörden, aber auch für nichtstaatliche Stellen, mit Sprecher_innen einer anderen als der offiziellen Sprache zu kommunizieren, leitet sich aus der Anerkennung der Europäischen Menschenrechtskonvention, der Genfer Flüchtlingskonvention ab sowie aus dem Anspruch, gesellschaftliche Gleichberechtigung und Teilhabe für alle zu ermöglichen.¹

2 Die Berliner Initiative

Die Berliner Initiative für gutes Dolmetschen rund um Asyl und Migration hat sich 2016 als ein ehrenamtlicher Zusammenschluss von akademisch ausgebildeten Dolmetscherinnen und Dolmetschern gegründet. Die gestiegene Zahl der Asylanträge warf damals im Kolleg_innenkreis die Frage nach der Qualifikation und Arbeitsweise der Dolmetscher_innen in den mit Migration befassten Behörden auf. Nach einem ersten Aufruf in Kolleg_innenkreisen und in den Berufsverbänden BDÜ (Bundesverband der Dolmetscher und Übersetzer e. V.) und AIIC (Association Internationale des Interprètes de Conférence) initiierte die Konferenzdolmetscherin und AIIC-Mandatsträgerin für Dolmetschen im Flüchtlingswesen Kristin von Randow (2019) eine selbstorganisierte Gruppe, die sich

¹Alle hier präsentierten Überlegungen und Erkenntnisse sind ein Gemeinschaftsprodukt der BI-Mitglieder.

zum Ziel setzte, die im Migrationsbereich dolmetschenden Laien-Kolleg_innen durch die Vermittlung von berufsständischem Wissen in ihrer Arbeit zu unterstützen. Denn dabei handelt es sich bis heute größtenteils um Autodidaktinn_en, da es für die in der Geflüchtetenarbeit benötigten Sprachkombinationen in Berlin und Deutschland insgesamt nur sehr wenige ausgebildete Dolmetscher_innen gibt. Ausgebildet heißt, dass die Dolmetscher_innen über einen Hochschulabschluss im Fach Dolmetschen verfügen oder aber die staatliche Dolmetsch-Prüfung in einem Bundesland bestanden haben. Ohne eine Ausbildung besteht die Gefahr, dass eine Dolmetscherin die Komplexität ihrer Aufgabe nicht erfasst, keine Klarheit über die eigene Rolle hat und diese auch nicht gegenüber den Gesprächsparteien vertreten kann. Ein Mangel an Expertise kann zu Unsicherheit führen, was die Gefahr erhöht, sich unter Druck setzen zu lassen und dolmetschfremde Rollen anzunehmen. Wenn man nicht weiß, welche Rahmenbedingungen eine gute Verdolmetschung ermöglichen, kann man diese auch nicht einfordern. Zudem wird das Dolmetschen in CI-Settings, d. h. das Dolmetschen im Behörden-, Gemein- und Gesundheitswesen, oft noch nicht als professionelle Dienstleistung wahrgenommen und anerkannt.

Diese Sichtweise spiegelt sich auch in der akademischen Konferenzdolmetscher-Ausbildung wider, wo der Bereich „Community Interpreting“ kaum Berücksichtigung findet. Dennoch arbeiten einige Absolvent_innen dieses Faches später auch in Settings des Gemeinwesens und müssen mit der sozialen Komplexität und hierarchischen Konstellation solcher Gespräche umzugehen wissen. Dazu gehören Vernehmungen bei der Polizei mit Vergewaltigungsopfern, Hilfefunktionen beim Jugendamt mit suchtkranken Eltern oder Arztgespräche, bei denen eine unheilbare Diagnose mitgeteilt wird. Und selbst wenn ein/e Dolmetscher_in noch nie im Behörden- oder Gemeinwesen gedolmetscht hat, wird er/sie es früher oder später mit Dolmetschsituationen zu tun haben, die emotional sehr belastend sein können, wie z. B. eine Preisverleihung für engagierten Journalismus, bei der ein Film über eine Genitalverstümmelung gezeigt wird, oder eine Konferenz zum Jahrestag des Genozids in Ruanda, auf der Zeugen eines Massakers berichten. Das sind lediglich einige Beispiele aus der Praxis der BI-Mitglieder.

Auch wenn viele ausgebildete Dolmetscher_innen im Studium nicht ausreichend auf solche Situationen vorbereitet werden, verfügen sie doch im Vergleich zu ihren nicht ausgebildeten Kolleg_innen über das grundlegende Rollenverständnis beim Dolmetschen, beherrschen die Technik und kennen die berufsethischen Werte Integrität und Verschwiegenheit, Neutralität, Präzision und Vollständigkeit. Ziel der Initiative ist es, diese Werte und Kenntnisse mit Blick auf die spezifischen Herausforderungen des Settings Asylanhörng zu reflektieren und anzuwenden.

3 Die Asylanhörnung als besonderes CI-Setting

Das Dolmetschsetting Asylanhörnung gehört zum sogenannten *Community Interpreting* (CI),² dem in erster Linie Settings im institutionellen, behördlichen Bereich wie bei Gericht, Polizei, Jugendamt, Jobcenter, Schule, Krankenhaus u. ä. zugeordnet werden, zu dem aber auch nichtbehördliche Belange wie Mietvertragsabschlüsse oder eine psychotherapeutische Behandlung gehören.³ Diese Settings unterscheiden sich vom klassischen Konferenzdolmetschen durch eine mehr oder weniger starke Machtasymmetrie, die natürlich auch die Sprecher_innen der offiziellen Landessprache betrifft, aber im Falle von Minderheiten, deren Herkunft eventuell mit Vorurteilen behaftet ist, noch stärker in Erscheinung tritt.⁴ Im Bereich der Justiz und der Behörden ist diese Asymmetrie am offensichtlichsten, aber in allen CI-Settings spielt die Hierarchie kontinuierlich in die Beziehungsebene der Akteur/e_innen mit hinein. Hinzu kommt das Informationsgefälle zwischen den Vertretern der Behörde oder Institution und der Privatperson, die weniger Kenntnis über Rechtslage, Verfahren und institutionsspezifische Fachtermini hat. Für die Sprecher_innen der Mehrheitsgesellschaft sind diese bisweilen ebenso schwer zu verstehen, allerdings sind diese trotzdem besser in der Lage, sich über ihre Rechte zu informieren, und insgesamt besser mit dem jeweiligen System vertraut.

In der Asylanhörnung kommt dieses Macht- und Informationsgefälle in zugepitzter Form zum Tragen, da die Entscheidung der Behörde von existenzieller Bedeutung für die Antragsteller_innen ist. Pöllabauer (2005, S. 53 ff.) beschreibt die Auswirkungen dieser strukturellen Ungleichheit auf die Kommunikationssituation, deren Akteur/e_innen unterschiedliche Gesprächsziele verfolgen. Als vorrangiges Ziel der Entscheider kann wohl eine schnelle und effiziente Kommunikation gelten, die zur Feststellung institutionell definierter, objektiver Sachverhalte führt. Das Hauptziel der/des Antragsteller/s_in ist die glaubwürdige

²Im deutschsprachigen Raum gibt es noch keinen Konsens über eine deutsche Entsprechung dieses englischen Begriffs, der die vielen unterschiedlichen Bereiche abdeckt. (Vgl. Pöllabauer 2005, S. 50 ff.). Aus diesem Grund setzt sich der englische Begriff mittlerweile auch im Deutschen zunehmend durch.

³In der Forschung besteht indes keine Einigkeit darüber, ob das Dolmetschen bei Gericht nicht als gesondertes Handlungsfeld zu betrachten ist, da es einerseits eine bestimmte Voraussetzung gibt (Beeidigung) und andererseits bereits eine gewisse Professionalisierung stattgefunden hat. (Vgl. Pöllabauer 2005, S. 22.)

⁴Nicht nur die Sprachbarriere trägt zum Machtungleichgewicht zu Ungunsten der Asylbewerber_innen bei, sondern auch, wie sehr der- oder diejenige mit den Argumentationsstrukturen des Aufnahmelandes vertraut ist und somit ein adäquates Bild eines/r Geflüchteten skizzieren kann. (Vgl. Barsky 1996, S. 59 f.)

Darstellung ihrer/seiner Situation und die Anerkennung des Flüchtlingsstatus. Als primäres Ziel der Dolmetscher_innen kann eine reibungslose Kommunikation angenommen werden. Die Gesprächsführung obliegt den Behördenvertreter_innen, die bestimmte Einzelschritte so lange wiederholen können, bis die gewünschte Information vorliegt. Sie allein besitzen die Autorität, die Aussagen des/der Antragsteller/s_in als Wahrheit zu definieren: „Während es den BehördenvertreterInnen jedoch zugestanden wird, sämtliche Äußerungen der KlientInnen mit Misstrauen zu behandeln, wird von den KlientInnen erwartet, dass sie die Wahrheitstreue der Mitteilungen der BehördenvertreterInnen nicht in Zweifel ziehen.“ (Pöllabauer 2005, S. 64). Pöllabauer (2005, S. 71) spricht mit dem Verweis auf die strikte Reglementierung des Verfahrens, die Frage-Antwort-Struktur, die für Antragsteller_innen meist nur das Antworten auf von der anderen Seite initiierte Fragen zulässt, und dem sich daraus ergebenden geringen Handlungsspielraum von einer Zwangssituation.

Für Dolmetscher_innen bedeutet ein solches Machtgefälle ein kontinuierliches Oszillieren zwischen zwei diametral gegensätzlichen Haltungen, die sie beide mit gleichem Engagement vertreten sollen und zu denen ihre eigene noch hinzukommt. Bahadır (2010a, S. 28) weist in dieser Hinsicht auf einen in der Dolmetschwissenschaft wenig beachteten Aspekt hin: „The interpreter perceives, listens, sees and speaks in the name of the other, but in both the language of the symbolically and/or practically oppressed Other and the language of the oppressor. As there can be no neutral part in mis/communication and as there is no objective way of perceiving, analyzing, and processing information and emotions [...], the professional interpreter has to position herself.“ Ein großes Machtgefälle zwischen den Gesprächsparteien erhöht die Zweifel beider Seiten gegenüber der Integrität der Dolmetscherin. Beide fürchten, dass sie sich mit der anderen Seite verbünden und damit zu ihren eigenen Ungunsten agieren könnte. Für eine erfolgreiche Verdolmetschung aber ist das Vertrauen beider Gesprächspartner unabdingbar.

In ihrer Untersuchung gedolmetschter Asylanhörungen in Österreich konnte Pöllabauer (2003, S. 7) nachweisen, dass Dolmetscher_innen in Asylanhörungen oft diskrepante und nicht klar voneinander abzugrenzende Rollen übernehmen, die selten mit der in den Berufskodizes definierten übereinstimmen.

Aus berufspraktischer Sicht stellt sich somit die Frage, wie die berufsethischen Werte und Standards des Dolmetschens in CI-Settings umgesetzt werden können, wo deren Beachtung ungleich schwerer ist als auf Konferenzebene, denn hier kommunizieren die Gesprächspartner_innen meistens auf gleicher Augenhöhe und haben ähnliche Motivationen, und emotional belastende Sachverhalte sind eher die Ausnahme. Hier liegt beiden Parteien normalerweise in gleicher

Weise an der Verständigung. Außerdem wird die Dolmetscherin in Konferenz-Settings viel mehr in ihrer Rolle und Funktion gesehen und es wird viel weniger bis gar nicht die Erfüllung dolmetschfremder Aufgaben, wie beispielsweise Hilfe bei der Darlegung des Anliegens auf der einen und Hilfe bei der Beurteilung einer Aussage auf der anderen Seite, von ihr erwartet. Beim Simultandolmetschen ist schon durch die Kabinentechnik oder eine Personenführungsanlage eine räumliche Distanz gegeben und z. T. sogar so groß, dass die Nutzer_innen der Dolmetschleistung die Dolmetscher_innen nicht sehen können, sodass eine direkte Interaktion zwischen ihnen gar nicht möglich ist.

Im Community Interpreting hingegen sind Dolmetscher_innen im Hinblick auf die berufsethischen Werte viel mehr gefordert. Aus professioneller Perspektive erscheint das selbstverständlich, ist es aber weder für ungeschulte Nutzer_innen von Dolmetschleistungen noch für Laien-Dolmetscher_innen. Durch die Tatsache, dass sich eine Partei stets in einer prekären Bittsteller-Position befindet und die andere stets in einer prüfenden Entscheider-Position, ist die Gefahr ungleich größer, dass an Dolmetscher_innen viel mehr und weitergehende Erwartungen, wie die Übernahme von Tröster-, Lehrer-, Verteidiger-, Gutachter-, Richter- oder gar Detektivaufgaben, gerichtet werden. Zusätzlich wirkt sich die Interessendivergenz bzw. das Machtgefälle zwischen beiden Parteien aus, da das Gelingen der sprachlichen Kommunikation für die eine Partei (Vertreter_in der Institution) nicht von vitaler Bedeutung ist. In dieser Situation ist es also umso wichtiger, dass Dolmetscher_innen ein Bewusstsein für ihre Rolle und die berufsethischen Aspekte haben oder entwickeln, um situationsbedingt immer wieder die Balance zwischen Empathie und Distanz zu finden und allparteilich dolmetschen zu können.

4 Pilotprojekt am Bundesamt für Migration und Flüchtlinge

Konzeption

Nach einem Austausch unter den BI-Mitgliedern über eigene Erfahrungen im CI und mit Kolleg_innen, die bereits in Asylanhörungen gedolmetscht hatten, sowie einer Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur⁵ wurden Frage-

⁵Darunter befanden sich wissenschaftliche Publikationen zum Dolmetschen allgemein und zum *Community Interpreting*, zu Dolmetsch-Techniken, zur Dolmetscherrolle, Berufsethik, Interkulturellen Kommunikation, zum Stressmanagement und zur Traumprävention sowie die Berufskodizes der Berufsverbände. Für den deutschsprachigen Raum waren die wichtigsten Referenzen zum Thema *Community Interpreting* die Publikationen von Şebnem Bahadır (v. a. 2010b) und Sonja Pöllabauer (v. a. 2002).

und Feedbackbögen entwickelt, um die Interaktion in der gedolmetschten Asylanhörng zu beschreiben. Anschließend fand eine Hospitationsreihe an einer Außenstelle des BAMF in Berlin statt. Diese diente zur Überprüfung des Bedarfs an Schulungen sowie zu einer besseren Einschätzung der Herausforderungen dieses Settings. Die Hospitationen zeigten, dass die vertraulich erarbeiteten Frage- und Feedbackbögen mit einigen Anpassungen geeignet waren, das Setting im Hinblick auf dolmetschrelevante Aspekte zu untersuchen. Im Vorfeld stand außerdem die Frage im Raum, ob auch sprachenunabhängig beobachtet und geschult werden kann, da sich der Mentorenpool größtenteils aus Dolmetscher_innen der „großen“ Sprachen zusammensetzte, d. h. Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch. Schnell wurde klar, dass auch ohne Kenntnis einer der beiden gedolmetschten Sprachen die Beherrschung der Dolmetsch-Techniken und das Rollenverständnis zu einem hohen Grad beurteilt und zusätzlich in einem Nachgespräch überprüft werden konnten. Diese Erkenntnis ermutigte die BI, ein Konzept für ein Mentoring-Programm zu entwickeln, und ihre Mitglieder, sich als Mentor_innen zu qualifizieren. Der Umstand, dass das BAMF die BI-Projektträgerin (DoM Gesellschaft für Dolmetschmentoring gUG) mit der Durchführung eines Mentoring-Programms beauftragte, war auch eine Folge davon, dass die Dolmetschleistungen der Behörde zum damaligen Zeitpunkt schon mehrfach in die öffentliche Kritik geraten waren und sie eine Verbesserung in diesem Bereich anstrebte.⁶

In der inhaltlichen Konzeption des Mentorings stützte sich die Berliner Initiative in erster Linie auf die Werteethik des UNHCR-Handbuchs für DolmetscherInnen im Asylverfahren,⁷ sowie auf die berufsethischen Pflichten für Dolmetscher_innen des UN-Strafgerichtshofs für Ex-Jugoslawien.⁸ Diese Pflichten waren

⁶Beispielsweise gab es Vorwürfe gegen BAMF-Dolmetscher, als Spitzel für die türkische Regierung zu dienen <https://www.tagesspiegel.de/politik/tuerkei-bamf-mitarbeiter-sollen-tuerkische-asylbewerber-bespitzelt-haben/20455958.html>, Zugegriffen: 4.11.2019. In diesem Falle hätten die Dolmetscher ihre Schweigepflicht verletzt. In einem anderen Fall soll ein mutmaßlich regimetreuer Dolmetscher Asylanträge vorsätzlich falsch ausgefüllt haben (<https://www.sueddeutsche.de/politik/asylverfahren-in-der-hand-des-dolmetschers-1.3143237>, Zugegriffen: 4.11.2019).

⁷UNHCR Österreich, Hrsg. 2015, *Trainingshandbuch für Dolmetscher im Asylverfahren*. Linz: Trauner Verlag. https://www.bfa.gv.at/files/broschueren/Trainingsprogramm_WEB_15032016.pdf, Zugegriffen: 4.11.2019.

⁸ICTY-United Nations International Criminal Tribunal for the Former Yugoslavia. 1999. *The Code of Ethics for Interpreters and Translators Employed by the International Criminal Tribunal for the Former Yugoslavia*. <https://www.tradulex.com/Regles/ethICTFY.htm>, Zugegriffen: 4.11.2019.

bereits in den Verhaltenskodex des BAMF⁹ für Sprachmittler_innen im Asylverfahren eingegangen und begründeten einen gewissen Standard für die Praxis. Nach den Hospitationen im Vorfeld des Projektes wurde dieser Standard zu einem kohärenten professionellen Rollenbild des/der Dolmetscher/s_in weiterentwickelt und in einen Erfassungsbogen gebracht. Basierend auf den o.g. UN-Vorlagen und dem intensiven Dialog mit dem BAMF und seinen Dolmetscher_innen lauten die von der BI erarbeiteten Werte: Präzision und Vollständigkeit, Neutralität, Verschwiegenheit, Integrität. Sie betreffen den/die Dolmetscher_in sowohl als Person, als auch die Ausübung seiner/ihrer Tätigkeit. Zur Vermittlung dieser Werte wurden als Schulungsthemen Vor- und Nachbereitung des Dolmetscheinsatzes, Ethik, Rolle und Technik des Dolmetschens, Interkulturelle Kommunikation, Stressmanagement und Traumaprävention festgelegt. Für den Bereich Interkulturelle Kommunikation konnte es in diesem begrenzten Rahmen nur darum gehen, dafür zu sensibilisieren, dass Kommunikationsstörungen auch durch kulturelle Unterschiede bedingt sein könnten.¹⁰

Die Inhalte wurden von allen gemeinsam ausgearbeitet. Es gab Arbeitsgruppen, die ihre Ergebnisse in die Gruppe zurückspielten. Ein Aspekt, der in Trainingsmaßnahmen von CI-Dolmetscher_innen bisher wenig berücksichtigt schien, war die psychische Belastung, die bei Dolmetscher_innen in Asylanörungen, wo Berichte über Flucht, Folter, Vergewaltigung und Krieg an der Tagesordnung sind, besonders hoch ist. Daher wurden auch Strategien der Traumaprävention und Stressbewältigung in das Schulungsprogramm mit aufgenommen. Die Psychotraumatologen Ulrich Keller und Dieter Schwibach aus München hatten bereits mithospitiert und auf dieser Grundlage sowie ausgehend von der körperorientierten Traumatherapie Peter Levines (2007, 2010) ein Konzept für Traumaprävention von Dolmetscher_innen entwickelt.

⁹Der Verhaltenskodex enthält aber auch die Regelung zur Mitwirkungspflicht, mit deren Unterschrift sich die Dolmetscher_innen verpflichten, Auffälligkeiten und Unstimmigkeiten sprachlicher Art, die sich auf die vorgetragene Herkunft des/der Asylantragstellers/_in – auch in geografischer Hinsicht – beziehen, den Mitarbeiter_innen des BAMF unverzüglich mitzuteilen. Weil die Dolmetscher_innen damit die Rolle von Sprachgutachter_innen übernehmen sollen, für die sie aber nicht qualifiziert sind, hat sich die BI gegen die Mitwirkungspflicht ausgesprochen. Eine Streichung konnte dennoch nicht erreicht werden, aber in der Praxis wird sie nicht mehr aktiv eingefordert. Dies ist ein Beispiel dafür, was passiert, wenn das Rollenbild des Dolmetschers nicht von Dolmetscher_innen mitgedacht wird. Vgl. *Verhaltenskodex für Sprachmittler beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge*, Stand: 09.06.2017, https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infotehek/DasBAMF/verhaltenskodex-dolmetscher.pdf?__blob=publicationFile, Zugriffen: 4.11.2019.

¹⁰Dabei wurde u. a. Bezug genommen auf Heringer 2017.

Durchführung

Aus den Mitgliedern der Berliner Initiative rekrutierte sich der Pool von qualifizierten Dolmetsch-Mentor_innen. Voraussetzung war ein Diplom- oder Masterabschluss als Konferenzdolmetscher_in oder ein Nachweis über die bestandene staatliche Prüfung als Dolmetscher_in. Alle Mentor_innen absolvierten Schulungen in Traumaprävention, Feedback und Interkultureller Kommunikation. Vor dem Start des Projekts wurden Situationen und Probleme zur Diskussion gestellt und gemeinsame Positionen entwickelt. Der Initiative war es wichtig, den Mentees mit einer wertschätzenden und kollegialen Haltung gegenüberzutreten, an ihren Kompetenzen anzuknüpfen und von ihren Erfahrungen zu lernen. Denn den meisten Mentor_innen war das spezifische Setting der Anhörung noch nicht aus eigener Erfahrung vertraut, auch wenn alle bereits in emotional belastenden Situationen gedolmetscht und sich über den Ablauf der Anhörung informiert hatten. Ziel des Mentorings war ein Empowerment der Mentees und die Stärkung ihrer Selbstreflexion, um in Einsätzen professioneller aufzutreten und die Qualitätsstandards im Dolmetschen einzuhalten. Von September 2017 bis Mai 2018 haben die Dolmetsch-Mentor_innen die Dolmetsch-Mentees in über 300 Asyl-Anhörungen begleitet und deren Arbeitsweise und Arbeitssituation genau verfolgt. Während der Anhörungen notierten die Mentor_innen ihre Beobachtungen zur Dolmetsch-situation auf einem Erfassungsbogen, der die Grundlage der anschließenden Feedbackgespräche mit dem/der Mentee bildete; beides, Bögen und Gespräche, waren nach den Schulungsinhalten gegliedert. Jedes Mentor_innen-Mentee-Paar absolvierte zusammen an drei Tagen idealerweise sechs Anhörungen mit anschließendem Feedback-Gespräch. Zusätzlich wurden alle Mentees einmal auch von einer anderen Mentorin zu einer siebten Anhörung begleitet, um die Beobachtungen zu überprüfen und abzusichern. Die Mentor_innen nahmen während des Mentoring-Programms regelmäßig an einer Supervision teil, um ihre Rolle als Mentorin zu reflektieren und sich über Beobachtungen auszutauschen.

5 Erkenntnisse aus dem BAMF-Projekt und Folgeprojekten

Aus Gründen der Vertraulichkeit kann an dieser Stelle nur auf allgemein in CI-Settings angestellte Beobachtungen eingegangen werden. Seit dem BAMF-Projekt hat sich die BI mit einer Vielzahl von staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren in der sozialen Arbeit und im Gesundheitswesen vernetzt, die mit Dolmetscher_innen zusammenarbeiten. Weitergehende Hospitationen und der Austausch

mit Dolmetscher_innen und Vertreter_innen von Beratungsstellen, Integrationsprojekten, Nachbarschaftsinitiativen u. ä. haben die Beobachtungen aus dem BAMF-Projekt bestätigt und erweitert.

Die BI untersuchte, wie die berufsethischen Werte der Integrität, Verschwiegenheit, Neutralität, Präzision und Vollständigkeit in diesem Bereich zusammenspielen und manchmal kollidieren, bzw. wegen mangelnder Vorbereitung auf die Situation, die Rolle, divergierende Erwartungen der anderen Partei und fehlende interkulturelle Sensibilisierung nicht erreicht werden können und Verständigung dadurch nur suboptimal gelingt, worauf aus Gründen der Vertraulichkeit leider nicht näher eingegangen werden kann.

Wenn es für Dolmetscher_innen emotional belastend wird, verlieren sie leicht ihr dynamisches Maß an Empathie und Distanz und dolmetschen nicht mehr neutral. Dolmetscher_innen sollten weder Helfer-, noch Tröster-, Lehrer-, Anwalts-, Verteidiger- oder gar Richteraufgaben übernehmen: diese Verantwortung kommt ihnen nicht zu. Rollen, die zusätzlich zum professionellen Modell an Dolmetscher_innen herangetragen werden, dienen unserer Beobachtung nach zur Entlastung der Gesprächspartner_innen, die ihnen diese Rollen zuschreiben. Nicht ausgebildete Dolmetscher_innen kennen ihre Rolle oft nicht genau und passen sich daher leichter den falschen Erwartungen der Gesprächspartner_innen an ihre Tätigkeit an als ausgebildete Kolleg_innen.

Mit Integrität bezeichnet die UN-Berufsethik die innere respektvolle und auf richtige Haltung der Dolmetscherin gegenüber den Gesprächsparteien als auch gegenüber sich selbst. Das von jedem/r berufsständischen Dolmetscher_in eingelöste Versprechen, die Würde der Gesprächspartner_innen zu achten, ohne dabei die eigene preiszugeben und keinen eigenen Profit aus der gedolmetschten Situation zu schlagen, schafft die Grundlage für die Kommunikation zu dritt. Die Integrität kann zum Beispiel durch Befangenheit verletzt werden, wenn der/die Dolmetscher_in aufgrund mangelnder Selbstreflexion seine/ihre eigenen Gefühlsäußerungen nicht unter Kontrolle hat und damit eine der Gesprächsparteien verletzt oder nicht ernst nimmt. Integrität kann auch heißen, dass der/die Dolmetscher_in im Falle von Diskriminierung einer Partei durch die andere aus ihrer Rolle heraustritt und diese dadurch nicht mehr ausfüllen kann. Aus dem Leitwert der Integrität lässt sich die Pflicht zur Verschwiegenheit ableiten. Gerade in Situationen mit belastenden Inhalten ist es für Dolmetscher_innen nicht immer einfach, die Verschwiegenheit einzuhalten, da das Erlebte und Gehörte nicht einfach weggesteckt werden kann. In dieser Hinsicht wären unterstützende Supervisionen wichtig, um diese Belastung aufzufangen, denn Verschwiegenheit ist unabdingbar, um das Vertrauen der Gesprächspartner_innen zu erhalten. Den Leitwert Neutralität begreift die BI als intersubjektiv sensible Haltung sowohl im Sinne

der Unparteilichkeit als auch der Allparteilichkeit. Die Dolmetscherin schafft Neutralität durch ein aktiv herzustellendes dynamisches Maß an Empathie und Distanz gegenüber den Gesprächspartner_innen. Eine unparteiische Einstellung ihnen gegenüber ist dafür die Voraussetzung. Die Werte Vollständigkeit und Präzision leiten sich daraus ab. Nur wenn auf beiden Seiten nichts weggelassen und nichts hinzugefügt wird, wenn für beide in Bedeutung und Register äquivalente sprachliche Ausdrücke benutzt werden, wird für beide mit gleichem Engagement und damit möglichst neutral gedolmetscht.

Bei nicht akademisch ausgebildeten Dolmetscher_innen müssen die Auftraggeber_innen von Dolmetschleistungen damit rechnen, dass sich unzureichende Deutschkenntnisse, fehlende Fachterminologie und mangelnde Dolmetschtechnik eventuell negativ auf Vollständigkeit und Präzision bei der Verdolmetschung auswirken. Das gleiche gilt für eine fehlende Selbstreflexion in Bezug auf die eigene Dolmetschqualität und die eigenen Ressourcen. Ohne eine bewusste Output-Kontrolle und einen inneren Qualitätsmaßstab sind diese Kriterien über eine längere Zeit kaum zu erfüllen. Ein unklares Verständnis der Dolmetscherrolle, beispielsweise durch eigenmächtiges, nicht kenntlich gemachtes Nachfragen, kann zur Übernahme dolmetschfremder Rollen und Aufgaben führen. Der/die Dolmetscher_in wird dann zum/zur Helfer_in, Sachverständigen, Verräter_in, Co-Berater_in, Co-Therapeut_in, Lehrer_in und dolmetscht nicht mehr mit gleichem Engagement für alle Parteien, er/sie ist nicht mehr neutral und kann sich nicht genügend gegenüber einer Partei abgrenzen. Schließlich kann die fehlende Selbstreflexion bezüglich ethischer Aspekte zu Befangenheit und einer Verletzung der Verschwiegenheit führen.

Was ist daher notwendig, damit im CI besser gedolmetscht werden kann?

1. Stärkung der Gesprächsführungskompetenz bei den Nutzer_innen.
2. Stärkung der Reflexionskompetenz bei den Dolmetscher_innen.

Das Fazit der BI ist: Je weniger Dolmetscher_innen ausgebildet sind, desto mehr müssen Anwender_innen/Nutzer_innen für die Arbeit mit ihnen sensibilisiert werden, da den Anwender_innen/Nutzer_innen die Gesprächsführung obliegt. Sie sind dafür verantwortlich, einen vertrauensvollen Rahmen für die Kommunikation zu schaffen und den Kontakt zu Klient_innen oder Antragsteller_innen herzustellen sowie auf die Rolle der Dolmetscher_innen hinzuweisen.

6 Status quo der Professionalisierung in Deutschland

Die deutschen Behörden sind in der Kommunikation mit den Menschen im Bundesgebiet zunehmend auf Dolmetscher_innen angewiesen, genauso wie Krankenhäuser, Sozial- und Beratungsdienste von Wohlfahrtsverbänden.¹¹ Doch bisher gibt es keine einheitliche offizielle Position dazu, welche Erwartungen, Anforderungen und Aufgaben diese Dolmetscher_innen eigentlich erfüllen müssen, noch wie ihre Beauftragung und Entlohnung erfolgen soll. Allein im Bereich der Justiz und beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge ist die Hinzuziehung von Dolmetscher_innen gesetzlich vorgeschrieben und ihre Vergütung geregelt. Um für Polizei und Gerichte zu arbeiten, müssen Dolmetscher_innen staatlich beeidigt sein. Beim Bundesamt wurde bisher keine solche Qualifizierung verlangt, allerdings müssen die Dolmetscher_innen, außer bei in Deutschland seltenen Sprachen, das heißt, Sprachen, für die in Deutschland keine staatliche Prüfung für Dolmetscher_innen angeboten wird, nun mindestens den Sprachnachweis C1 für Deutsch erbringen. In allen anderen Bereichen (Krankenhäuser, Jugendämter, Jobcenter, Psychosoziale Dienste etc.) gibt es offiziell keine festgelegten Voraussetzungen. Und noch weniger festgelegte Tarife. Leider wird vielfach immer noch angenommen, es reiche aus, Kenntnisse in zwei Sprachen zu haben, um dolmetschen zu können, gleich in welcher Situation. Der BDÜ drängt dagegen seit langem auf eine gesetzliche Regelung zur Finanzierung und Qualitätssicherung von Dolmetschleistungen im Gesundheitswesen.¹²

Durch fehlende Standards ist eine Situation entstanden, in der Dolmetscher_innen wie Anwender_innen oftmals ihre ganz eigene Vorstellung davon haben, was unter einer „guten“ Verdolmetschung zu verstehen ist. Um dieser unbefriedigenden Lage entgegenzuwirken, setzt sich der Fachbereich Interkulturelle Germanistik in Germersheim unter Leitung von Şebnem Bahadır schon lange mit den spezifischen Anforderungen des Dolmetschens im CI-Bereich auseinander und bietet mit der „Dolmetschinszenierung“ eine innovative didaktische Methode

¹¹Rechtlich vorgeschrieben ist die Bereitstellung eines Dolmetschers oder einer Dolmetscherin in Deutschland nur im Ermittlungs-, Straf-, und Asylverfahren sowie in Verwaltungsverfahren, bei denen die Behörde in die Rechte einer sprachunkundigen Person eingreift oder wenn anders ein faires und rechtsstaatliches Verwaltungsverfahren nicht durchgeführt werden kann, oder verfassungsrechtliche oder völkerrechtliche Gründe dies erfordern. Vgl. *Sachstand „Anspruch auf einen Dolmetscher gegenüber Behörden“*, Aktenzeichen: WD 3 – 3000 – 106/17, Deutscher Bundestag 2017.

¹²Vgl. BDÜ-Positionspapier „Zur Finanzierung und Qualitätssicherung von Dolmetschleistungen im Gesundheitswesen“, Stand Juli 2019. https://bdue.de/fileadmin/files/PDF/Positionspapire/BDUE_PP_Dolmetschen_Gesundheitswesen_Finanzierung_Qualitaet_2019.pdf, Zugriffen: 4.11.2019.

zur Stärkung der dafür notwendigen Kompetenzen (Bahadir 2010a). Im Vergleich zum klassischen Dolmetschunterricht rückt hier der Körper der Dolmetscher_in und der Kontext der Verdolmetschung ins Zentrum, d. h. „die emotionalen, non-verbale und irrationalen Dimensionen der Kommunikation sowie die sozialen, kulturellen, politischen aber auch persönlichen Faktoren, die die Dolmetschperformanz beeinflussen, stehen in der Lehre gleichberechtigt neben den verbalen Faktoren.¹³ Darüber hinaus wurden an den Reibungspunkten selbst, dort, wo deutschsprachige Fachkräfte und Menschen ohne Deutschkenntnisse miteinander kommunizieren sollen, vielfach Leitlinien und Best Practices erarbeitet.¹⁴

7 Ausblick

Seit Abschluss des Pilotprojekts im BAMF hat sich die BI weiter vernetzt und entwickelt. Es wurde ein Leitbild ausgearbeitet, um das Anliegen der Initiative nach außen zu vertreten.¹⁵ Gleichzeitig bilden sich die Mitglieder der BI methodisch und inhaltlich weiter. Mithilfe von Fallbeispielen und Rollenspielen werden konkrete Handlungsoptionen für die Umsetzung der berufsethischen Prinzipien in CI-Settings ausprobiert und definiert. In Berlin und an anderen Orten hat die Initiative bereits Workshops und Schulungen für Dolmetscher_innen und Anwender_innen im Bereich Migration z. B. für Integrationsinitiativen, aber auch in sozialen Einrichtungen wie Frauenhäusern, der Schwulenberatung oder bei der Gewaltschutzhotline u. ä. durchgeführt. Ziel der BI ist es, die Erkenntnisse aus dem Pilotprojekt für alle CI-Settings fruchtbar zu machen, für die Bedeutung einer guten Dolmetschqualität zu sensibilisieren und Lobbyarbeit in dieser

¹³Vgl. <https://deutsch.fb06.uni-mainz.de/dolmetschinszenierungen/ziele-inhalte-herangehensweise/>. Zugegriffen: 18.03.2020.

¹⁴Zum Dolmetschen in der Psychotherapie existiert eine umfangreiche internationale Literatur (Untersuchungen, Leitfäden und Artikel). Die Schulung der Dolmetscher_innen ist dabei in Deutschland nicht offiziell geregelt. Einige Psychosoziale Zentren bieten selbstentwickelte Ausbildungsmodule an. Die Einführung von Dolmetschstandards im Bereich der Polizei hatte das EU-Projekt ImPLI (Improving Police and Legal Interpreting) 2010/11 zum Ziel, allerdings auch hier ohne eine flächendeckende Qualifizierung der Ausbildung anzustreben. Auf der Website des Projekts (www.eulita.eu/LITmaterials/Europeanprojects) erhält man Zugriff auf sechs Lehrvideos, die einerseits die Dolmetscher_innen mit den Verhörmethoden der Polizei vertraut machen sollen und andererseits die Polizei mit der Rolle und den Techniken der Dolmetscher_innen.

¹⁵Informationen zu den Zielen der Berliner Initiative auf <https://berliner-initiative.org>.

Hinsicht zu betreiben.¹⁶ Dazu gehört auch die Forderung nach einer angemessenen Bezahlung der Dolmetscher, der sich für diesen Bereich z. B. an dem Satz für das Dolmetschen vor Gericht orientieren könnte.¹⁷ Für viele auf Fördergelder und Spenden angewiesene Organisationen ist das zum aktuellen Zeitpunkt zu viel. Letzten Endes ist es eine Frage des gesellschaftlichen und politischen Willens, den Wert guter Verdolmetschung anzuerkennen und angemessen zu vergüten. Die Möglichkeit beider Gesprächsparteien, die eigene Sprache zu sprechen, stärkt einerseits den kulturellen und sprachlichen Selbstwert und ermöglicht beiden andererseits, etwas über die Kultur und Sprache des Gegenübers zu lernen und diese als wertvoll und gleichwertig wahrzunehmen, wenn beispielsweise bestimmte Redensarten und Realia in der Verdolmetschung durchscheinen.

Für den Berufsstand der Dolmetscher fordert die BI eine aktive Auseinandersetzung mit den oben genannten Werten, um in der Praxis eine klare ethische Orientierung zu ermöglichen. Dazu gehören die Erarbeitung von Strategien und Lösungswegen für verzwickte Situationen. Die Berufsethik zu verstehen, hilft jedem/jeder Dolmetscher_in bei seinen/ihren Entscheidungen. Daher sollten die ethischen Werte auch für den Bereich des CI allgemein verbindlich werden, ausdifferenziert und gewichtet für die verschiedenen Handlungsfelder. So werden Voraussetzungen geschaffen, dass Dolmetscher_innen in die Pflicht und Verantwortung genommen werden.

Auch wenn Laiendolmetscher_innen nicht als Angehörige des Berufsstandes betrachtet werden, plädiert die BI dafür, ihre in einem Arbeitsverhältnis ausgeführte Tätigkeit als nichts anderes als Dolmetschen zu sehen und ethische Orientierungshilfen vorzugeben, die ihnen auf dem Weg zur eigenen Professionalisierung Halt geben. Die Auseinandersetzung mit diesen Standards zeigt den BI-Mitgliedern auch auf, dass sie für ethisch kritische Situationen im Konferenzdolmetschen ebenso relevant sind.

Ich danke Kristin von Randow und Dr. Margarete Mehdorn für ihre Mitwirkung an diesem Artikel.

¹⁶Weitere Informationen und Kontakt auf <https://berliner-initiative.org>.

¹⁷Das Justizvergütungs- und Entschädigungsgesetz (JVEG) sieht für Einsätze im Auftrag der Staatsanwaltschaft ein Honorar von 70 € und für simultanes Dolmetschen von 75 € pro Stunde vor. Der Stundensatz für Dolmetschleistungen bei polizeilichen Inanspruchnahmen ohne den Auftrag der Staatsanwaltschaft liegt für das Land Berlin bei 45 € zzgl. 10 € Fahrtkostenpauschale.

Literatur

- Bahadır, Ş. (2010). *Dolmetschinszenierungen: Kulturen, Identitäten, Akteure*. Berlin: SAXA Verlag.
- Bahadır, Ş. (2010). The task of the interpreter in the struggle of the other for empowerment. Mythical utopia or sine qua non of professionalism? *Translation and Interpreting Studies*, 5(1), 124–139.
- Barsky, R. F. (1996). The interpreter as intercultural agent in convention refugee hearings. *The Translator*, 2(1), 45–63.
- Heringer, H. J. (2017) *Interkulturelle Kommunikation*. 5. durchgesehene Aufl. Tübingen: A. Francke Verlag.
- Levine, P. (2007). *Vom Trauma befreien. Wie sie seelische und körperliche Blockaden lösen*. München: Kösel-Verlag.
- Levine, P. (2010). *Sprache ohne Worte*. München: Kösel-Verlag.
- Pöllabauer, S. (2005). „I don't understand your English, Miss.“ – *Dolmetschen bei Asylanhörungen*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Pöllabauer, S. (2002). Community Interpreting als Arbeitsfeld – Vom Missionarsgeist und von moralischen Dilemmata. In J. Best & S. Kalina (Hrsg.), *Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe* (S. 286–298). Tübingen: A. Francke Verlag.
- von Randow, Kristin. (2019). *Berufsethik und Rollenverständnis beim Dolmetschen in belastenden Situationen*. Unveröffentlichter Tagungsbeitrag für die BDÜ- Konferenz „Übersetzen und Dolmetschen 4.0“, Bonn 2019.

Henriette Markert Dolmetscherin und Übersetzerin (Deutsch – Italienisch – Englisch), allgemein beeidigte und öffentlich bestellte Übersetzerin und Dolmetscherin für die italienische Sprache. Sie ist Mitglied im VdÜ (Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke) und VKD (Verband der Konferenzdolmetscher).



Translationsprozesse als Forschungsgegenstand und -prämisse. Ein forschungspraktischer Zugang zu gedolmetschten Hilfeplangesprächen

Carolyn Hollweg

Zusammenfassung

Trotz ihres konstitutiven Charakters erfahren Translationsprozesse weder in den zunehmend mehrsprachigen Handlungszusammenhängen der Kinder- und Jugendhilfe noch in ihrer sozialwissenschaftlichen Erschließung besondere Aufmerksamkeit. Doch gerade wenn Dolmetsch- und Übersetzungsleistungen sowohl den Forschungsgegenstand als auch einen zentralen Bestandteil des Forschungsprozesses selbst bilden, kommt der reflexiven Auseinandersetzung damit eine wesentliche Bedeutung zu. Dem geht der Beitrag auf der Basis eines Forschungsprojekts über gedolmetschte Hilfeplangespräche nach. Er erhellt die bislang kaum beleuchtete Schnittmenge zwischen Translationsprozessen als Forschungsgegenstand und als Teil der eigenen Forschungspraxis, um für die (Un)Möglichkeiten eines forschungspraktischen Zugangs zu sensibilisieren und ihr erkenntnistheoretisches Potenzial offenzulegen.

Schlüsselwörter

Mehrsprachigkeit • Monolingualer Habitus • Qualitative Sozialforschung • Translationsprozesse • Hilfeplanung

C. Hollweg (✉)
Universität Hildesheim, Hildesheim, Deutschland
E-Mail: Carolyn.Hollweg@web.de

1 Einleitung – Die Schnittmenge zwischen Forschungsgegenstand und -prämisse

Wenngleich dem Einsatz von Dolmetschenden ein zentraler Stellenwert für gelingende Hilfeverläufe im Kinderschutz beigemessen wird (vgl. Jagusch 2012), bildet der Umgang mit Dolmetschprozessen in pädagogischen Kontexten ein wesentliches Forschungsdesiderat. In der Dolmetschtheorie hat sich für solcherart nicht professionalisierte translatorische¹ Handlungen zwischen Immigrant_innen und Institutionen der Oberbegriff des *Community Interpreting* etabliert. Dieses vergleichsweise junge Forschungsfeld setzt sich zunehmend mit der Rolle der dolmetschenden Person auseinander (vgl. Ahamer, 2013; La Gro 2019). In der Kinder- und Jugendhilfe fehlt jedoch ein etabliertes Verfahren, wie zum einen pädagogische Prozesse im Rahmen des *Community Interpreting* gestaltet werden können, zum anderen wie sie aus der sozialpädagogischen Disziplin heraus einer Analyse zugänglich gemacht werden können. Wie die hier zur Diskussion gestellte Entwicklung eines forschungspraktischen Zugangs nachfolgend zeigt, stehen Forschungsfeld und Forschungspraxis somit vor ganz ähnlichen Herausforderungen (Abb. 1).

Sowohl im Untersuchungsfeld selbst als auch in sozialwissenschaftlichen Forschungskontexten stößt die Suche nach einem geeigneten Umgang mit sprachlicher Heterogenität zunächst auf monolinguale Normvorstellungen (vgl. Abs. 3, 3.1). Sie gehen damit einher, dass eine qualifizierte Sprachmittlung oft weder in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe noch in (sozial)wissenschaftlichen Forschungsprogrammatiken finanziell ausreichend gesichert ist. Zugleich obliegt die Entscheidung darüber, wer wen übersetzt bzw. dolmetscht, häufig nicht den als fremdsprachig bezeichneten Personen, sondern den pädagogischen bzw. wissenschaftlichen Fachkräften (vgl. Abs. 5). Darin manifestieren sich machtbezogene Asymmetrien, die es im Zuge forschungsethischer Überlegungen besonders zu reflektieren gilt (vgl. Abs. 4). Nicht selten wird der Einsatz von Dolmetschenden – in der Fachpraxis wie auch im Forschungsverlauf – problematisiert und stattdessen zu mehrsprachigem Fachpersonal geraten (vgl. Kappel et al. 2004, S. 41). Gründe dafür liegen in der eingeschränkten Möglichkeit, den Translationsprozess in situ nachvollziehen und beeinflussen zu können, „Man ist denen ja relativ ausgeliefert.“ (Interview BSA/D [Bezirkssozialarbeiter_in, Anm. d. V])“ (Kappel

¹Der Begriff Translation (lateinisch Übertragung, Versetzung, Übersetzung) bildet im wissenschaftlichen Diskurs den Oberbegriff für Dolmetschen (mündliche Translation) und Übersetzen (schriftliche Translation). Grundsätzlich lässt sich darunter jede Art von Transfer kommunikativer Einheiten verstehen (vgl. Kvam et al. 2018, S. 13).

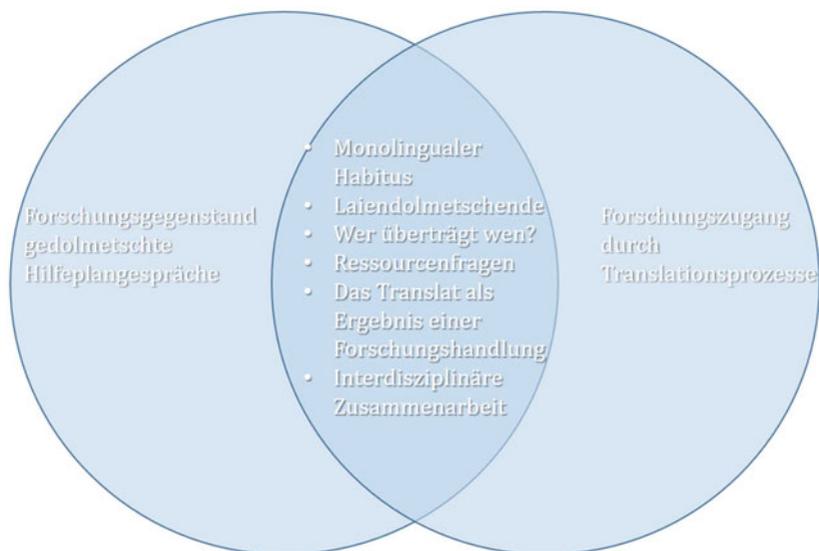


Abb. 1 Eigene Darstellung „Die Schnittmenge von Forschungsgegenstand und -zugang“, Hollweg

et al. 2004, S. 38). Gleichzeitig bleibt eine Auseinandersetzung damit in vielen Forschungsprozessen aus (vgl. Palenga-Möllnbeck, 2009). Diese Paradoxien zwischen dem eigenen Gefühl des Ausgeliefertseins einerseits und dem Unsichtbarmachen von Dolmetschenden und Übersetzenden andererseits gilt es in der Entwicklung eines forschungspraktischen Zugangs zu bearbeiten. Reflexiv gewendet können die aufgezeigten Analogien im Umgang mit gedolmetschten bzw. übersetzten Interaktionsprozessen in Feld und Forschung (vgl. Abb. 1) letztlich für die (Weiter)Entwicklung qualitativer Forschungsprozesse fruchtbar gemacht werden (7). Dafür blicken wir zunächst auf den Gegenstand der hier zugrunde liegenden Studie (2).

2 Translationsprozesse in der Hilfeplanung – der Forschungsgegenstand

Obwohl bereits seit 2005 ein steigender Bedarf an Sprachmittelnden² in der behördlichen Sozialarbeit konstatiert wird, mangelt es an strukturellen Regelungen zur Sicherstellung ihrer Leistungen. Nicht selten werden Verwandte oder Bekannte der Adressat_innen für die sprachliche Mittlung herangezogen (vgl. Uebelacker 2007). Insbesondere im Rahmen der Hilfeplanung, dem Schlüsselprozess der Kinder- und Jugendhilfe, werden jedoch differenzierte Translationsprozesse erforderlich. In der Hilfeplanung konkretisiert sich ein gesetzlich vorgeschriebenes Verfahren der öffentlichen Jugendhilfeträger, durch das den Leistungsberechtigten eine adäquate Hilfe zur Erziehung gewährleistet werden soll (vgl. Bagljä 2015). Das zentrale fachliche Steuerungsinstrument jeder Erziehungshilfe stellt das Hilfeplangespräch dar. Seinen Rahmen bilden gesetzliche Vorgaben (§36 SGB VIII). Sie konzipieren das Gespräch als einen gemeinsamen Aushandlungsprozess, im Zuge dessen sich Leistungsträger (Jugendamtsfachkraft), Leistungserbringende (Fachkraft eines freien Trägers) und Leistungsbe-rechtigte (Adressat_innen) über ihre individuellen Problemdefinitionen sowie Art und Umfang der erforderlichen Hilfeleistung verständigen. Die Mitwirkung der Adressat_innen ist dabei rechtlich verbindlich (vgl. Merchel, 2006). Doch was, wenn für die Verständigung mit ihnen keine gemeinsame Sprache zur Verfügung steht?

In Anlehnung an das jugendhilferechtliche Leistungs-dreieck zeigt Abb. 2 das Verhältnis zwischen den am Hilfeplangespräch beteiligten Akteur_innen (vgl. Münder und Tammen 2002; Eubel 2019). Kommt nun die sprachmittelnde Person hinzu, wird deutlich, dass sie sowohl das Beziehungsgefüge als auch die Kommunikation zwischen Fachkräften und Leistungsberechtigten beeinflussen kann. Eine erste einschlägige Rechtsexpertise erhebt die Sprachmittlung zu einem festen Bestandteil der Kinder- und Jugendhilfeleistungen (vgl. Münder 2016). Damit wird sie zu einem Rechtsanspruch, sofern das jeweilige Ziel der Leistung für die Adressat_innen nur durch sie erreicht werden kann. Sowohl in der Forschung als auch in der Praxis fehlt allerdings ein fundierter Austausch darüber, wie die mehrsprachige Interaktion zwischen Adressat_innen, pädagogisch Professionellen

²Wenngleich sich der translatorische Prozess des Dolmetschens nicht von dem des Sprachmittelns unterscheidet, wird hier auf den feldspezifischen Terminus der Sprachmittelnden zurückgegriffen. Er markiert die Differenz zwischen akademisch ausgebildeten Dolmetscher_innen und – in der Kinder- und Jugendhilfe primär eingesetzten – gering qualifizierten Sprachmittler_innen, die diese Tätigkeit trotz gleicher Anforderungen nicht selten ehrenamtlich und ohne Aufwandsentschädigung leisten.

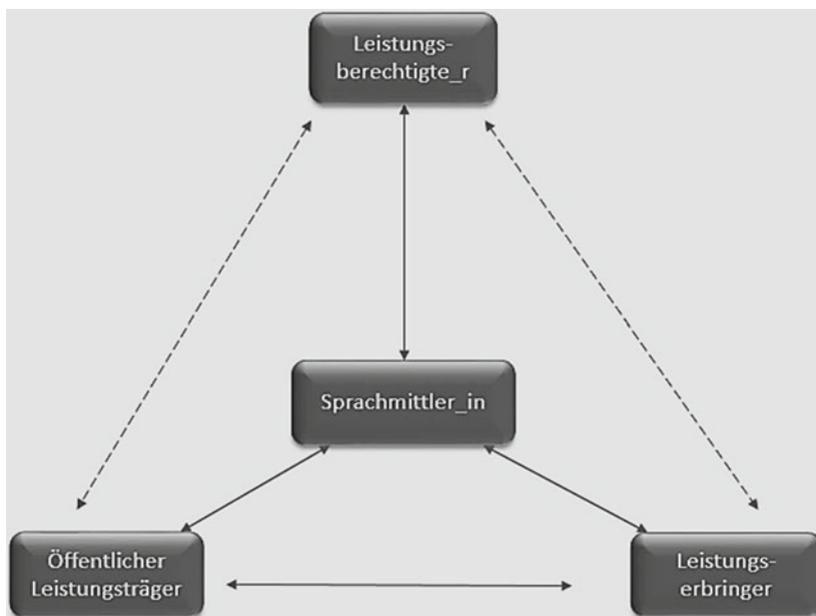


Abb. 2 „Das mehrsprachige Dreiecksverhältnis“, Hollweg

und Sprachmittelnden in einem Hilfeplangespräch adressat_innengerecht gestaltet werden kann (vgl. Eubel 2019).

Dieser Thematik nimmt sich das hier skizzierte Forschungsprojekt an. Es fragt danach, unter welchen Beteiligungsrahmen und Rollenkonstellationen die Akteur/e_innen ihre gedolmetschte Vollzugswirklichkeit in situ organisieren. Dafür wurden gedolmetschte Hilfeplangespräche mit einem videografischen Zugang im Feld erhoben und im Rahmen einer modalitätsspezifisch erweiterten Gesprächsanalyse ausgewertet (vgl. Deppermann 2008). Vorgeschaltet waren jedoch nicht nur methodologische, sondern insbesondere konzeptionelle Überlegungen. Wie lässt sich der Dolmetschprozess konzeptualisieren? Welches Verständnis von Sprache liegt zugrunde? Wie im Folgenden deutlich wird, sind mit diesen Fragen zwangsläufig sowohl sprachwissenschaftliche wie auch –politische Diskurse verbunden.

3 Sprachliche Homogenitätserwartungen im Forschungsfeld...

„Das ist doch bald kein Thema mehr, die lernen ja alle Deutsch“

(Jugendamtsfachkraft)

Wie diese Aussage einer Jugendamtsfachkraft andeutet, wird den Translationsprozessen in der pädagogischen Arbeit mit ‚fremdsprachigen‘ Adressat_innen allenfalls eine temporäre Relevanz beigemessen. Die Gründe dafür scheinen in einem weit verbreiteten sprachpolitischen Phänomen zu liegen – der selbstverständlichen Erwartung einer sprachlichen Assimilation an die von der Mehrheitsgesellschaft akzeptierten Sprache Deutsch (vgl. Boeckmann 2008, S. 8). Während Deutsch damit als einzig legitime Sprache gilt, werden andere Sprachen und ihre Sprecher_innen als inferior gesehen. Eine derartige Funktionalisierung von Sprache als Differenzkategorie (vgl. Dirim 2016, S. 198) weist darauf hin, dass auch Prozesse der sprachlichen Übertragung in einem Hilfeplangespräch nicht frei von hegemonialen Konstruktionen sind. So ist die soziale Konstellation im institutionellen Kontext des Jugendamts ganz besonders von einer monolingualen Hierarchie geprägt. Den öffentlichen Jugendhilfeträgern wird die institutionelle Kommunikation in der Amtssprache Deutsch sowohl im Allgemeinen als auch im Sozialverwaltungsverfahren gesetzlich vorgeschrieben (§19 SGB X; §23 VwVfG). Entsprechend gelten etwa Anträge auf Sozialleistungen in einer anderen als der deutschen Sprache erst dann als eingereicht, wenn die Behörde mittels Übersetzungen in der Lage ist, sie zu verstehen (§19 Abs. 4 SGB X, vgl. Tigli 2007, S. 211). Dergestalt bildet sich die sprachliche Homogenität in den Verfahren der öffentlichen Jugendhilfe als eine unhinterfragte Norm ab, Mehrsprachigkeit hingegen als eine unerwünschte Hürde. Zu diesem Schluss kommt auch Tigli (2007) in ihrer Untersuchung über bilinguale Beratung in einem Berliner Jugendamt. Die Mitarbeitenden erachten Mehrsprachigkeit weniger als Potenzial, sondern vielmehr als Auslöser einer unbefriedigenden Kommunikationspraxis (vgl. Uebelacker 2007). Tigli (2007, S. 197) assoziiert diese überkommene Ablehnung sprachlicher Hybridität mit dem sog. *monolingualen Habitus* (Gogolin 1994). Diese Ideologie der Einsprachigkeit liegt historisch in der europäischen Nationalstaatenbildung begründet, mit der Nation, Volk und Sprache zu einem homogenen Gebilde konstruiert wurden (ebd.). Nationalsprachen wurden geschaffen, nicht zuletzt um territoriale Zugehörigkeiten zu begründen (vgl. Gogolin 2010). Damit wird einerseits deutlich, dass Sprache als gesellschaftliches Konstrukt untrennbar mit ihrem jeweiligen Kontext verbunden ist (vgl. Bakhtin 1986). Sie ist Mittel gesellschaftlicher Anerkennung und soziale Handlung zugleich.

Zum anderen macht der Terminus des monolingualen Habitus auf die zentrale Stellung der deutschen Sprache als unreflektiertes Denk- und Handlungsschema aufmerksam, das zunächst für das deutsche Bildungssystem insgesamt und kürzlich auch speziell für den Elementarbereich nachgewiesen wurde (vgl. Gogolin 1994; Akbaş 2018). Zu den Spuren dieser sprachlichen Homogenitätserwartung gehören pädagogische Programmatiken, die allein auf den Erwerb der deutschen Sprache fokussieren. Ein solch tradiertes sprachliches Selbstverständnis klammert sowohl die mehrsprachige Lebenswelt von Adressat_innen als auch die Notwendigkeit einer qualifizierten Sprachmittlung aus. In öffentlichen Institutionen besteht daher eine weitgehende Unkenntnis in Bezug auf die komplexen Anforderungen des Dolmetschens (vgl. Ahamer 2013; Uebelacker 2007). Ahamer (2013) geht sogar davon aus, dass Community Interpreting nicht selten als Integrationshindernis erachtet wird, da das Sprechen der deutschen Sprache als Maßstab für die Integrationsfähigkeit von Migrant_innen erachtet wird (vgl. Ahamer 2013, S. 368). Auch im vorliegenden Datenmaterial wird die Beherrschung der deutschen Sprache als Norm etabliert. So reduzieren die Fachkräfte die Rolle der Sprachmittelnden darauf, bei einem signalisierten Nicht-Verstehen vonseiten der Adressat_innen zu reagieren (siehe auch Hollweg 2020). Grundsätzlich halten sie die Adressat_innen dazu an, auf Deutsch zu sprechen („Erzähl mal [...] Auf Deutsch. Erklär mal auf Deutsch.“ (C_00:44:03)). Wird die deutsche Sprache zu der einzig legitimen Verkehrssprache, führt dies dazu, dass zur Hierarchie zwischen Adressat_innen und pädagogisch Professionellen spezifische Machtasymmetrien zwischen Mehrheits- und Minderheitensprachen und ihren jeweiligen Sprecher_innen hinzukommen. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser komplexen Gemengelage sollten sprachliche Enteignungsprozesse, wie sie durch den Assimilationsdruck in pädagogischen Dispositiven und machtpolitischen Konstellationen forciert werden, daher nicht ausgeschlossen werden (vgl. Enzenhofer und Resch 2011, S. 8). Während das Konferenzdolmetschen wegen des hohen Prestiges von Kolonialsprachen hohes Ansehen genießt, wird die Position der Community Interpreter mitunter durch den sozialen Status der Adressat_innen und das niedrige Prestige von deren Minderheitensprache beeinträchtigt (vgl. Obermayer 2012). Wenngleich die Sprachmittelnden den Vertrauensaufbau zwischen Fachkraft und Adressat_innen ermöglichen sollen, begegnen sie zuweilen einem tradierten Misstrauen gegenüber ‚Anderssprachigen‘ (vgl. Gogolin 2010, S. 534). Auch im wissenschaftlichen Diskurs finden sich ähnliche Bedenken. Nicht selten werden Translationsprozesse als Gefahr für die wissenschaftliche Qualität erachtet, da zumindest in dolmetschgestützten Interviews die Qualität der Forschungsergebnisse unmittelbar mit der Qualität der Dolmetschinteraktion in Verbindung gebracht wird (Kruse et al. 2012, S. 49). Es besteht

aber auch das rein linguistisch begründbare Bedenken, dass durch den Translationsprozess Informationen semantisch-konzeptueller Art verlorengehen, weil eine 1:1-Übertragung nicht immer möglich ist, ganz unabhängig von der Kompetenz des/der Dolmetscher/s_in oder dem sozialen Prestige der beteiligten Sprachen. Das ist ein sprachsystematisches, kein sprachpolitisches Argument, das aber in der sozialwissenschaftlichen Debatte zu wenig berücksichtigt wird.

... und die Einsprachigkeitsillusion der Forschungspraxis

Wenngleich die Sprache in der qualitativen Sozialforschung einen unauflösbaren Teil des Gegenstands bildet, werden deren inhärente Sprachwahl- und Translationsprozesse sowohl für die Forschenden selbst als auch für die spätere Leser_innenschaft oftmals unsichtbar gemacht (vgl. Palenga-Möllnbeck 2009, S. 159 ff.). Das Bild der dolmetschenden Person als unsichtbares Sprachrohr, das in gedolmetschten Interaktionen weithin herrscht (vgl. Allaoui 2005), setzt sich damit auch im wissenschaftlichen Kontext weiter fort. Translationsprozesse erscheinen dann als neutrale, universale und dekontextualisierte Akte der Kommunikation. Sie dienen dazu, ein bestimmtes Spiegelbild des Originals zu schaffen, das die Stimme der Differenz in die der Gleichheit aufzulösen vermag (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2006). Die sprachliche Homogenitätserwartung an das Forschungsfeld findet sich schließlich auch in den Grundbegriffen, Theorien und Methoden der Forschung. Sprachen werden dann als statische, voneinander abgrenzbare Einheiten verstanden, die sich in Dichotomien wie Erst- und Zweitsprache, Herkunfts- und Zielsprache bündeln (vgl. Gogolin und Neumann 2009). Damit können Sprecher_innen einzelnen Sprachen zugeordnet werden und unterliegen gleichsam einem Maßstab von Sprachkompetenz, der auf dem Konstrukt des *native speakers* basiert. In dieser habituell naturalistischen Vorstellung von Sprache werden Personen in eine Sprache ‚hineingeboren‘ und mit einem Perfektionsgrad an Sprachkompetenz ausgestattet, der von *non-native speakers* nie erreicht werden kann. Entlang bestimmter (außer)sprachlicher Faktoren wird also zwischen legitimen und illegitimen Sprecher_innen einer Sprache differenziert (vgl. Khakpour 2016, S. 211 f.). Unter Begriffen wie ‚doppelte Halbsprachigkeit‘ werden mehrsprachige Menschen quasi als mehrere Einsprachige imaginiert und vor dem Hintergrund dieser Bewertungsfolie stigmatisiert. Darin manifestiert sich eine monolinguale Perspektive, die Mehrsprachigkeit ausschließlich als den Wechsel von einem Sprachsystem in ein anderes beschreibt (Code-Switching) (vgl. Garcia und Wei 2014, S. 12)³. Forschungen, theoretische und

³In dem Konzept des *Translanguaging*, einer speziellen multilingualen Perspektive, heben sich die Grenzen zwischen einzelnen Sprachen auf. Stattdessen verfügen mehrsprachige

didaktische Modelle aus dieser Tradition fokussieren die individuellen kognitiven Leistungen der dolmetschenden Person und stellen Fragen der Äquivalenz und Übersetzungstreue zwischen Ausgangs- und Zielformulierungen in den Mittelpunkt (vgl. Wadensjö 1995, S. 112 ff.; Apfelbaum 2004: S. iii; Sator und Güllich 2013, S. 169). Sie gehen mit einem monologischen Transfer-Modell einher, welches Dolmetschen als einen unidirektionalen Transferprozess von einer Sprache in eine andere konzeptualisiert. Das sprechende Individuum wird dadurch jedoch aus seinem interaktionalen Kontext heraus in ein soziales Vakuum gedacht (vgl. Wadensjö 1995). Dieser Zugang konstituiert eine normative Rollenerwartung und verortet die Dolmetschenden außerhalb der Interaktion zwischen den eigentlichen Hauptakteur/en_innen (ebd.). So werden die Hauptakteur/e_innen in vielen sprachwissenschaftlichen Studien als „Primäraktant_innen“ (Ahamer 2013, S. 84) bezeichnet, was die Dolmetschenden wiederum auf einem Nebenschauplatz positioniert. Dies verhindert jedoch, dass die dolmetschenden Personen als eigenständige Gesprächspartner_innen wahrgenommen werden (vgl. Apfelbaum 2004, S. 1 ff.). Für die Analyse eines gedolmetschten Hilfeplangesprächs bedarf es jedoch vielmehr eines interaktionistischen Zugangs. Dieser Zugang begründet einen Paradigmenwechsel in den *Translation Studies* und versteht den Dolmetschprozess als eine aktive Ko-Konstruktion zwischen Sprechenden und Hörenden in der Interaktion (vgl. Wadensjö 1995, S. 114). Dabei steht die soziale Konstellation im Vordergrund, unter der die dolmetschende Person in Beziehung zu anderen gesetzt und ihre Rolle hervorgebracht wird. Sprache wird so als ein soziales Phänomen begriffen, das die Sprachanwendung als soziale Aktivität rahmt (vgl. Wadensjö 1998, S. 40 ff.). Das Handeln der dolmetschenden Person reduziert sich indes nicht nur auf die Übersetzungsleistung, sondern impliziert immer auch eine darüber hinausgehende bestimmte Vermittlungsfunktion (vgl. Wadensjö 1995, S. 112 ff.). Ein poststrukturalistisches Verständnis von Sprache erhellt, dass Translationsprozesse auch im Forschungsprozess nicht auf ein bloßes sprachliches Werkzeug reduziert werden sollten. Vielmehr lassen sich die inhärenten Sprachwahl-, Dolmetsch- und Übersetzungsprozesse im Forschungsverlauf nutzen, um über Reflexionen aus postkolonialer Perspektive für die inhärenten Machtasymmetrien in der Rollenkonstellation des gedolmetschten Hilfeplangesprächs zu sensibilisieren (vgl. Abs. 5). Gleichzeitig machen sie eine Auseinandersetzung mit der eigenen Standortgebundenheit als Forschende

Menschen über ein sprachliches Repertoire, das sie strategisch einsetzen, um erfolgreich zu kommunizieren (vgl. Garcia 2011).

unabdingbar. Diese Auseinandersetzung wird insbesondere im Rahmen des Feldzugangs virulent. Denn wie kann das Einverständnis der Adressat_innen eingeholt werden, wenn dafür keine gemeinsame Sprache zur Verfügung steht?

4 Der Feldzugang als Reflexionsfolie

Die Abhängigkeit von Translationsprozessen bildet nicht nur den Ausgangspunkt des Forschungsinteresses, sondern gleichermaßen den Rahmen des eigenen Feldzugangs. Ebenso wie die pädagogischen Fachkräfte bin ich als monolingual deutschsprachige Forscherin auf die Verdolmetschungen der Sprachmittelnden angewiesen, um einen Kontakt zu den Adressat_innen aufzubauen. Gleichzeitig bin ich damit unmittelbar in die skizzierten Machtverhältnisse involviert. Ohne die Sprachmittelnden wäre eine informierte Einwilligung der Adressat_innen unmöglich (vgl. Friedrichs 2019, S. 68). Dies führt neben organisatorischen Fragen vor allem zu forschungsethischen Überlegungen. Welche Person kann für die Sprachmittlung herangezogen werden und wie lassen sich die Forschungsbeziehungen darüber gestalten?

Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht unabhängig von den jeweiligen institutionellen Rahmenbedingungen der Hilfeplangespräche zu sehen. So konnte aus datenschutzrechtlichen Gründen zunächst nur über die Fachkräfte des Jugendamts ein Kontakt zu den Adressat_innen hergestellt werden. Zwei der Adressat_innen waren bereits volljährig. Für die Teilnahmeerklärung des dritten Adressaten, einem jungen Menschen im Alter von 17 Jahren, bedurfte es neben einer sprachmittelnden Person auch der Anwesenheit seines Vormunds. Aus forschungspraktischen Gründen wurde daher für die Verdolmetschung der informierten Einwilligung auf jene Sprachmittelnden zurückgegriffen, die auch in dem jeweiligen Hilfeplangespräch hinzugezogen wurden (vgl. Abs. 5). Zugleich fand das Gespräch unmittelbar vor der Erhebung am selben Ort statt. Gemeinsam mit den Sprachmittelnden mussten die jungen Menschen über die Freiwilligkeit ihrer Teilnahme und den vertraulichen Umgang mit ihren personenbezogenen Daten informiert werden. Dabei galt es, ihnen zu versichern, dass ihre (Nicht)Teilnahme keinen Einfluss auf ihren Hilfeverlauf haben werde. Ihnen sollte die Möglichkeit gegeben werden, die Datenerhebung jederzeit abzubrechen oder den Raum zu verlassen. Zudem bedurfte es einer Gelegenheit für die jungen Menschen, Rückfragen stellen zu können vor einer Unterschrift unter die entsprechende Einverständniserklärung. Zwar wurde die Einverständniserklärung zuvor von mir ins Englische, meine einzige Fremdsprache, übersetzt, um den

Adressat_innen immerhin eine alternative Sprache anbieten zu können. Ein Einverständnis fiel diesen allerdings erst leichter, nachdem die Sprachmittelnden das Dokument vom Deutschen in die jeweilige Ausgangssprache verdolmetscht hatten. In der Reflexion dieses Vorgehens erscheint es für ein sicheres Verstehen unerlässlich, die Einverständniserklärung zusätzlich in die entsprechende Sprache der Adressat_innen übersetzen zu lassen. Der geschilderte Verlauf belegt die Notwendigkeit mehrsprachigen Informations- und Dokumentationsmaterials, für eine diversitätssensible Öffnung der Jugendhilfeeinrichtungen wie für qualitative Sozialforschung (vgl. Kappel et al. 2004; Stegmaier 2013).

Für das gedolmetschte Einwilligungsgespräch lassen sich Empfehlungen zum Umgang mit dolmetschgestützten Forschungsprozessen heranziehen, die sich primär auf die Interviewforschung beziehen (vgl. Inhetveen 2012). So gilt es zunächst die reziproken Erwartungen zwischen Forschenden und dolmetschender Person explizit offenzulegen. Die dolmetschende Person sollte nicht qua ihrer sprachlich-kulturellen Zugehörigkeit mit einer unausgesprochenen Doppelrolle versehen werden, die ihr etwa einen leichteren Kontakt zu dem jungen Menschen oder ein besseres Verstehen und Explizieren seiner Perspektive zuschreibt (vgl. Brandmaier 2015; Enzenhofer und Resch 2011). Aufgrund der begrenzten zeitlichen Ressourcen mancher Sprachmittelnder fanden allerdings nicht alle von ihnen die Zeit, in einem kurzen Vorgespräch die Besonderheiten der Einverständniserklärung zu besprechen. Mit dem Rückgriff auf ehrenamtliche Sprachmittelnde und dem fehlenden Vorgespräch wurden jedoch letztlich die Verhältnisse reproduziert, deren implizite Dilemmata die vorliegende Studie offenzulegen versucht (vgl. Abs. 5). In der Reflexion dieser Rahmenbedingungen erscheint es daher ratsam, ein solches Gespräch zur informierten Einwilligung von der eigentlichen Erhebung zu entkoppeln, die Adressat_innen Ort und Zeit selbst wählen zu lassen und dabei nicht auf ehrenamtliche Sprachmittelnde, sondern mindestens semiprofessionell ausgebildete Personen zurückzugreifen.

Dessen ungeachtet liegt in dem dolmetschgestützten Gespräch zur informierten Einwilligung letztlich die Chance einer reflexiven Perspektive auf den eigenen Forschungsgegenstand, denn dadurch wird die Komplexität einer gedolmetschten Interaktion unmittelbar selbst erfahrbar, etwa darin, wie ich als Forscherin dolmetschrelevante Stellen gegenüber der sprachmittelnden Person signalisiere, ohne über den jungen Menschen in der dritten Person zu sprechen. Angesichts der Mehrfachadressierung gilt es in jedem Redezug die Entscheidung zu treffen, ob ich den jungen Menschen direkt anspreche, indirekt aber die sprachmittelnde Person adressiere oder umgekehrt. Wie kann ich also mein Hauptaugenmerk auf den jungen Menschen richten, ohne die sprachmittelnde Person unsichtbar zu machen? Wie kann ich verdeutlichen, dass ich nach der Verdolmetschung meinen Redezug

weiterführen möchte? Wie kann ich relevante Inhalte als solche kennzeichnen? Sollte die sprachmittelnde Person neben dem jungen Menschen oder neben mir sitzen? Wie kann ich absichern, dass der junge Mensch alles versteht? Diesen Fragen begegnen auch die pädagogischen Fachkräfte in den gedolmetschten Hilfeplangesprächen. Insofern sensibilisiert der Feldzugang schließlich für ebenjene Spezifika, die den zu untersuchenden Forschungsgegenstand prägen.

Blicken wir über den Feldzugang hinaus, eröffnet auch die Zusammenstellung des Samples eine kritisch-reflexive Perspektive auf den Forschungsgegenstand.

5 Wer dolmetscht für wen? Fragen des Samplings

Welche sprachlichen Kontexte sollen in der Untersuchung fokussiert werden? Zwar begründet sich das Forschungsinteresse nicht aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive, sondern ist auf die soziale Ordnung gedolmetschter Hilfeplangespräche fokussiert. Dennoch scheint die Frage nach einer geeigneten Datengrundlage zunächst von sprachlichen Variablen bedingt. Während es aus sprachwissenschaftlicher Perspektive aufgrund der unterschiedlichen sprachbezogenen Phänomene⁴ ratsam erscheint, nicht zu viele unterschiedliche Sprachen in das Datenkorpus aufzunehmen, richtet sich das Sample der hier zugrunde liegenden Studie nicht nach spezifischen Sprachen aus. Auch die deutsche Sprachkompetenz soll kein Kriterium für die nähere Bestimmung der Datenauswahl bilden. Zum einen wird dadurch vermieden, die deutsche Sprachkompetenz der Adressat_innen oder Sprachmittelnden als unzureichend zu stigmatisieren und sie systematisch aufgrund ihres deutschen Sprachniveaus von der Untersuchung auszuschließen. Zum anderen wird eine sprachbezogene Einschränkung des Samples der heterogenen Sprachlandschaft in der Kinder- und Jugendhilfe nicht gerecht und deckt die soziale Wirklichkeit kaum adäquat ab. Vielmehr kommt der Ausschluss einer Sprache etwa aufgrund einer angenommenen geringen Sprecherzahl einer linguistischen und intentionalen Marginalisierung und damit epistemischer Gewalt gleich. Im Rahmen einer bewussten, kriteriengesteuerten Fallauswahl wurde außerdem darauf geachtet, möglichst unterschiedlich qualifizierte dolmetschende Personen in das Datenkorpus aufzunehmen (vgl. Glaser und Strauss 2005). So können Aussagen über die Rolle der Sprachmittelnden in der Interaktion gemacht werden, die quer zu ihren jeweiligen

⁴Darunter etwa Lexik (Wortschatz), Idiomatik (Eigenheiten wie Redewendungen), Satzbau und Grammatik.

dolmetschbezogenen Qualifikationen liegen. Welche Person für die Sprachmittlung herangezogen wird, bestimmt jedoch das Feld selbst. Denn bereits hier setzt das Erkenntnisinteresse darüber an, wie die Beteiligten die gedolmetschte Interaktion sicherstellen. An diese Frage anknüpfend wurden jeweils Gespräche mit den teilnehmenden Jugendamtsmitarbeiter_innen und Sprachmittelnden geführt, um Informationen über deren Zusammenarbeit und den jeweiligen Fall zu erheben. Als ethnografische Zusatzdaten lassen diese Informationen einen kritischen Blick auf die zugrunde liegenden Interaktionsbedingungen der Hilfeplangespräche zu. Zunächst fördern sie durchaus divergierende Kontextinformationen zutage. Während der Jugendamtsmitarbeiter C angibt, den Sprach- und Kulturmittler eines freien Trägers schon mehrmals im Fall dieses jungen Menschen C hinzugezogen zu haben, berichtet der Sprachmittler, weder den jungen Menschen noch seine Vorgeschichte zu kennen. Unsicher scheinen sich die Jugendamtsmitarbeiter_innen auch mit Blick auf den beruflichen Hintergrund der Sprachmittelnden. So gibt Jugendamtsmitarbeiterin B auf die Frage, welche Rolle die Sprachmittelnde in ihrem Arbeitsalltag in der Jugendhilfeeinrichtung spielt, an „Ich glaube Soziale Arbeit“. Die Entscheidung darüber, welche Person für die Sprachmittlung in dem Gespräch hinzugezogen wird, obliegt den Jugendamtsmitarbeiter_innen. Dabei scheint die Person der/des Sprachmittelnden systematisch ausgeklammert, indem oftmals weder Vor- noch Nachgespräche zwischen Jugendamtsfachkraft und Sprachmittelnden stattfinden. Ein Vorgespräch zwischen den Sprachmittelnden und den Adressat_innen wird nicht in Betracht gezogen. Soziokulturelle Merkmale von Adressat_innen und Sprachmittelnden werden von der Differenzkategorie Sprache überlagert. Um eine Passung zwischen der Expertise der Sprachmittelnden und dem Sprachmittlungsbedarf der Beteiligten herzustellen, scheint eine als gemeinsam angenommene Sprache zwischen Sprachmittelnden und Adressat_innen auszureichen. In diesem Zuge werden homogene Sprachverhältnisse konstruiert, die offensichtlich von geteilten lebensweltlichen Bezügen zwischen Adressat_innen und Sprachmittelnden ausgehen. Bei genauerer Betrachtung teilen sie jedoch weder das Herkunftsland noch die sprachlichen Varietäten. So stellt sich das Sample (Tab. 1) wie folgt dar:

Insofern spiegeln sich die hegemonialen Sprachverhältnisse zwischen Mehrheits- und Minderheitensprachen bereits in der institutionellen Entscheidungshoheit darüber wider, wer in der Lage ist, wen zu dolmetschen. Dass das sudanesisch-arabische Arabisch eine andere Sprachvarietät ist als das marokkanische, wird in der Gestaltung der Interaktionsbedingungen offenbar vernachlässigt. Wie die folgende Einsicht in die Übersetzungen des Datenmaterials offenlegt, kann dies durchaus zu Verstehensproblemen führen (vgl. Abs. 6.1).

Tab. 1 „Das Sample gedolmetschter Hilfeplangespräche“ Hollweg

	Gespräch A	Gespräch B	Gespräch C
Qualifikation SprachmittlerInde	Gemeindedolmetscherin	Pädagogische Mitarbeiterin in der Jugendhilfeeinrichtung	Sprach- und Kulturmittler
Herkunftsland SprachmittlerInde	Tunesien	Marokko	Äthiopien
Herkunftsland Adressat_innen	Syrien	Sudan	Eritrea
Sprache(n) der Jugendamtsmitarbeiter_innen	Deutsch, Türkisch	Deutsch, Türkisch	Deutsch
Sonstige Beteiligte	Betreuerin	Betreuer, Betreuerin	Vormundin, zukünftiger Vormund, Betreuerin

6 Wortgetreue Wiedergabe oder subjektive Interpretation? Die Funktion der Übersetzung im Forschungsprozess

Mehrsprachigkeit stellt nicht nur in pädagogischen Settings, sondern gleichermaßen in Forschungsprozessen eine besondere Herausforderung dar, die Translationsprozesse unabdingbar macht (vgl. Schittenhelm 2017). Der Umgang damit gestaltet sich allerdings je nach Forschungsmethode und –interesse unterschiedlich (vgl. Brandmaier 2015, S. 131). Während in der dolmetschgestützten Interviewforschung problematisiert wird, dass sich Subjektivität und Relevanzsystem der Dolmetschenden in der Interaktion mit den Befragten der Reflexion und Kontrolle der Forschenden entziehen (vgl. Kruse et al. 2012, S. 49), liegt in dem hier verfolgten gesprächsanalytischen Zugang das Potenzial, ebensolche Orientierungsmuster der sprachmittelnden Personen offenlegen zu können. Die videografische Datenerhebung ermöglicht es, die Konstruktion der sozialen Wirklichkeit so zu erheben, dass die konstitutiven Sprachmittlungsleistungen darin sichtbar werden, ohne dass sie den eigenen forschungsseitigen Blick auf das Gesprächsgeschehen bereits zu stark lenken. Nichtsdestoweniger lässt sich diese gedolmetschte Interaktion nur dann einer Analyse zugänglich machen, wenn die mehrsprachigen Videoaufzeichnungen in einem zweiten Schritt in beiden Sprachen transkribiert und schließlich die fremdsprachigen Passagen ins Deutsche übersetzt werden. Für die Auswertung bedeutet das, dass ich in den für mich fremdsprachigen Sequenzen nur die Übersetzung und nicht das tatsächlich Gesagte untersuchen kann. Zur Analyse übersetzter Forschungsdaten gibt es durchaus unterschiedliche Vorschläge. Oevermann (2008, S. 151) plädiert dafür, den Umstand der Übersetzung weitestgehend auszuklammern „und unter der wie auch immer künstlich naiven Voraussetzung [zu] behandel[n], sie [die Übersetzung] sei in sich konsistent wie ein muttersprachliches Datum“ (Oevermann 2008, S. 151). Darin liegt die Chance, die eigenen Interpretationen nicht ständig auf einen mutmaßlichen Übersetzungsfehler hin relativieren zu müssen. Oevermann (2008) geht davon aus, dass sich Schief lagen in der Übersetzung nur zeigen, wenn diese wie ein Primärtext behandelt wird. Demgegenüber fordert Schittenhelm, die Übersetzungen auch als solche ernst zu nehmen. Das heißt, ihre Entstehungsbedingungen bewusst zu gestalten, Übersetzungsprozesse in der Datenanalyse zu berücksichtigen und die Hilfe von Muttersprachler_innen oder Übersetzer_innen einzuholen (vgl. Schittenhelm 2017, S. 105 ff.) Für die Verschriftung der Daten bedeutet dies, sie zunächst in ihrer jeweiligen Ausgangssprache abzubilden, um die daran anschließenden Transferleistungen transparent

zu machen (vgl. Enzenhofer und Resch 2013, S. 208). Dadurch wird ein stetiger Rückgriff auf den ‚Originaltext‘ möglich, der für die Analyse unabdingbar ist (vgl. Palenga-Möllnbeck 2009, S. 171). Eben deshalb erfolgte die Transkription des hier zugrunde liegenden Datenmaterials in den Ausgangssprachen Arabisch und Tigrinya durch externe Transkriptionsbüros. Das gesprächsanalytische Transkriptionssystem GAT 2, wie es für die deutschsprachigen Passagen verwendet wurde, konnte allerdings wegen der für Arabisch und Tigrinya verwendeten Schriftsysteme nur bedingt Anwendung finden. Jenseits des lateinischen Schriftsystems ließen sich die Transkriptionskonventionen etwa für Dehnungen, Akzentuierungen, Wortverschleifungen und Überlappungen in Absprache mit den Transkribierenden kaum anwenden. Folglich ist die Transkription dieser Passagen weniger präzise und differenziert; daher lassen sie sich nicht mit derselben Tiefe analysieren wie die deutschsprachigen Sequenzen. Um dennoch einen Zugang zu den lautlichen und prosodischen Merkmalen der Äußerungen zu erhalten, darunter etwa Tonhöhenbewegungen, Veränderungen der Lautstärke oder Sprechgeschwindigkeit, konnte in der Analyse stets auf das Video zurückgegriffen werden. Die für mich fremdsprachigen Passagen außer Acht zu lassen, die gedolmetschte Interaktion also nur in Teilen zu analysieren, würde nicht nur eine irreführende Illusion sprachlicher Homogenität generieren. Eine solche Vernachlässigung erscheint sowohl mit Blick auf das Erkenntnisinteresse des Forschungsprojekts als auch in Bezug auf die geforderte Nähe zum Forschungsgegenstand unzulässig. Sie würde den nichtdeutschen Gesprächssequenzen per se eine Bedeutung für den Gesprächsverlauf absprechen. Es gilt also, die Übersetzungen der entsprechenden Passagen einzuholen und in die Gesprächsanalyse einzubeziehen. Dabei muss jedoch immer wieder reflektiert werden, dass diese zusätzliche Interpretationsebene den Interaktant_innen in ihren Bezugnahmen aufeinander nicht zur Verfügung standen. Insofern stellen die Übersetzungen quasi ein semantisches Hintergrundwissen in der Analyse dar. Für den Einbezug dieses kontextuellen Wissens bleibt prinzipiell zu beachten, inwiefern es den Gesprächsverlauf systematisch prägt (vgl. Deppermann 2008, S. 88). Ungeachtet dessen kommt den Übersetzungen des Datenmaterials eine weitere Funktion zu. Aus der Perspektive der *Postcolonial Studies* wird deutlich, dass ihr Potenzial verfehlt wäre, wenn sie einzig und allein dazu dienten, die Stimme der ‚Anderssprachigen‘ in die der Deutschsprachigen zu überführen, Differenz in Gleichheit zu wandeln und die mehrsprachigen Bedingungen in einer monolingualen Illusion aufzulösen. Vielmehr soll gerade die Abbildung der sprachlichen Vielfalt erhellen, dass Übersetzungsprozesse nie das Spiegelbild eines Originals erschaffen können (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2006). Sie stellen einen Annäherungsprozess dar, der keine absolute, sondern höchstens eine relative Adäquatheit erreichen kann

und sich auf inhaltlicher oder formaler Ebene manifestiert (vgl. Prunč 2007, S. 179). Legt die Studie ein translationswissenschaftliches Verständnis zugrunde, welches Dolmetschen als eine interaktive Ko-Konstruktion in den Blick nimmt, kann die Person des/der Übersetzer/s_in nicht einfach ausgeblendet werden (vgl. Prunč 2007). In der Konsequenz muss auch der Übersetzungsprozess als eine kommunikative Handlung verstanden werden, unter der die übersetzende Person interpretativ und subjektiv sprachpragmatische Entscheidungen trifft. Wie die Skopos-Theorie akzentuiert, kommt dem Zweck der Übersetzung dabei eine wesentliche Bedeutung zu (vgl. Reiß und Vermeer 2010). Es geht also weniger darum, die größtmögliche Äquivalenz zwischen Ausgangsbeitrag und Übersetzung zu erreichen. Vielmehr steht im Übersetzungsprozess die Adäquatheit im Fokus und damit die Frage, wie angemessen sich die Übersetzung mit Blick auf ihr Ziel und den jeweiligen situativen Kontext des erhobenen Gesprächsmaterials darstellt (vgl. Enzenhofer und Resch 2013, S. 208). Diese Frage ermöglicht eine systematische Reflexion sowohl des Übersetzungsziels im Forschungsverlauf als auch des situativen Gesprächskontexts der erhobenen Daten. Letztlich wird das Übersetzungsziel in qualitativen Forschungsverläufen neben dem Erkenntnisinteresse der jeweiligen Studie von der angestrebten Analysetiefe geleitet (vgl. Brandmaier 2015, S. 138). Gleichzeitig weisen die Überlegungen bezüglich der Funktion von Übersetzungen im Forschungsprozess darauf hin, dass auch die Zusammenarbeit mit Übersetzenden eine große Relevanz hat.

Die Zusammenarbeit mit Übersetzenden als Verstehensprozess

Fördern die Gespräche mit Jugendamtsmitarbeitenden und Sprachmittelnden zutage, dass zwischen ihnen kaum ein Austausch zur Vor- oder Nachbereitung der gedolmetschten Interaktionen stattfindet (vgl. Abs. 5), sensibilisiert dieser blinde Fleck für die Zusammenarbeit mit Übersetzenden in der eigenen Forschungspraxis. Für die arabisch-deutsche Übersetzung wurde auf ein Transkriptionsbüro zurückgegriffen, das dem Übersetzer eine Doppelrolle zuspricht. Er ist Transkribierender und Übersetzer zugleich. Während die Anforderungen an die Transkription dabei oftmals klar umrissen werden, gerät der Anspruch an die Übersetzung in den Hintergrund (vgl. Enzenhofer und Resch 2013). So gilt es im Rahmen eines Auftragsgesprächs, eigene Erwartungen, Ziele und Funktionen des Übersetzungsprozesses gemeinsam mit der übersetzenden Person zu besprechen. Es wurde mit den jeweiligen Übersetzer_innen eines Transkriptions- bzw. Übersetzungsbüros vereinbart, die Mehrdeutigkeit von Begriffen und Redewendungen bewusst offenzulegen, mögliche Alternativen zu nennen, das eigene Vorgehen zu dokumentieren, Begriffe zu kennzeichnen, die nur in der Ausgangssprache

existieren und einen Wechsel von Sprachen sichtbar zu markieren (vgl. Schittenhelm 2017, S. 108). Wie sich dies empirisch ausgestaltet, zeigt der nachfolgende Einblick in das zugrunde liegende Datenmaterial:⁵

VJ(B) °h so: rassistische auseinandersetzung gibts dann: NICHT

SM(B) هي تسأل ولا إنت تعاركت ولا كان عندك مشكل مع الأولاد الثانيين

sie fragt ob du ob du dich gestritten hast oder ob du ärger mit den anderen jungs hattest?

JU(B) هنا ولا في مكان ثاني؟

hier oder woanders?

SM(B) هنا هون لا هنا.

hier hier nein HIER.

JU(B) لا، ما عندي مشكلة معهم

nein ich hab keinen ärger mit ihnen.

SM(B) **nee: ich hab keine probleme=**

JU(B) أنا مالي بدون طبخ عملت معهم مسلمين

?ich nicht ohne kochen mach was mit ihnen muslimen?

Für die Übersetzung des letzten Satzes bietet der Übersetzer an dieser Stelle mehrere Alternativen an:

Ohne kochen mache ich nichts mit ihnen muslimen

Evtl: Was soll ich denn mit denen, wenn ich nicht koche/wenn nicht gekocht wird, (wir sind/sie sind) Muslime).

Gleichzeitig fügt er diesen Deutungsangeboten einen Kommentar hinzu:

Das Problem ist, dass der Satz keinen Sinn ergibt, der von mir hergestellte Sinn ist reines Raten, die Version zwischen Fragezeichen ist die wörtliche Reihenfolge, so gut man das überhaupt im Deutschen wiedergeben kann. Sonografisch konnte ich die Laute ermitteln, aber der Sprecher ist offensichtlich nicht arabischer Muttersprachler und spricht hier sehr gebrochen, daher habe ich es so wiedergegeben.

⁵VJ(B) = Jugendamtsfachkraft, SM(B) = Sprachmittlerin, JU(B) = junger Mensch.

Wie dieser Kommentar erhellt, manifestieren sich in dem Übersetzungsvorgang mehrere Ebenen eines interpretativen Prozesses. Über die wörtliche Reihenfolge hinaus (sog. Interlinearversion) sucht der Übersetzer nach dem Sinn des Satzes in seinem kontextuellen Bezug. Zugleich verdeutlicht er damit, dass dieser Sinn keineswegs eine objektive Größe darstellt, sondern vielmehr das Resultat eines subjektiven Konstruktionsprozesses ist. Mit der Suche nach der sozialen Sinnwelt des jungen Menschen übernimmt der Übersetzer in diesem Zuge bereits forschungsrelevante Aufgaben. Dadurch, dass er seine eigene Irritation zum Ausdruck bringt, markiert er deutlich die Grenzen seines Übersetzungsprozesses, die ihm hier nur die Möglichkeit eines ‚reinen Ratens‘ lassen. Gründe dafür sucht er nicht etwa in der Tonqualität der Videoaufzeichnung, sondern in der Sprachkompetenz des jungen Menschen, JU (B). Indem er den jungen Menschen entgegen den vorliegenden Kontextinformationen als Nichtmuttersprachler positioniert, führt er eine eigene Interpretationsfolie in die Analyse ein. Sie setzt zum einen das arabische Sprachniveau des jungen Menschen relevant und sensibilisiert für die sprachliche Passung zwischen dem jungen Menschen und sprachmittlender Person. Zum anderen birgt eine solche Bewertung allerdings die Gefahr, dem jungen Menschen nicht nur seine eigene Sprache, sondern auch seine Herkunft und damit die Darstellung seiner individuellen Fluchtgeschichte abzusprechen. Darin deutet sich eine politische Dimension der Differenzkategorie Sprache an, die scheinbar auch den Übersetzungsprozess prägt. Paradoxerweise bewertet der Übersetzer den jungen Menschen als Nichtmuttersprachler, während er selbst ebenfalls nicht mit der Sprache des sudanesischen Arabisch aufgewachsen ist. In der Analyse führt sowohl die grundlegende Mehrdeutigkeit der Übersetzung als auch die damit einhergehende Bewertung des Übersetzers zu einer Irritation. Sie macht deutlich, dass es in der Untersuchung der Perspektive von Sprachkundigen, hier für das sudanesisches wie marokkanisches Arabisch, bedarf. In einem Dialog mit *native speakers* kann deren potenzielles Wissen um die kontextspezifische Bedeutung der Begriffe eingeholt werden und dadurch eine Textauslegung ermöglicht werden (vgl. Schittenhelm 2017, S. 108). Diese Zusammenarbeit sollte allerdings entsprechend honoriert, der Austausch gut vorbereitet und die zeitlichen Ressourcen gemeinsam besprochen werden. Die Suche nach entsprechend deutsch- und arabischsprachigen bzw. Tigrinya sprechenden Personen nahm einige Zeit in Anspruch. Letztlich konnte zum einen mit einem geflüchteten Menschen, der sowohl syrisches Hocharabisch spricht als auch spezifische Varietäten davon, zum anderen mit einem ehrenamtlich Sprachmittlenden, der auf Deutsch und Tigrinya dolmetscht, zusammengearbeitet werden. Nach Absprache lehnte

sich ihr Honorar an den Stundensatz ehrenamtlicher Sprachmittlung⁶ an. Der Austausch förderte eine weitere Textauslegung des oben zitierten Satzes zutage, die auf die Spezifika der sudanesischen Umgangssprache aufmerksam macht. So konnte der Muttersprachler nach wiederholtem Hören der Sequenz ein sudanesisches Wort für ‚Kumpel‘ heraushören und die Aussage des jungen Menschen wie folgt übersetzen:

مالي زول بفهم منيح معاهم .. مالي زميل

Ich habe kein Kumpel, mit dem ich mich verstehe

Wenngleich beide Übersetzungen auf die soziale Isolation des jungen Menschen hinweisen, sind sie doch unterschiedlich konnotiert. Während der erste Übersetzer Kochen als gemeinsame Aktivität und Religion als relevante Kategorie aufruft, wird mit der zweiten Übersetzung die Qualität sozialer Beziehungen thematisiert. Dies galt es im weiteren Verlauf der Analyse zu verifizieren, wobei sich die letztere Lesart schließlich als zutreffend(er) erwies.

Blicken wir auf ein zweites Übersetzungsbeispiel aus dem vorliegenden Datenmaterial, finden sich darin nicht nur subjektive Relevanzsetzungen des Übersetzers, sondern ebenso der Sprachmittlerin:

⁶Dolmetschende, die ehrenamtlich in einem Verein arbeiten bzw. Community Interpreter bekommen zum Teil eine Aufwandsentschädigung in Höhe von 10–30 € pro Stunde.

[[set as inline figure]]

SM(B) genau;

ich glaub der SPART auch ein bisschen, ((lachen))

VJ(B) ah schön,

alle gucken
zu JU(B),
JU(B) guckt
Richtung
Tisch

SM(B) mhm;

يعني اه سألت عن ال ال المصاري تقول ويش هي تكفيك ولا لا بتضيعهم (-) قالت هي
لا، إنت بتوفر كمان شوية

also äh,

sie hat nach dem dem dem geld gefragt,

hat gefragt ob es dir reicht oder ob du es verschwendest (-)

sie hat gesagt nein du sparst sogar ein bisschen.

JU(B) <<leise>mhm>

JU(B) guckt
zu SM(B)

SM(B) <<lachend>ja: (.) ich spare gerne>

[[set as inline figure, stop]]

So fällt zunächst auf, dass die Sprachmittlerin als eigenständige Akteurin an dem Gespräch teilnimmt. Zum einen bestätigt sie das vorher Gesagte „genau“ und positioniert sich dadurch als Ansprechpartnerin mit einem spezifischen Kontextwissen. Zum anderen initiiert sie einen Eigenbeitrag, mit dem sie als Expertin der Lebenswelt des jungen Menschen erscheint. Dabei führt sie die soziale Kategorisierung der Bezugsbetreuerin fort, die zuvor erzählt, wie gut der junge Mensch mit Geld umgehen kann. Da die Sprachmittlerin zugleich als pädagogische Fachkraft in der Wohngruppe arbeitet, in welcher der junge Mensch lebt, manifestiert sich an dieser Stelle ihre Doppelrolle. Irritierend ist nun, wie sie die Antwort des jungen Menschen überträgt, reagiert dieser doch offensichtlich nur mit einem kurzen Feedbacksignal, „mhm“. Um dem nachzugehen, bat ich den Übersetzer darum, sich die Sequenz noch einmal anzuhören. Er erläutert daraufhin:

„JU(B) sagt nichts, es ist nur ein mhm, mehr nicht; das Wort für Sparen enthält einen Plosiv und einen Frikativ, das wäre bei Praat (Phonetikprogramm) aufgefallen, es ist jedoch nur ein langer Sonorant, vom Ausschlag her nur ein labialer Nasal. Die Dolmetscherin interpretiert oft frei, sie ist keine professionelle Dolmetscherin, sondern interpretiert sehr viel dazu, sie dolmetscht sehr emotional, vielleicht lässt sie Gesten einfließen, die auf diesen Sinn hindeuten? Vielleicht macht JU(B) eine Handbewegung, ich gehe stark davon aus, dass er bei seiner Sprachbarriere vieles nonverbal ausdrückt.“

Wie die Erläuterung des Übersetzers offenlegt, lässt sich die Verdolmetschung der Sprachmittlerin „ich spare gerne“ durchaus als eigenständige Ergänzung des Ausgangsbeitrags interpretieren. Besondere Brisanz erhält dieses Verfahren dadurch, dass es in der ersten Person gesprochen die Illusion einer direkten Rede konstruiert, den anderen Beteiligten aber intransparent bleibt. Während die weitere Analyse darauf zielt, die Funktion dieser eigenständigen Ergänzung zu untersuchen, führt der Übersetzer jedoch eine eigene Deutung ein. Zum einen bewertet er die Professionalität der Dolmetscherin und bezieht sich dabei weniger auf die vorliegende Sequenz, als vielmehr auf das gesamte Datenmaterial. Zum anderen formuliert er Fragen an das weitere Forschungsvorgehen, die seine subjektive Bewertung stützen könnten. Dabei legt er seine eigene Perspektive auf das Material explizit offen. Wenngleich der Hinweis auf die mögliche Relevanz der Gestik durchaus erkenntnisfördernd sein kann und das körpersprachliche Verhalten in der hier angewendeten modalitätsspezifisch erweiterten Gesprächsanalyse einen Teil des Gegenstandes bildet, sollte dies allerdings nicht dazu dienen, die Interpretationen des Übersetzers zu verifizieren. Vielmehr gilt es, sich von seiner normativen Bewertung der Sprachmittlerin freizumachen, strebt die Forschungsarbeit doch gerade nicht an, das Handeln der sprachmittelnden Personen als (un)professionell zu kategorisieren. Stattdessen liegt der Fokus darauf, was die Akteur/e_innen selbst als äquivalent zum Ausgangsbeitrag behandeln, welche Formen und Funktionen damit einhergehen. Vor diesem Hintergrund wird letztlich deutlich, dass die Erforschung der gedolmetschten Interaktion nicht nur subjektive Relevanzen der Sprachmittelnden offenzulegen vermag. Ähnlich wie die Sprachmittlerin in dieser Sequenz koordinierend in das Gespräch eingreift, greift auch der Übersetzer in den eigenen Analyseprozess ein. Paradoxaerweise kritisiert er die Interpretationsleistung der Sprachmittlerin als unprofessionell, während er selbst Interpretationen hinzufügt, die außerhalb seiner translatorischen Tätigkeit liegen. Einmal mehr manifestieren sich darin schließlich die Parallelen zwischen dem Forschungsgegenstand und seiner Analyse. Zeigt sich der Dolmetschprozess als eine subjektive Handlung, bildet sich der Übersetzungsprozess als eine erste

Ebene der Interpretation und Sinnkonstruktion dessen ab. Den Übersetzungsprozess im Forschungsverlauf gleichsam zum Gegenstand der Analyse zu erheben, kann den Blick auf das Datenmaterial somit bereichern.

7 Schnittmengen erkennen – Fazit

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die Herausforderungen gedolmetschter Hilfeplangespräche in mehrfacher Hinsicht mit jenen Gesprächen übereinstimmen, die es für die Erforschung der ersteren zu bearbeiten gilt. So bedarf es nicht nur der Überwindung von Erwartungen sprachlicher Homogenität, sondern ebenso einer Auseinandersetzung mit den dahinterliegenden Machtasymmetrien (Abs. 3). Letztere prägen sowohl die gedolmetschte Interaktion selbst (Abs. 5), als auch den analytischen Blick darauf (Abs. 6). Gleichzeitig erwächst aus diesen Schnittmengen ein besonderes erkenntnistheoretisches Potenzial. Der Umgang mit Mehrsprachigkeit im Forschungsfeld wird zu einer Reflexionsfolie der Dolmetsch- und Übersetzungsleistungen im Forschungsprozess und letztlich der eigenen Forschungspraktiken. In den blinden Flecken des gedolmetschten Hilfeplangesprächs spiegeln sich gleichsam die blinden Flecken des Forschungsprozesses wider. Um diese blinden Flecken zu bearbeiten und die qualitative Sozialforschung sprachsensibel zu gestalten, bedarf es der gleichen Strategien, die auch für eine Sensibilisierung des Forschungsfeldes bedeutsam sind. So braucht es in erster Linie ein Bewusstsein für die Notwendigkeit einer qualifizierten Sprachmittlung sowie für die komplexen Anforderungen des Dolmetschens und Übersetzens. Dafür sollte die Zusammenarbeit zwischen pädagogischen Fachkräften und Sprachmittelnden institutionell verankert werden. Neben Vor- und Nachgesprächen, die sich auf die Spezifika des jeweiligen Gesprächs beziehen, können Räume für einen gemeinsamen Austausch die Erwartungen, die Blickwinkel und das Wissen der Beteiligten synergetisch zusammenführen. Auch auf wissenschaftlicher Ebene kann die Kooperation zwischen Sozialwissenschaftler_innen und Translationswissenschaftler_innen die Perspektiven auf gedolmetschte Interaktionen füreinander fruchtbar machen. Hier wäre ein stärkerer interdisziplinärer Austausch sicherlich gewinnbringend. Um dem mehrsprachigen Forschungsgegenstand gerecht zu werden, sollte die Perspektive mehrsprachiger Personen systematisch in den Forschungsprozess einbezogen werden. Dazu kann eine stärkere Vernetzung mehrsprachiger Interpretationsgruppen ebenso beitragen wie eine gerechtere Entlohnung in der Zusammenarbeit mit Dolmetschenden und Übersetzenden. Hier bleibt zu fragen, wie das Wissenschaftssystem Ressourcen mobilisieren kann, um

qualifizierte Translationsleistungen im Forschungsprozess sicherzustellen. Damit könnte auch verhindert werden, dass die Wahl der sprachmittelnden Personen allein aus pragmatischen Gründen getroffen wird. Die Zusammenarbeit zwischen Forschenden und Sprachmittelnden – wie auch zwischen Pädagog_innen und Sprachmittelnden – braucht eine aktive Gestaltung gemeinsamer Arbeitsbedingungen. Wenngleich die Deutungshoheit letztlich den Forschenden obliegt, birgt eine sprachensible Sozialforschung das Potenzial, auch die Form der Ergebnisdarstellung in einer fachsprachlich abstrahierten Wissenschaftssprache einmal neu zu überdenken. In Anbetracht dessen kann schließlich gerade die Erkenntnis, dass man nicht die Sprache der Menschen spricht, deren Interaktion es zu untersuchen gilt, gewinnbringend sein.

Literatur

- Ahamer, V. (2013). *Unsichtbare Spracharbeit. Jugendliche Migranten als Laiendolmetscher. Integration durch „Community Interpreting“*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Akbaş, B. (2018). *Von Sprachdefiziten und anderen Mythen. Eine Studie zum Nicht-Verbleib von Elementarpädagoginnen und -pädagogen mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden: Springer VS.
- Allaoui, R. (2005). *Dolmetschen im Krankenhaus. Rollenerwartungen und Rollenverständnisse*. Göttingen: Cuvillier Verlag.
- Apfelbaum, B. (2004). *Gesprächsdynamik in Dolmetsch-Interaktionen. Eine empirische Untersuchung von Situationen internationaler Fachkommunikation unter besonderer Berücksichtigung der Arbeitssprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch*. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung.
- Bakhtin, M. (1986). *Speech genres and other late essays*. Austin: University of Texas Press.
- Boeckmann, K. B. (2008). Mehrsprachigkeit und Migration: Lässt sich sprachliche Assimilation wissenschaftlich rechtfertigen? *Zielsprache Deutsch*, 1, 3–23.
- Brandmaier, M. (2015). Qualitative Interviewforschung im Kontext mehrerer Sprachen – Reflexion als Schlüssel zum Verstehen. *Resonanzen. E-Journal für biopsychosoziale Dialoge in Psychotherapie, Supervision und Beratung* 3 (2), 131–143. <https://www.resonanzen-journal.org/index.php/resonanzen/article/view/377>. Zugegriffen: 17. Dez. 2019.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Landesjugendämter, BAGLJÄ (Hrsg.) (2015). *Empfehlungen. Qualitätsmaßstäbe und Gelingensfaktoren für die Hilfeplanung gemäß §36 SGB VIII*. Retrieved from https://lsjv.rlp.de/fileadmin/lsjv/Dateien/Aufgaben/Kinder_Jugend_Familie/Materialien_Sonstige/Hilfe_Erziehung_Hilfeplanung_Empf_BAGLJAE.pdf. Zugegriffen 23. März 2020.
- Deppermann, A. (2008). *Gespräche analysieren Eine Einführung* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Dirim, I. (2016). „Ich wollte nie, dass die anderen merken, dass wir zu Hause Arabisch sprechen“. Perspektiven einer linguizismuskritischen pädagogischen Professionalität von Lehrerinnen und Lehrern. In M. Hummrich, N. Pfaff, I. Dirim, & C. Freitag (Hrsg.), *Kulturen der Bildung. Kritische Perspektiven auf erziehungswissenschaftliche Verhältnisbestimmungen* (S. 191–209). Wiesbaden: Springer VS.
- Eubel, C. (2019). Zwischen lebensweltlicher Mehrsprachigkeit und institutioneller Einzugsfähigkeit. *Sprachmittlung in der Hilfeplanung. Sozial Extra*, 43(2), 92–95.
- Enzenhofer, E., & K. Resch. (2011). Übersetzungsprozesse und deren Qualitätssicherung in der qualitativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung* 12(2). <https://dx.doi.org/10.17169/fqs-12.2.1652>.
- Enzenhofer, E., & Resch, K. (2013). Unsichtbare Übersetzung? Die Bedeutung der Übersetzungsqualität für das Fremdverstehen in der qualitativen Sozialforschung. In R. Bettman & M. Roslon (Hrsg.), *Going the Distance. Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung* (S. 203–231). Wiesbaden: Springer VS.
- Friedrichs, J. (2019). Forschungsethik. In N. Baur, & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 67–77), (vollständig überarbeitete und erweiterte Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Garcia, O., & Wie, L. (2014). *Translanguaging. Language, Bilingualism and Education*. Wiesbaden: Springer VS.
- Glaser, B. G., & Strauss, A. (2005). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung* (2. Aufl.). Bern: Hans Huber.
- Gutiérrez Rodríguez, E. (2006). *Positionalität übersetzen. Über postkoloniale Verschränkungen und Dekolonialisierung von Wissen*. <https://igkultur.at/artikel/positionalietae-uebersetzen-ueber-postkoloniale-verschraenkungen-und-transversales>. Zugegriffen 17. Dez. 2019.
- Gogolin, I. (1994). *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. Münster: Waxmann Verlag.
- Gogolin, I. (2010). *Stichwort: Mehrsprachigkeit* (S. 339–358). Stichwort: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft.
- Gogolin, I., & Neumann, U. (Hrsg.). (2009). *Streitfall Zweisprachigkeit – The Bilingualism Controversy*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hollweg, C. (2020). Hilfeplangespräche unter Dolmetschbeteiligung. Der Umgang mit Mehrsprachigkeit in der Hilfeplanung. *Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit: Migration und Mobilität* 02. Im Erscheinen.
- Inheteen, K. (2012). Translation Challenges: Qualitative Interviewing in a Multi-Lingual Field. *Qualitative Sociology Review*, 8(2), 28–45.
- Jagus, B. (2012). Verstehen und Kommunikation. In B. Jagusch, B. Sievers, & U. Teupe (Hrsg.), *Migrationssensibler Kinderschutz. Ein Werkbuch* (S. 228–261). Frankfurt/Main: IGfH-Eigenverlag.
- Kappel, M., Straus, F., & Weiterschan, W. (2004). *Expertise. Interkulturelle Aspekte bei der Durchführung des Hilfeplanverfahrens*. München: DJI.
- Khakupour, N. (2016). Die Differenzkategorie Sprache. Das Beispiel „Native Speaker“. In M. Hummrich, N. Pfaff, I. Dirim, & C. Freitag (Hrsg.), *Kulturen der Bildung. Kritische Perspektiven auf erziehungswissenschaftliche Verhältnisbestimmungen* (S. 209–221). Wiesbaden: Springer VS.

- Kruse, J., & Schmieder, C. (2012). In fremden Gewässern. Ein integratives Basisverfahren als sensibilisierendes Programm für rekonstruktive Analyseprozesse im Kontext fremder Sprachen. In M. Hummrich, N. Pfaff, I. Dirim, & C. Freitag (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 248–295). Weinheim: Beltz Juventa.
- Kruse, J., Bethmann, S., Eckert, J., Niermann, D., & Schmieder, C. (2012). In und mit fremden Sprachen forschen. Eine empirische Bestandsaufnahme zu Erfahrungs- und Handlungswissen von Forschenden. In J. Kruse, S. Bethmann, D. Niermann, & C. Schmieder (Hrsg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (S. 27–68). Weinheim: Beltz Juventa.
- Kvam, S., I. Meloni, A. Parianou, J. F. Schopp, & K. Solfjeld. (2018). Dolmetschen, Übersetzen und noch mehr.... In Kvam, S., I. Meloni, A. Parianou, J. F. Schopp, & K. Solfjeld (Hrsg.), *Spielräume der Translation. Dolmetschen und Übersetzen in Theorie und Praxis* (S. 9–16). Münster u. a.: Waxmann Verlag.
- La Gro, F. (2019). Übersetzung und Sozialpädagogik. Dolmetschen für Geflüchtete und Migrant_innen zwischen Prekarität und Professionalisierung. In *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Sozialpolitik und Gesellschaftspolitik* (S. 107–124).
- Merchel, J. (2006). *Hilfeplanung bei den Hilfen zur Erziehung. §36 SGB VIII*. Stuttgart: Richard Boorberg Verlag.
- Münder, J. (2016). *Sprachmittlung als Teil der Leistungen in der Kinder- und Jugendhilfe*. https://drk-kinder-jugend-familienhilfe.de/uploads/tx_ffpublication/DRK_Sprachmittlung_KiJuHilfe_2016_BF.pdf. Zugegriffen 23. März 2020.
- Münder, J., & Tammen, B. (2002). *Einführung in das Kinder- und Jugendhilfegesetz*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Obermayer, C. (2012). Von Alphatieren und schwarzen Schafen. Typologisierungsversuche im Dolmetschbereich. In N. Grbić, & S. Pöllabauer (Hrsg.), *Kommunaldolmetschen/Community Interpreting. Probleme – Perspektiven – Potenziale. Forschungsbeiträge aus Österreich* (S. 31–65). Berlin: Frank & Timme.
- Oevermann, U. (2008). Zur Differenz von praktischem und methodischem Verstehen in der ethnologischen Forschung – Eine rein textimmanente objektiv hermeneutische Sequenzanalyse von übersetzten Verbatim-Transkripten von Gruppendiskussionen in einer afrikanischen lokalen Kultur. In G. Cappai (Hrsg.), *Forschen unter Bedingungen kultureller Fremdheit* (S. 145–233). Wiesbaden: Springer VS.
- Palenga-Möllnbeck, E. (2009). Die unsichtbaren ÜbersetzerInnen in der transnationalen Forschung: Übersetzung als Methode. In H. Lutz (Hrsg.), *Gender mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (S. 158–174). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Prunč, E. (2007). *Entwicklungslinien der Translationswissenschaft. Von den Asymmetrien der Sprachen zu den Asymmetrien der Macht*. Berlin: Frank & Timme.
- Reiß, K., & Vermeer, H. J. (2010). *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Berlin: De Gruyter.
- Schittenhelm, K. (2017). Mehrsprachigkeit als methodische Herausforderung in transnationalen Forschungskontexten. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 18(1), 101–115.
- Stegmaier, P. (2013). Die hermeneutische Interpretation multisprachlicher Daten in transnationalen Forschungskontexten. In R. Bettman & M. Roslon (Hrsg.), *Going the Distance*.

- Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung* (S. 231–257). Wiesbaden: Springer VS.
- Tigli, N. (2007). Bilinguale Beratung im Jugendamt, Selbstverständlichkeit oder Luxus? In N. Albrecht & T. Borde (Hrsg.), *Innovative Konzepte für Integration und Partizipation. Bedarfsanalyse zur interkulturellen Kommunikation in Institutionen und für Modelle neuer Arbeitsfelder* (S. 192–224). Frankfurt a. M.: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Uebelacker, J. (2007). Der Bedarf an Sprach- und KulturmittlerInnen aus Sicht der MitarbeiterInnen eines Berliner Bezirksamtes. In N. Albrecht & T. Borde (Hrsg.), *Innovative Konzepte für Integration und Partizipation. Bedarfsanalyse zur interkulturellen Kommunikation in Institutionen und für Modelle neuer Arbeitsfelder* (S. 22–42). Frankfurt a. M.: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Wadensjö, C. (1995). Dialogue interpreting and the distribution of responsibility. In: *Hermes, Journal of Linguistics* (14), 111–129.
- Wadensjö, C. (1998). *Interpreting as interaction*. New York: Addison Wesley Longman Inc.

Carolyn Hollweg (geb. Eubel) Staatlich anerkannte Sozial- und Organisationspädagogin (M.A.). Promotionsstipendiatin im Graduiertenkolleg „Multiprofessionalität in der Bildungsinfrastruktur und in Sozialen Diensten“ am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Migration, Mehrsprachigkeit und Soziale Arbeit.



Das Politische in Stimme und Blick der Feldforscher_in/Dolmetscher_in

Şebnem Bahadır

Zusammenfassung

In meinem Beitrag gehe ich von einem Vergleich zwischen Dolmetschen und Feldforschung aus. Mein Fokus liegt auf den Personen, den Dolmetschenden und den Feldforschenden – auf dem Einfluss und der Beeinflussung ihrer Stimme und ihres Blicks, auf ihren Rollen, Funktionen, Handlungen und Verhaltensweisen. Mein Ausgangspunkt ist eine aporetische Situation, die sich auf jegliche Erscheinungsform von Übersetzen und Dolmetschen bezieht, also eine Eigenschaft jeglicher Translation ist: Einerseits wird von Translation erwartet, dass sie so tut, als wäre sie nicht sekundär, sondern originär. Andererseits haftet an ihr das Stigma eines Hilfswerkzeugs an, das möglichst unbemerkt, störungsfrei und transparent funktionieren und das Original durchscheinen lassen sollte. Mein Ziel ist es, einen Rahmen für eine Politik des Dolmetschens zu skizzieren, in der Dolmetscher_innen als aktive Performer_innen in einem Raum des Als-Ob agieren und das Dolmetschen als performativer politischer Akt betrachtet wird. Dieses Verständnis einer Politik des Dolmetschens gründet auf der Auffassung von jeglicher translatorischer Handlung und somit auch Dolmetschhandlung als ‚Performance‘. Dabei werden Faktoren wie Neutralität, Professionalität, Macht, Angst und Unbehagen bei Dolmetscher_innen/Feldforscher_innen, die oft dem Bereich der Ethik zugeordnet werden, als Eigenschaften des Politischen am Dolmetschen/an der Feldforschung gelesen.

Ş. Bahadır (✉)

Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft (ITAT),
Karl-Franzens-Universität, Graz, Österreich
E-Mail: sebnem.bahadir-berzig@uni-graz.at

Schlüsselwörter

Politik des Dolmetschens • Dolmetscher_in • Feldforscher_in • Dolmetschen als Performance • Stimme • Blick • Teilnehmende Beobachtung • Professionalität • Neutralität • Unbehagen • Macht

Dolmetscher_innen vertreten nicht die eigentlichen Redner_innen. Sie bilden die Originalreden nicht ab. Sie tun nur so, als ob. Sie spielen eine bzw. mehrere Rollen. Sie agieren wie Performer_innen, die sie sich in einem Raum des Als-Ob bewegen. Der naive Repräsentationsgedanke, also ein oberflächliches unidirektionales Transferverständnis gekoppelt mit einer Wahrnehmung von Translation als sekundäre, derivative Tätigkeit wird seit über drei Jahrzehnten in der Translationswissenschaft kritisch reflektiert (vgl. u. a. Arrojo 1997a + b + c; Venuti 1995, 1998; Cronin 2000a + b, 2002; Dizdar 2006, Dizdar 2012, Tymoczko 2007; Wolf und Vorderobermeier 2008; Wolf 2012). Dizdar (2014) zeigt in diesem Zusammenhang, wie der Blick der Praxis (im Sinne von Markt) auf Translation, der das Instrumentelle, die Markttauglichkeit der Tätigkeit und des Produkts hervorhebt, sich auch in der Translationswissenschaft niederschlägt. Zwei Eigenschaften, die der Translation zugeschrieben werden, führen zur Aporie (vgl. Vermeer 2006): Einerseits wird von Translation erwartet, dass sie so tut, als wäre sie nicht sekundär, sondern originär. Andererseits haftet an jeder Translation das Stigma eines Instruments, eines Hilfswerkzeugs, das möglichst unmerklich und transparent funktionieren sollte: „It is welcome as long as it is purely instrumental (meaning also transparent), but because it never is ‚purely‘ instrumental/transparent (the interpreter cannot make herself disappear, after all), it is always suspicious.“ (Dizdar 2014, 2019).

Die Aporie zwischen der Unabdingbarkeit/Notwendigkeit der Translation und der damit einhergehenden Unerwünschtheit/Störung macht keinen Unterschied zwischen schriftlicher und mündlicher Ausführung der Tätigkeit. Ein zeitverschobener Translationsakt, also das Konsekutivdolmetschen oder das Übersetzen, steht genauso unter dem Einfluss dieser Vorstellung wie die zeitgleiche Translation, also das Simultandolmetschen. Es scheint auch keinen Unterschied zu machen, ob die Translation von Menschen oder Maschinen ausgeführt wird. Sprachen, Textsorten, Stile, Gesprächstypen, beteiligte Personen, Interaktionskontexte und Kommunikationsräume spielen auch keine Rolle, d. h. es ist unerheblich, ob es sich um interlinguale oder intralinguale Übertragungen literarischer, wirtschaftlicher oder technischer Texte, um die Simultanverdolmetschung hochspezialisierter Expertengespräche oder das konsekutive Dolmetschen in Therapie- und Beratungssituationen mit geflüchteten Menschen handelt.

Der Anspruch, ein Original oder eine Originalrednerin zu repräsentieren, abzubilden, und dabei so zu tun, als würde dieser Akt der Translation nichts verändern, verzerren, verschieben oder verdrehen, sondern unsichtbar agieren, hat nicht nur ethische, sondern auch politische Implikationen. Dieser Beitrag möchte die aporetische Situation, in der Dolmetscher_innen handeln und Haltungen annehmen, als politischen Akt lesen. Diese Lektüre nimmt die Betrachtung von translatorischer Handlung und Haltung als Performance im Sinne von Schechner zum Ausgangspunkt (Schechner 2002/2014, S. 28): „Performances mark identities, bend time, reshape and adorn the body, and tell stories. Performances – of art, rituals, or ordinary life – are “restored behaviors”, “twice-behaved behaviors,” performed actions that people train for and rehearse.“

1 Translation als Performance

Translation als Performance ereignet sich in einem Raum, den Schechner als „as if“ bezeichnet (Schechner 1985). In diesem Raum ahmt der/die Dolmetscher_in nicht nach – sie performt, sie führt auf. Sie handelt als die/der Andere. Sie vollführt die/den Andere_n. Der Raum des „as if“ zeigt uns den Aufführungscharakter der Translation und somit das Potenzial der Abweichung, Veränderung und Ergänzung. Dieser Raum zwischen den Räumen diverser Wirklichkeiten bedingt Divergenz, da der/die Dolmetscher_in im Als-Ob-Raum nur agieren kann, nachdem sie das, was sie als vorher Gesagtes und Getanes beobachtet, wahr- und aufgenommen, interpretiert und kognitiv, intellektuell, emotional, körperlich verarbeitet hat. Der/die Dolmetscher_in wie auch der/die Performer_in gibt nicht wieder, sondern gibt weiter. Er/Sie verbreitet (im Sinne von disseminiert) das, was er/sie beobachtet, wahrgenommen, aufgenommen hatte, in einer anderen Sprache. Die Handlung des/der Dolmetscher/s_in kann hier auch als Ergebnis der Arbeit am Original beschrieben werden, vergleichbar mit der Arbeit von Schauspieler_innen an ihrer Rolle, ihrem Text oder Skript. Ein Vergleich der Arbeit im Translationsprozess mit der Arbeit im Probenprozess ist naheliegend:

Im Probenprozess verdichten sich – stärker als in der Aufführung – bestimmte Fragen zu Arbeit am Theater: das Verhältnis von Material und Wiederholung, die Ausdifferenzierung verschiedener Berufsfelder und Tätigkeiten, die Verortung des Theaters im Spannungsfeld zwischen produktiver und reproduktiver Kunst und der zeitliche Prozess (Matzke 2012, S. 19).

Auch das Theater muss sich immer mit der Frage auseinandersetzen, ob es ‚lediglich‘ einen Dramentext in einem anderen Raum reproduziert und somit einen gewissen Wiederholungscharakter aufweist oder ob es etwas Neues, Eigenes, Anderes erschafft. Kein/e Schauspieler_in verwandelt sich in Lady Macbeth, da es Lady Macbeth, wie sie in dem Text von Shakespeare beschrieben ist, gar nicht gibt. Ich spreche nicht von einer historischen Lady Macbeth. Die Lady Macbeth in dem Dramentext von Shakespeare gibt es nicht. Sie wird erst zur Lady Macbeth in der Darstellung von Schauspieler_in Berta oder Anna oder Eylem oder Ali. Der/Die Schauspieler_in erprobt und führt eine oder mehrere mögliche Darstellungsformen von Lady Macbeth auf. Das Ergebnis dieser sehr idiosynkratischen Arbeit an Lady Macbeth trägt immer Spuren ihrer/seiner selbst. Der performative Dolmetschakt ist eine Aus- und Aufführungspraxis, in der die Gleichzeitigkeit zwischen der Echtheit (der ‚echten‘ syrischen Geflüchteten oder der ‚echten‘ Delegationsleiterin aus China) und der Übertragung (durch die ehrenamtliche Sprachmittler_in oder den/die Konferenzdolmetscher_in) als Inkommensurabilität inszeniert wird. Er zeigt aber auch, wie Translationen sich als performative Akte eben ereignen, empirisch ge- und erlebt werden (vgl. Bahadır 2007, 2008, 2011, 2017). Translator_innen (wie Schauspieler_innen) versprechen, Andere darzustellen, indem sie die Rolle und die Stimme der Anderen übernehmen. Aber sie spielen diese Rolle mit ihrem eigenen Körper. Es ertönt ihre eigene Stimme, wenn sie die Anderen sprechen lassen. Das Translationsversprechen ermöglicht also das, was als unmöglich postuliert wird. Die Möglichkeit der Translation wird zwar theoretisch infrage gestellt. Die Translation selbst, in der Praxis, ereignet sich (Dizdar 2006, 2009; vgl. auch Derrida und Lüdemann 2003). Der instrumentelle Aspekt der Translation, so Dizdar (2014, 2015), bedinge also, dass sie sich im Vollzug, in der Ausführung, im Ereignis selbst negiere. Heller spricht hier von „performativer Unauffälligkeit“ als Eigenschaft und Problem der Translation (2013). Diese Aus-/Aufführungspraxis zwischen Selbstpositionierung und Selbstnegierung ist beim Dolmetschen durch die immediat beobachtbare körperliche Praxis besonders augenfällig. Dolmetschhandlungen als „performance“ im Sinne Schechners (2003), d. h. als Inszenierungen (vgl. auch Bahadır 2010b, 2011, 2017) sind unmittelbarer und situativer. Sie können innerhalb der komplexen Interaktionssituation teilnehmend beobachtet und somit bis zu einem gewissen Grad im Moment des Ereignisses miterlebt werden.

2 Die Stimme und der Blick: das Unbehagen

Beim Dolmetschen spielen Stimme und Blick eine besondere Rolle. Dolmetscher_innen leihen ihre Stimmen und ihre Blicke den Anderen. Die Stimmen der Anderen werden mit diesem entliehenen Blick und der entliehenen Stimme des/der Dolmetscher/s_in aufgeführt. Die Dolmetschsituation gestaltet sich als eine polyfone Aufführungspraxis: Dolmetscher_innen sprechen mal mit der Stimme eines Herrschers und mal mit der Stimme der Beherrschten. In jeder Dolmetschsituation sprechen diejenigen, deren Sprache nicht für alle zugänglich ist, mit den Stimmen der Dolmetscher_innen, die selbst nicht die Unterdrückten oder die Unterdrückten, die Mächtigen oder die Ohnmächtigen sind. Sie leihen ihre Stimmen unter dem Schutzmantel der Distanzierung und Neutralität. Da dieser Schutzmantel aber nicht undurchdringlich ist, erleben sie ein „Unbehagen“ (eine Disposition, die ich in Anlehnung an Baumann (1999) verwende, der sich wiederum mit Freud auseinandersetzt), das dem Dolmetschen eigen ist. Sie wappnen sich mit dem Schutzschild der Neutralität, das Unvoreingenommenheit, Unparteilichkeit und vor allem Unnahbarkeit verspricht, aber ihre Körper spüren und reagieren. Sie entwickeln Emotionen und Gedanken. Sie erleben. Vorher, nachher oder auch während des Dolmetschens denken sie weiter, über das, was gesagt wird, was geschieht. Sie verknüpfen schon vorhandene Gedanken und Gefühle mit dem aktuell Gehörten und Erlebten. Somit verweben sie frühere Stimmen, die sie gedolmetscht hatten, ihre eigene Stimme und die aktuellen Stimmen miteinander.

Diese im Alltag ‚normalen‘ kognitiv-körperlichen Zustände werden zum Problem, weil sie durch einen bestimmten Professionalisierungsfilter betrachtet werden. Das Unbehagen entsteht in dem Moment, in dem die dolmetschenden Personen diese Reaktionen als Normbruch wahrnehmen und definieren, als Bruch mit der ‚Supernorm‘ des Dolmetschens: Neutralität und die dazugehörige Röhrenmetapher (vgl. Dizdar 2006; Zwischenberger 2015 spezifisch über das Simultandolmetschen). Erst die Kenntnis und Akzeptanz dieser Norm, d. h. der Vorstellung von Translation als reibungsloses Fließen durch eine Röhre, ob als Alltagswissen oder im Rahmen einer professionellen Bewusstseinsbildung, führt zum Erlebnis dieses Dilemmas. Sowohl die Erfahrung von Laien und Expert_innen als auch die Ausführungen von Ausbilder_innen und Theoretiker_innen des Dolmetschens (vgl. z. B. Beiträge in Biagini et al. 2017) zeigen, dass Objektivität, Neutralität und ähnliche ‚Tugenden‘ im Grunde genommen nichts anderes als nicht erreichbare Ideale, ideologische Konstrukte oder Glaubensgrundsätze sind, die die Betroffenen benötigen, nicht um mehr Experte/Expertin zu sein, sondern um sich wohler, besser, ruhiger zu fühlen, um glauben und vertrauen zu können,

dass es ein Ideal, einen Standard gibt, dem man folgen kann. Professionalisierung dient aber nicht nur auf einer psychisch-persönlichen Ebene, sondern auch aus (berufs)politischer Sicht der Reduktion von Unsicherheit: Standards und Normen suggerieren vermeintliche Kontrolle über nicht vorhersehbare, nicht planbare und somit nicht trainierbare Ereignisse bei verdolmetschten Interaktionen (vgl. Bahadır 2007, 2010).

Professionalisierung bringt also keine wahre Ordnung, Standardisierung und Kontrollierbarkeit mit sich, sondern verbreitet eine Illusion, die aus politischen Gründen zur Ideologie stilisiert wird. In diesem Denkraum erscheint das Ansinnen auf Repräsentation durch Translation als Anmaßung (*hybris*), Enteignung (*disempowerment*) und Aneignung (*appropriation*) (vgl. Spivaks inzwischen klassischen Grundlagentext der Postcolonial Studies: „Can the Subaltern Speak?“). Der/Die Dolmetscher_in, der/die als Stimme von jemand spricht, erfährt keine ‚Transsubstantiation‘, keinen ‚Wesenswandel‘: Sie wird nicht zum Präsidenten, zum Betriebsratsvorsitzenden, zur Sozialarbeiterin, zur Gefolterten, zum Polizisten, zur Richterin, zum Vergewaltiger, zur Bombenlegerin. Sie bleibt eine dolmetschende Person mit einem eigenen Namen – die Dolmetscherin Johanna oder Sibel oder der Dolmetscher Yang. Ihre Stimme bleibt Johannes Stimme. Gleichzeitig führt sie mit dieser Stimme eine oder einen oder viele Andere auf – bis zu einem gewissen Grad, da die Vermischung der Stimmen bzw. die Hörbarkeit der anderen Stimmen von der Empathie und Identifikation mit oder Distanzierung von diesen Anderen abhängt.

Feldforscher_innen sprechen in ihren Aufzeichnungen ebenfalls mit verschiedenen Stimmen, als und für verschiedene Stimmen. Sie sind vor Ort, da und dort und dann wieder woanders. Sie tauchen ein, werden eingebettet (*embedded*). Sie beobachten, zeichnen auf, dokumentieren, klassifizieren, ordnen, übersetzen in ein anderes System und vermitteln an die Eigenen, indem sie zur Stimme von wieder Anderen werden (vgl. Geertz et al. 1987; Geertz und Pfeiffer 1993; Clifford 1988, 1990, 1999, Crapanzano und Enderwitz 1983). Aber ihre eigene Stimme dringt durch. Mit der Stimme des/der Feldforscher/s_in sickert auch eine andere Wahrnehmung, eine andere Kultur, eine andere Gesellschaft, eine andere Ordnung durch. Das Betrachtete, Analytierte, Systematisierte wird gefiltert. Schon allein der Blick, die nonverbale Geste des Anblickens mit dem Ziel des Verstehens durch Vergleich, Festhalten, Einordnen und Kategorisieren verändert die ursprünglichen Stimmen.

Trotz dieser wissenschaftlich fundierten und durch Alltagserfahrungen bekräftigten kritischen Sichtweise verfallen wir doch immer wieder gern der beruhigenden Illusion, dass Feldforscher_innen nur das dokumentieren und vermitteln, was sie sehen und was da oder dort, vor Ort, ist. Ähnlich beruhigend wirkt auf uns der

Glaube, dass Dolmetscher_innen nur das, was gesagt wurde, nur eben mehr oder weniger zeitverzögert und in einer anderen Sprache (aus)sprechen. So erscheint es uns zu übertrieben, zu dramatisch und zu weit hergeholt, uns Gedanken über die ‚Mittäterschaft‘ von Feldforscher_innen und Dolmetscher_innen machen zu müssen. Zu überspitzt erscheint die Frage, ob ein Blick, die Beobachtung, das physische Dortsein der Feldforscher_innen und Dolmetscher_innen reicht, um an der Zerstörung und Vernichtung (die gesehen, beobachtet und vermittelt wurde) beteiligt zu sein, um sich mitschuldig zu machen.

Dolmetscher_innen in kolonialen, postkolonialen und neokolonialen Zeiten, in den kolonialisierten Ländern Afrikas, im Irak, in Afghanistan, im Kosovo, in Palästina, in Syrien ‚entdecken‘ und decken auf, ermöglichen nicht nur Zugang und Kommunikation, sondern führen auch zum Abbruch von Kommunikation (cf. Lawrance 2006; M‘bayo 2016). In diesen translatorischen Handlungen entfaltet sich auch immer wieder das Zerstörerische des Entdeckens. Dolmetscher_innen sehen zu. Sie sind Zeug_innen, wenn Entscheidungen über Zerstörung, Tötung und Ausrottung fallen. Oft sind es ihre Stimmen, die diese Entscheidungen artikulieren, also verkünden. Die alltägliche Arbeit, die Praxis des Dolmetschens vollzieht sich in einem Spagat zwischen Professionalität und Mittäterschaft. Reflexionen über behindernde, verstörende, durchaus zerstörerische Entdeckerrollen von Dolmetscher_innen in politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Kontexten sind ein wichtiges Korrektiv für einen tendenziell euphorischen Blick auf den/die Translator_in als Entdecker_in von neuen Welten und Kulturen (vgl. Kelletat und Tashinskiy 2014).

3 Das Politische am Dolmetschen: ‚Eingebettetsein‘

Jeder/jede Dolmetscher_in, ob Medizindolmetscher_in, Konferenzdolmetscher_in, Delegationsdolmetscher_in, Behörden- oder Gerichtsdolmetscher_in, ist als Mensch eingebettet in Kontexte. Er/Sie ist eine enkulturierte und sozialisierte Person, hat eine bestimmte Perspektive auf die Ereignisse in ihrer Umgebung und vertritt als Person eine Position. Perspektiven und Positionierung hängen von situationellen Faktoren ab. Das Eingebettetsein der Dolmetschhandlung und der Dolmetscher_in löst Irritation aus, bei praktizierenden Dolmetscher_innen selbst wie bei Dolmetschausbilder_innen und –forscher_innen und am meisten bei den nichtdolmetschenden Beteiligten, weil diese Positionierung Abhängigkeit von Hierarchien, Machtverhältnissen und sozialen, politischen, kulturellen Einflussgrößen bedeutet. Die politischen und sozialen Akteur/e_innen im Feld des Dolmetschens halten oft und gern an universalisierenden Postulaten von

Neutralität fest, weil Dolmetschen und eine dolmetschende Person eine für die anderen Beteiligten undurchdringbare sprachliche Wand bedeuten und somit Kontrollverlust mit sich bringen. Wenn zur sprachlichen Undurchsichtigkeit noch die Vorstellung einer Situationsspezifität der dolmetscherischen Handlung und einer Situativität des/der Dolmetscher/s_in hinzukommen, wächst das Unbehagen, weil damit die bequeme Dichotomie und Teleologie zwischen dem sprachlichen und kulturellen Ausgangspunkt und dem anderssprachlichen/anderskulturellen Zielpunkt, also das Denken von Äquivalenz, Transfer und Treue beim Dolmetschen auch auf anderen Ebenen erschüttert wird. Sprache und Kultur werden ‚politisiert‘ und ‚pluralisiert‘: Mit der Einbettung in verschiedene Situationen kann Kultur nur noch als Pluralwort genutzt werden. Sie ist ein sich ständig verändernder Raum verschiedenster Zugehörigkeiten.

Auch wenn immer noch gern von Dolmetscher_innen als Brückenbauer_innen und Kulturmittler_innen gesprochen wird, deren Mission es sei, Kulturen näher zu bringen, interkulturelle Kommunikation zu ermöglichen und kulturelle Missverständnisse aus dem Weg zu räumen, ist in der Translationswissenschaft die Diskussion um den Begriff Kultur nun schon so differenziert, dass Denkansätze entstehen, die davon absehen, die Interaktionspartner_innen von Translator_innen als Vertreter_innen abgrenzbarer Gemeinschaften mit bestimmbar, festgelegten Eigenschaften (kulturellen Parametern/Mustern im Sinne von Maletzke 1996; Hofstede 1984) zu beschreiben. Das Projekt der ‚Kulturmittlung‘ als Emanzipation von der Reduktion auf sprachlichen Transfer wird heute in der Translationswissenschaft kritisch diskutiert. Auch in der Lehre steht nicht mehr nur die ‚Friedensmission‘ der Translator_innen im Vordergrund: Dolmetschen und Übersetzen kann zur Verständigung führen, aber auch zum Konflikt. Kommunikation durch Translation ermöglichen, bedeutet nicht, dass alle Reibungspunkte ausgeräumt, keine Brüche zugelassen und Dissonanzen harmonisiert werden. Dolmetscher_innen agieren zwischen Kulturen, in denen diverse Zugehörigkeiten um Vormacht ringen und die von Widersprüchlichkeiten und Uneindeutigkeiten durchzogen sind: „When we look at the word ‚culture‘ we should see it as the site of a struggle, a problem, a discursive production, an effect structure rather than a cause“ (Spivak 1990, S. 123).

Dolmetscher_innen sind nicht gefeit gegen diese Kämpfe verschiedener kultureller und politischer Dimensionen innerhalb ihrer eigenen Identität und der Identitäten der anderen an der verdolmetschten Situation Beteiligten. Sie nehmen Beziehungen wahr, bewerten Kommunikationskontexte, entscheiden sich für ihre Dolmetschstrategien und dolmetschen. Die Fragen, ob und in welcher Weise Faktoren wie Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe, zur Mehrheit oder

Minderheit in einer Kultur, zu einer sexuellen Orientierung, einer Religionsgemeinschaft, einer bestimmten beruflichen und/oder politischen Sozialisierung das Dolmetschverhalten beeinflussen, inwiefern diese Faktoren die spezifische Dolmetschhandlung erst ermöglichen oder inwiefern sie bestimmte Seiten der Dolmetschtätigkeit verhindern oder einschränken, ermöglichen eine komplexere und politischere Sichtweise auf die Arbeit des/der Dolmetscher/s_in. Eine umfassende, im Foucaultschen Sinne archäologische Lektüre diverser Dolmetschhandlungen in unterschiedlichen Situationen (und nicht getrennt nach Dolmetschsorten oder -techniken) wird dabei nötig (vgl. Foucault und Köppen 1995), um nicht nur Differenzen an der technischen Oberflächenstruktur der Dolmetschhandlungen zu erkennen und allzu leichte Kategorisierungen vorzunehmen, wie auf dieser Seite Konferenzdolmetschen bzw. Simultan- und Konsektivdolmetschen in Konferenzsituationen und auf der anderen Seite der gesamte Rest, der so schwer fass- und somit kategorisierbar ist.

Die Politik des Dolmetschens (im Sinne von ‚Politics of Interpreting‘) vollzieht sich bei allen Dolmetschformen und -phänomenen auf mehreren Ebenen: Die erste politische Ebene des ‚translation proper‘ des Dolmetschens (vgl. Dizdar 2009) umfasst z. B. das Wort, den Akt des Sprechens und des Schweigens, die Laute, die Haltung, die Körpersprache, die Stimmführung, die Begrifflichkeit, den Stil, den Diskurs, die Rede und die Sprache des/der Dolmetscher/s_in und somit auch aller anderen Beteiligten, die verdolmetscht werden. Andere politische Dimensionen, die zum Tragen kommen, sind beispielsweise die Politik der Profession und der Professionalisierung des Dolmetschens, die Politik der Pädagogik des Dolmetschens und die Politik der Migration, der Migrationsgesellschaft bzw. die Politik der Mehrsprachigkeit in einer Gesellschaft. Aber das Politische des Dolmetschens vollzieht sich nicht nur auf den Ebenen der professionellen, pädagogischen und wissenschaftlichen Rahmung dieser Tätigkeit. Das Alltägliche, das Nichtprofessionalisierte des Dolmetschens, die Phänomene des sogenannten ‚natürlichen Dolmetschens‘ zeigen einen anderen, neuen Zugang zur Politik des Dolmetschens und ermöglichen eine kritische Distanz und ein bewusstes Umgehen mit der Filterung durch das professionelle Auge (im Sinne von Leiris‘ ‚ethnographischem Auge‘ in Leiris und Wintermeyer 1985).

Der Bereich des ‚nonprofessional translation and interpreting‘ (vgl. besonders Antonini et al. 2017) hat neuen Wind in die Dolmetschforschung gebracht. In der Translationswissenschaft ist eine interdisziplinäre Annäherung an Translation als gesellschaftliches, menschliches Phänomen im Kommen: Ich möchte hier exemplarisch nur auf Dizdar verweisen, die Translation als Kulturtechnik in ihren alltäglichen Erscheinungsformen untersucht und somit einen Zugang zur Politik der Translation über den Alltag eröffnet (vgl. Dizdar 2015). Diese

Bemühung lese ich parallel zum Anliegen der Politikwissenschaftlerin Bargetz (2016), die eine neue Theorie des Politischen auf der Grundlage einer kritischen Konzeptualisierung von Alltag begründet: Alltag wird dabei als ambivalent und veränderbar gesetzt, als abhängig von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. So kann Gesellschaftskritik den Alltag als Ausgangspunkt nehmen. In diesem Zusammenhang interpretiert Bargetz den Alltag als „politischen Kampfplatz“ (2016, S. 34) und konzeptionalisiert das Politische im Alltag als „Ereignis der Unterbrechung“ (ibid., S. 60). Wenn dieser Denkansatz für die Dolmetschforschung genutzt wird, können in der Forschung (aber auch in der Lehre) eben diese ‚Unterbrechungen‘ im Alltag des Dolmetschens ins Zentrum rücken. Es handelt sich dabei um ‚Randphänomene‘, die bisher wenig beachtet wurden: Prä-dolmetscherische Handlungen, Haltungen, Rahmungen (z. B. Kontakte des/der Dolmetscher/s_in zu den Gesprächsbeteiligten, Beziehungen und Position der Dolmetscherin innerhalb der beteiligten Communities, Vorerfahrungen, Zugehörigkeiten/Rollen des/der Dolmetscher/s_in außerhalb ihrer professionellen Identität), post-dolmetscherisches Verhalten (z. B. Nachgespräche, Nachbetreuung von Delegationsmitgliedern, das gemeinsame Abendessen nach diplomatischen Dolmetscheinsätzen), ‚Unterbrechungen‘ während des Dolmetschprozesses, also die unauffälligen Ausrutscher oder scheinbar ohne Zusammenhang eingeschobenen Zusätze oder auch bewusste und unbewusste Interventionen. Die Betrachtung dieser ‚Zustände‘ und ‚Ereignisse‘ außerhalb oder neben den ‚engen‘ Dolmetschhandlungen ermöglichen eine Konzeptualisierung von Dolmetschen jenseits der Mischung von Mythos und Instrumentalität.

4 Das Politische am Dolmetschen: Krise und Entmystifizierung

Ausgangspunkt meiner Darstellungen des/der Dolmetscher/s_in als Feldforscher_in und meiner Analogie zwischen Dolmetschen und teilnehmender Beobachtung ist Göhrings Vorstellung eines Translators als Ethnograf, der Feldforschung betreibt und sich dabei der Methode der teilnehmenden Beobachtung und der Interviews mit „Einheimischen“ bedient (Göhring 1977, 1980; vgl. auch Bahadır 2004, 2007). Göhring selbst setzt den/die Translator_in nicht direkt mit einem/er Ethnografen/in gleich, aber er betont in seinen Aufsätzen immer wieder, dass für Fremdsprachenlehrer_innen wie -lerner_innen, Experten und Expertinnen für interkulturelle Kommunikation, also Translator_innen, die „Neugier, Sensibilität und Sichtweise des Kulturanthropologen“, das Wissen und die Methoden

eines „auf Kulturvergleich spezialisierten Soziologen“ gefordert bzw. in der Ausbildung vermittelt werden sollten (vgl. z. B. 1998). Für Göhring taucht der/die Feldforscher-Dolmetscher_in in die zu erforschende Kultur ein und mithilfe ihres wichtigsten intellektuellen Werkzeugs, des Kulturrelativismus, 'erarbeitet' er/sie sich den Zugang zu den verschiedenen Dimensionen dieser Kultur – vergleichbar mit einem kindähnlichen Enkulturations- und Sozialisationsprozess.

Göhrings aufgeklärte, kulturrelativistische Feldforscher-Dolmetscher_innen haben inzwischen eine sogenannte „Krise der Repräsentation“ (vgl. Marcus und Fischer 1986, S. 7 ff., Schupp 1997, S. 63 ff.) erleben müssen. Die humanistisch orientierte Anthropologie ist von radikalen Veränderungen in den politischen und sozialen Strukturen der Kulturen, die traditionell von Anthropologen für ihre Untersuchungen befohrt wurden, heimgesucht worden. Der Postkolonialismus hat tiefe Spuren hinterlassen. Die Folge ist eine tief greifende Infragestellung der objektiven Vermittler-Identität und der politisch neutralen Beobachter-Position. Nicht zufällig sind die ethnografisch erfassten Kulturen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts meist Teile einer kolonialen Weltordnung gewesen, und nicht zufällig sind Feldforscher_innen mit Einverständnis, wenn nicht sogar im Auftrag von kolonialen Administrationen in diese Kulturen vor- und auch eingedrungen (vgl. Leiris und Wintermeyer [1950] 1985; Asad 1975; Clifford 1988; Schupp 1997). Mit der Entkolonialisierung verbreitet sich im Rahmen von Diskussionen um postkoloniale Theoriebildungen eine Desorientierung und ein Hinterfragen der Daseinsberechtigung eines wissenschaftlichen Bereichs, der so eng mit dem Kolonialismus verbunden war. Es wird Abschied genommen von der Illusion und dem Mythos des wohlwollenden, humanistisch-humanitären, aufklärerischen Ethnografen (ich belasse die männliche Form, da der Mythos sich fast ausschließlich auf weiße Männer bezieht). Die Feldforschung und ihre niedergeschriebene Form, die Ethnografie, auch die Übersetzung der Feldforschung in Theorien werden als perspektivische, ideologisch untermauerte, d. h. politische Arbeiten (an)erkannt. Die Repräsentation der Perspektive der Einheimischen, selbst des einen Einheimischen, der lediglich als Informant gesehen wird, durch die ethnografische Feldforschung wird als ein unmögliches Unterfangen diagnostiziert. Das Projekt, kritisch über den Einfluss von Ethnograf_innen auf ihre Beobachtungen, auf ihr sogenanntes Datenmaterial und auf ihre sogenannten einheimischen Informant_innen zu reflektieren, wird in den Objektbereich der Ethnografie integriert. Die autoritäre oder auch autorisierte Stimme, die Autorität und Autor-Tätigkeit des/der Ethnolog_in wird nunmehr näher betrachtet und auf ethische und politisch-ideologische Aspekte hin durchleuchtet (vgl. Clifford 1988, S. 21 ff.; Crapanzano und Enderwitz 1983, S. 9 ff.).

Das Berufs- und noch mehr das Selbstbild der Dolmetscherin steht ebenfalls seit einiger Zeit vor einem solchen Wendepunkt, an dem von reduktionistischen Idealen wie Unsichtbarkeit, Objektivität und Neutralität Abschied genommen wird (vgl. Rudvin 2002, 2015). Es wird thematisiert, wie diese Ideale zu einer Art Entmenschlichung der professionellen Standards für die Dolmetschtätigkeit und gleichzeitig zu einer Mystifizierung und Mythologisierung der Dolmetscherin ohne eigenen Blick und ohne eigene Stimme führen. Dass die Menschlichkeit und das Menschsein für Dolmetscher_innen in der Psychotherapie oder Medizin oder allgemein in migrantischen Kontexten (vgl. Pinzker 2018) in den Mittelpunkt gerückt wird, scheint einleuchtend. Es betonen aber auch immer mehr Didaktiker_innen und Forscher_innen im Bereich des Konferenzdolmetschens, wie z. B. Boéri (2010), Boéri und Jérez (2014) oder Duflou (2016), die Notwendigkeit einer ähnlichen Richtungsänderung.

Diese neue Lesart von Professionalität könnte mit dem experimentellen Moment in der Ethnografie, Anthropologie (vgl. Rabinow 1977; Marcus und Fischer 1986; Crapanzano und Enderwitz 1983; Clifford 1988, 1999) verglichen werden. Sichtweisen wie Crapanzanos „schiefer Blickwinkel“ in der Betrachtung der „ethnographischen Begegnung“ und des Ethnografen, der „nicht privilegierter zum Durchblick [ist], als die leidenschaftlichen Helden der Racineschen Tragödie es waren“ (1983, S. 9–10, S. 15), bieten sich als ‚Denkwerkzeuge‘ an. Dolmetscher_innen sind Restriktionen bei ihrer vermittelnden Tätigkeit ausgeliefert, die den Bedingungen der im Feld forschenden Ethnograf_innen ähneln. Die teilnehmende Beobachtung und die Vermittlung, d. h. die Weitergabe des Beobachteten an Andere verlangt eine Gratwanderung zwischen Empathie und Eliminierung der eigenen „aufdringlichen Präsenz“, wie Crapanzano seine Erscheinung als Ethnograf treffend charakterisiert (Crapanzano und Enderwitz 1983, S. 11– 12).

Der/Die Dolmetscher_in als eine Art von ethnografischer Vermittler_in erfassender Daten, Erfahrungen, Erkenntnisse befindet sich ebenfalls in der Zwickmühle der Innen- versus Außenperspektive. Beide sind in dem Geertzchen Dilemma zwischen emischer und etischer Perspektive gefangen ([1973] 1987a + b). Sie sollen sowohl von außen in ihre Arbeitskulturen hineinsehen und sie beobachten, d. h. evaluieren können – aber ohne in das Geschehen involviert zu werden – als auch drinnen sein und das Geschehen als Insider betrachten und daran teilnehmen können. Anschließend sollen sie das als Outsider-Insider Beobachtete, Interpretierte und Kategorisierte an Dritte weiterleiten und vermitteln. Weil es weder eine völlig etische noch völlig emische, also von der untersuchten Kultur (un-)abhängige Interpretation geben könne, modifiziert Geertz diesen Absolutheitsanspruch und führt die beschreibenden Begriffe *experience-near*, also „erfahrungsnah“, versus *experience-far*, also „erfahrungsfern“, ein (Geertz et al.

1987b., S. 291; Marcus und Fischer 1986, S. 28, S. 30 Fußnote 6). Er schlägt im Sinne seiner interpretativen Anthropologie vor, zwischen diesen begrifflichen Ebenen hin- und herzupendeln:

Wenn wir auf der strengen Forderung beharren, die Dinge aus der Perspektive des Eingeborenen zu betrachten – was wir meiner Meinung nach müssen –, wie stellt sich dann unsere Position dar, wenn wir nicht länger eine einzigartige psychologische Nähe oder eine Art transkultureller Identifikation mit unserem Gegenstand beanspruchen können? Was wird aus dem *Verstehen*, wenn das *Einfühlen* [A.d.Ü.: Deutsch im Original] entfällt? (Geertz et al. 1987b, S. 290).

Der Anlass für Geertz' Aufsatz zum Problem des ethnologischen Verstehens war die posthume Veröffentlichung von Malinowkis (Feld)Tagebuch, in dem nicht nur der ‚wahre‘ Charakter des Menschen Malinowski deutlich wurde. Für Geertz folgt aus dieser (Selbst)Entmystifizierung des ‚großen‘ Ethnografen und Anthropologen, der die Wissenschaftlichkeit, aber auch die physische Präsenz vor Ort in der Ethnografie in den Vordergrund gestellt hatte, nicht eine moralische, aber doch eine erkenntnistheoretische Hinterfragung: „[...] wie ist dann ethnologisches Wissen darüber, wie Eingeborene denken, fühlen und wahrnehmen, überhaupt möglich?“ (Geertz et al. 1987b, S. 290).

5 Das Politische am Dolmetschen: die Professionalität

Ich sehe in dieser Pendelbewegung zwischen Involviertheit und Distanz beim Dolmetschen mehr als ein epistemologisches Problem: Der Umgang mit dieser Bewegung, die Entscheidungen, die Dolmetscher_innen treffen, um sich zu positionieren, d. h. auf die eine oder die andere Art zu dolmetschen, macht das Dolmetschen zu einem politischen Akt – ob in der Kabine auf einer Fachtagung oder an der Seite eines Staatspräsidenten oder während einer Produktpäsentation in einer Fabrikhalle oder bei einer Asylanhörnung im BAMF. Professionalität mit Unauffälligkeit, Unsichtbarkeit, größtmöglicher Distanz gleichzusetzen begründet einen gefährlichen Reduktionismus der Komplexität der Dolmetschtätigkeit, sowohl beim Konferenzdolmetschen als auch beim Dolmetschen in anderen Settings. Die Idealisierung der Neutralität ist gleichzeitig eine Simplifizierung. Es ist sowohl aufgrund der ethischen als auch der politischen Implikationen notwendig, Widerstand gegen derart simplistische Vorstellungen von professionellen Standards zu leisten, da sie nicht nur dazu neigen, sondern es auch propagieren, die Dolmetschtätigkeit in eine transparente, vollständig analysier- und vorhersehbare Form zu gießen. In diesem Rahmen ist ein Bewusstsein über die Problematik

der dolmetscherischen Autorität bzw. der ‚autoritären‘ Stimme und des ‚autorierten‘ Auges des/der Dolmetscher/s_in gefragt. Die Parallelität der ethischen Dilemmata und der politischen Wirkungen bei Ethnograf_in und Dolmetscher_in ist auffallend. Besonders in krisenbehafteten und stressbeladenen Dolmetschsituationen kommt noch stärker zum Vorschein, dass teilnehmende Beobachtung und Dolmetschen unwiderruflich ‚physische Präsenz‘ und Beteiligtheit bedeuten.

Es ist den meisten Dolmetscher_innen kaum bewusst, dass Verweigerung bzw. Verdrängung der nicht veränderbaren physischen Präsenz eine noch viel schwierigere Kommunikationssituation hervorrufen kann. Selbst das Telefon- und/oder Simultandolmetschen in der Kabine, bei dem die Dolmetscherin zwar kein Gesicht und kein Körper, aber eben ‚Stimme von‘ ist, kann zu einem solchen Paradox führen. Die Stimme mit all ihren physikalischen Besonderheiten, die, wenn richtig eingesetzt, zu einer großen Bandbreite an psychischen, emotionalen, aber auch rationalen, intellektuellen Reaktionen bei Hörer_innen führen kann, ist ein starkes paraverbales Kommunikationsmittel. Obwohl beim Dolmetschen übers Telefon die Bandbreite der Kommunikationsmittel reduziert ist, kann die Stimme mehr kommunizieren (als die Gesamtheit eines Körpers), wenn sie als einziger stimulierender, physisch wahrnehmbarer Faktor, als einziges Kommunikationsmedium zur Verfügung steht. Alles hängt von der Stimme ab. Die Stimme ist der alleinige Übertragungskanal. In solchen Momenten nimmt die Stimme die Position des ganzen Körpers ein, sie ist der Ersatz des Körpers. Nicht minder brisant ist diese Problematik beim Dolmetschen in der Kabine, wo es nicht einmal mehr die Möglichkeit zu Rückfragen, also zu einem Dialog gibt, sondern Zuhörer_innen einer einzigen, also der Dolmetscherstimme und den von ihr kommunizierten Inhalten wie auch Emotionen und Assoziationen ausgesetzt sind. Hier übernimmt die Stimme des/der Dolmetscher/s_in den Körper des/der Redner/s_in. Die Dolmetscherstimme spricht durch den Rednerkörper – direkt ins Ohr der Hörer_innen. Die Dolmetschart, die unter räumlich-technischen Gesichtspunkten als die distanzierteste wahrgenommen wird, das Simultandolmetschen in der Kabine, ist, aus dieser Perspektive betrachtet, die intimste. Beim Flüsterdolmetschen (einer Spielart des Simultandolmetschens) kommt dies besonders vehement zum Vorschein, wenn der/die Dolmetscher_in die Verdolmetschung in den Nacken einer oder auch mehrerer Personen ‚pustet‘ (oder auch ‚haucht‘).

6 Die vielen Stimmen des/der Dolmetscher/s_in

Seit der Krise der Repräsentation in den 1980er Jahren hat sich der/die kritische Feldforscher_in von der Vorstellung verabschiedet, er/sie könne er- und gelebte Erfahrung festhalten und wiedergeben oder authentisch über- bzw. vermitteln. Jegliche empirische Daten, die erhoben, klassifiziert, ausgewertet und als Referenzwerte verwendet werden, sind nun Texte der Feldforscherin. Der Text der Dolmetscher_in ist ebenfalls situiert, wird in einem bestimmten Kontext, aus einer Position heraus produziert. Ethnografien sind „tales from the field“, erzählt von einem „biographically situated researcher“. So werden „the politics and the ethics of research“ ergänzt durch die Ästhetik der Ethnografien, der Art und Weise des Erzählens (Denzin und Lincoln 2003, S. 28, S. 30). Natürlich sind in diesem Feldtext auch die Stimmen der Dialogpartner_innen vorhanden. Diese Stimmen erzählen wiederum ihre Geschichten. Multiple Perspektiven gehen aber auch mit einer Vielfalt an Methoden und Instrumentarien einher, die parallel bestehen und angewandt werden können. Es gibt nicht die absolute und richtige Herangehensweise (ibid., S. 37– 38).

Dolmetscher_innen erzählen auch die Geschichte(n) anderer. Die Verdolmetschung ist mit einem Feldtext vergleichbar. Es gibt keine einzige oder einzig wahre Verdolmetschung. Auch hier greifen multiple Strategien, Techniken und Motivationen. Madison betont die Auseinandersetzung mit der Positionalität der Feldforscherin, da diese Selbstreflexivität mit einem weiteren Hauptziel der heutigen Forschung verbunden sei: „[...] we also understand that critical ethnography requires a deep and abiding dialogue with the Other as never before“ (2005, S. 8). In Anlehnung an Bakhtin führt sie in diesem Zusammenhang einen interessanten Gedanken an, der auch die Ethik, aber auch die Politik des Dolmetschens ausmacht: „Moreover, it is through dialogue and meeting with the Other that I am most fully myself“ (ibid., S. 9). Nur im Gespräch, in der Auseinandersetzung mit den Stimmen der Anderen, die sich immer wieder im Dolmetschakt in der Stimme des Dolmetschers ‚synthetisieren‘, kommt die Stimme des/der Dolmetscher/s_in zustande. Indem sie ihre Positionalität, d. h. Abhängigkeit von einer individuellen Perspektive geprägt durch ihre spezifische Dolmetscheridentität kontextualisieren und nicht mehr als absolut und unantastbar hinstellen, machen sie ihre Dolmetscheridentität zugänglich, transparent, legen sie offen und werden somit angreif- und verwundbar (vgl. Madison 2005, S. 8). Trotz allem bleibt natürlich das Auge, der Blick des/der Feldforscher/s_in wie auch des/der Dolmetscher/s_in der Hauptfilter, durch den alle anderen Stimmen und Perspektiven geschleust werden. Dieser Filter kann nicht abmontiert werden. Es gibt keinen Weg, eine direkte Leitung aufzubauen.

Es sind nicht genau die Stimmen der Anderen, die in einer Dolmetschrede hörbar werden. Schon die anderen Akteur/e_innen in der Situation, die sprechen und deren Stimme der/die Dolmetscher_in wird, haben nicht nur eine Stimme, eine Rede. Es sprechen viele verschiedene Stimmen durch den Migrant, der seit vielen Jahren in Deutschland ist, der sein Dorf und seine Familie verlassen hat, immer nur in der Fabrik gearbeitet hat, jetzt schwer erkrankt und ein Pflegefall geworden ist. Der/Die Dolmetscher_in verdolmetscht seine Erzählung, in der seine früh verstorbene Frau die erklärenden, rationalen Fußnoten setzt, der Sohn, der beruflich in der ganzen Welt herumreist, immer eine Gegenstimme einbringt, und die Tochter, die einen Deutschen geheiratet und kaum noch Kontakt zu ihm hat, Wutausbrüche bekommt. Andererseits können Menschen, wenn sie sprechen, nicht alles erklären, beschreiben, verbalisieren. Ihre Berichte sind immer lückenhaft, sie erzählen immer Geschichten mit Leerstellen. Diese lückenhaften Geschichten sind also die Daten, die der/die Feldforscher_in/Dolmetscher_in mit Hilfe von Techniken wie teilnehmender Beobachtung erhebt, und woraus sie dann ihren Forschungs-/Dolmetschtext verfasst, den sie ver-/übermittelt.

Für kritische Ethnograf_innen bedeutet empirisch heute, dass sich Forscher_innen „on the ground of Others“ befinden und dass sie nicht aus einer Distanz, von ihrem Schreibtisch aus beobachten und beschreiben. In ihrem Widerstand gegen domestizierende und assimilierende Beschreibungen bekennen sie sich zu ihrer ethischen Verantwortung und versuchen vor Ort, durch ihre Forschung das bisher nicht Hör- und Sichtbare auszugraben, um „institutions, regimes of knowledge, and social practices that limit choices, contain meaning, and denigrate identities and communities“ zu hinterfragen (Madison 2005, S. 5). Kritische Dolmetscher_innen übernehmen ebenfalls die Verantwortung, alternative Wissensbestände durch die Analyse der kulturellen, sozialen, individuellen Umstände der ‚verdolmetschten Menschen‘ auszugraben, um verborgene Macht- und Abhängigkeitsstrukturen offen zu legen (vgl. wieder Foucault und Wehr 1978).

In der Erzählung des schwer erkrankten Migrantensprechen die Personen, die ihn sein Leben lang beeinflusst haben. Besonders bei Patient_innen, die Gefühle wie Mitleid oder Verzweiflung bei Dolmetscher_innen auslösen, kann es schnell passieren, dass der/die Dolmetscher_in beim Dolmetschen entmündigt und dominiert. Es geht also um einen sensiblen Umgang mit Machtasymmetrien und um die Wahrnehmung und Offenlegung assimilierender Übertragungs- bzw. Repräsentationsmechanismen. Und es geht darum, zu verdolmetschende Personen differenziert zu betrachten, ein Bewusstsein für An- und Enteignungsmechanismen in der Kommunikation zu entwickeln. Diese Differenziertheit im Blick und in der Stimme, die (Selbst)Reflexivität in der Handlung verweist auf die Politik

des Dolmetschens. Wie kann der/die Dolmetscher_in professionell sein, d. h. so distanziert, dass sie nicht befangen ist, und doch so nah, dass sie Empathie zeigen kann?

Professionalität erweist sich somit nicht nur als ein ethisches Prinzip, sondern auch als ein politisches Projekt. Nicht nur in extremen Situationen, wie bei Asylanhörungen, Therapiesprächen oder Kriegstribunalen, in denen Machtmissbrauch, Gewaltausübung, Brutalität, Schmerz und ähnliche belastende emotionale und kognitive Konstellationen offensichtliche Reaktionen bei dolmetschenden Personen hervorrufen und die Verdolmetschung beeinflussen, kommt das Politische am Dolmetschen zum Tragen. Jegliches Dolmetschen, d. h. jegliches Sprechen für den Anderen in einer Sprache, die nicht seine eigene ist, ist ein Zustand, der eine Bemächtigung oder auch Befähigung (*empowerment*) mit sich bringt. Der Einsatz des/der Dolmetscher/s_in für den/die Andere_n ereignet sich in dem Moment, in dem sie für den/die Andere_n sieht, hört, wahrnimmt, interpretiert, verarbeitet, mit ihrer Stimme in der Sprache, die nicht die des Anderen ist, spricht. Also ist die minimalste Ausführung des Dolmetschens, die Versprachlichung mit/in der Stimme des/der Dolmetscher/s_in schon eine kontrollierte Form der Fürsprache. Sobald der/die Dolmetscher_in aber intellektuell und emotional aus ihrem geschützten Raum der kontrollierbaren Parameter und Variablen, aus ihrem ‚Dolmetschlabor‘ bzw. aus ihrer ‚mentalen Dolmetschkabine‘ hinaustritt und mit einem bestimmten Engagement ins Feld geht, entwickelt sich eine neue Solidarität, eine intime Beziehung, die, wenn sie nicht von einer verantwortungsvollen Dolmetschpolitik und einer reflexiven Dolmetschethik aufgefangen wird, leicht in assimilierende, einengende und manipulative Dolmetschhandlungen münden kann.

Clifford weist hier noch auf einen weiteren Aspekt in der Polyphonie der Stimmen im Feldtext hin: Dieses Feld, das nun beobachtet, festgehalten und weitergegeben wird, ist schon lange nicht mehr unberührt und unbeackert. Heute schreiben sich Feldforscher_innen selbst in ihre Texte über das Feld ein und schreiben dabei mit anderen Texten und anderen Autoren über das gleiche Feld. Und es sind nicht nur die Stimmen und Texte der anderen Forscher_innen, die das Feld der Forschung bevölkern, und das komplette oder völlig neue Besitzergreifen dieses spezifischen Feldes durch diese Forscher_innen unmöglich machen. Clifford betont, wie diese Feldtexte viele Sprachen, also Stimmen anderer Beteiligter in sich beheimaten. Allerdings werden diese Stimmen bei der Vermittlung der Feldforschung, der Dissemination des Feldberichts oft geglättet, der Reichtum und die Vielfalt der Diskurse aus ganz praktischen Gründen der Verständlichkeit minimiert (1990, S. 58 f.).

Auch Dolmetscher_innen erleben ständig die Enttäuschung über die Unmöglichkeit, die Komplexität der verdolmetschten Person zu erfassen. Jeglicher Vermittlungsakt durch eine bestimmte Stimme ist Reduktion. Dolmetschen bedeutet sich entscheiden. Jede Entscheidung bedeutet Ausstreichen anderer möglicher Entscheidungen. Dies kann und soll aber nicht als völlige Absage weder an die Feldforschung noch an das Dolmetschen verstanden werden. Mit einer Verschiebung von der „Untersuchung des Objekts“, um mit Devereux zu sprechen, zur Untersuchung des „Beobachters“ selbst, können wir einen Zugang zur „Beobachtungssituation“ bekommen (Devereux et al. 1998, S. 20). Im Falle des/der Dolmetscher/s_in würde dies bedeuten: Es ist nicht genug, wenn sich Dolmetschpädagogik und -ethik mit abstrakten Regeln und Handlungsanweisungen für Dolmetscher_innen beschäftigen. Die Existenz, die Position des/der Dolmetscher/s_in, „das Verhalten des Beobachters: seine Ängste, seine Abwehrmanöver, seine Forschungsstrategien, seine ‚Entscheidungen‘ (d. h. die Bedeutung, die er seinen Beobachtungen zuschreibt)“ müssen aufgeschlüsselt werden (ibid.).

7 **Angst und Macht des/der Feldforscher/s_in/Dolmetscher/s_in**

Dass schon Wahrnehmung (in den Vorphasen des Translationsprozesses) subjektiv ist, wird in der Translationswissenschaft von Vermeer (vgl. 1996, 2006) immer wieder thematisiert. Auch in den Sozialwissenschaften weiß man, dass die Persönlichkeit des/der Wissenschaftler/s_in insofern relevant für die Wissenschaft ist, als sie für die Verzerrung des Materials, die sich seinem intrapsychisch determinierten Mangel an Objektivität zuschreiben lässt, verantwortlich ist (Devereux et al. 1998, S. 65). Devereux spricht von einer Angst, die bestimmte Forschungsprojekte bei Anthropolog_innen auslösen, wenn durch die Forschung verdrängte Erlebnisse oder ersehnte Gefühle hervorgerufen werden. Es werden Prozesse im Unterbewusstsein in Gang gesetzt, durch die der/die Forscher_in Abwehr oder auch Verführung erlebt. Devereux plädiert für die Bewusstmachung dieser Prozesse, für das aktive Einbinden, d. h. einen ehrlichen Umgang mit diesen Zuständen in der Forschung (vgl. besonders 1998:40 ff.), indem er folgende Warnung ausspricht:

Der Wissenschaftler, der sich mit dieser Art von Material beschäftigt, sucht sich im allgemeinen gegen die Angst zu schützen, indem er bestimmte Teile seines Materials unterdrückt, entschärft, nicht auswertet, falsch versteht, zweideutig beschreibt, übermäßig auswertet oder neu arrangiert (Devereux 1998, S. 67).

Genau das geschieht beim Dolmetschen auch. Die Tatsache, dass das Auge, das Ohr, der Mund und die Stimme des/der Dolmetscher/s_in alles bestimmt, bringt eine große Last mit sich (vgl. auch Denzin und Lincoln 2003, S. 31). Wenn das Auge so viel Macht hat, zu erschaffen, dann wird es Machtmissbrauch, Vergehen und Grenzüberschreitungen geben. Im Akt der Beobachtung und der Verdolmetschung üben Dolmetscher_in wie auch Forscher_in in gewissem Sinne Gewalt aus, indem sie kategorisieren und ordnen. Jedes Anblicken und Sehen, also Wahrnehmen impliziert schon diesen Prozess der Aneignung und Einordnung. Wenn es schon kein unschuldiges Beobachten gibt, erübrigt sich die Frage nach dem unschuldigen Sprechen als Stimme von jemandem.

8 Dolmetschen als performativer politischer Akt

Ich möchte nun abschließend noch einmal auf meine zentrale Aussage zu Beginn meines Texts zurückkommen: Jeder Dolmetschakt ist ein performativer Akt. Die performative Umsetzung des/der Anderen bedarf einer intimen Beziehung mit dem/der Anderen, eröffnet erst dann Wege, Erlebtes und Beobachtetes anders auszudrücken und zu übermitteln als nur über einen standardisierten Text. Dolmetschhandlungen sind Inszenierungen. Nur mit einem Blick auf das Performative können ritualisierte Abläufe und Ausdrucksformen, Brüche und Ereignisse in diesen Abläufen wahrgenommen werden. Madison nimmt Turners Gedanken vom Menschen als „performing animal“ auf und behauptet, dass wir eher noch „homo performans“ als „homo sapiens“ sind, also „performance“ wichtig für unser Überleben in sozialen Systemen ist (2005, S. 149). Sie spricht von einer „Performance Ethnography“, in der Erlebtes durch das Ausgedrücktwerden in der „performance“ erst zur Erfahrung transformiert wird:

This is due to the belief that we come to simultaneously recognize, substantiate, and (re)create ourselves as well as others through performance. Furthermore – in this process of recognition, substantiation, creation, and invention – culture and performance become inextricably connected and mutually formative. (Madison 2005, S. 150)

Der Dolmetschtext ist ein dramaturgischer Text. In diesem Text sind Gedächtnis, Erinnerung, Erfahrungen und Emotionen der Beobachterin, des Beobachteten, und des Rezipienten der artikulierten Beobachtungen gleichgestellt mit den Handlungen, die im Feld passieren und beobachtet werden. Es entstehen somit mehrere

Ebenen der Darstellung: „Working from the site of memory, the reflexive, performed text asks readers as viewers (or co-performers) to relive the experience through the re-created experience with the performer. This allows them to relive the experience for themselves.“ (Denzin 2003, S. 471).

„Performance“ ist weit mehr als Nachahmung: Madison spricht von „poiesis“ und „kinesis“. Sie setzt nicht nur kognitiv-mental, sondern auf körperlicher Ebene in Bewegung und führt somit Brüche und Widersprüche herbei (Madison 2005, S. 171). Eine performative Darstellung sozialer Geschehnisse und Erfahrungen fordert eine beweglichere, flexiblere, eben performative Verdolmetschung. So lässt das Dolmetschen als performativer Akt Ebenen der Empfindung und Erkenntnis zu, verfängt sich nicht im Neutralitätsdiskurs, öffnet alle Kanäle der Wahrnehmung, präverbal, verbal, nonverbal. Der Körper rückt in den Mittelpunkt. Die Empfindsamkeit und die Kommunikationskompetenz des Körpers werden wahr- und angenommen.

Die letztendliche Konsequenz, die man aus der Polyfonie des Dolmetschaktes ziehen könnte, wäre ein offenes Bekenntnis zum (politischen) Engagement. Der/Die Forscher_in/Dolmetscher_in schreibt sich selbst, sichtbar und verwundbar, als Körper mit Kopf, zusammen mit den Anderen, aber aus ihrer Perspektive betrachtet, in ihren Forschungs-/Dolmetschtext ein. Der Anfangspunkt für die Professionalität wäre dann eine Sensibilisierung für die ‚Machtanwendungen‘, die von der Dolmetschtätigkeit ausgehen können. Machtverhältnisse werden aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, um sie hinterfragen und umstülpen zu können. Wenn man sich der eigenen Macht und der Macht der Anderen bewußt wird, kann man sich als Ideal vornehmen, nicht zu unterdrücken – und das im doppelten Sinne: im Kommunikations- bzw. Dolmetschkontext nicht die eigene Macht zu unterdrücken, im Sinne von verleugnen und verdrängen (weil sie dann umso heftiger, meist ungeahnt und anderswo ‚ausbricht‘), und nicht durch diese Macht die Anderen zu unterdrücken. Macht kann nach Foucault positiv kanalisiert werden, zum Beispiel in einen „Aufstand unterworfenen Wissensarten“, was zur Ausgrabung „verschütteter“ historischer Inhalte führen könnte. Damit ist das „verschleierte“ oder „unterworfene“ Wissen gemeint, das auf Brüche und Kämpfe verweist, die jedoch in „funktionalen Anordnungen und systematischen Gliederungen“ des Wissens um historische Inhalte lediglich in verschütteter Form präsent sind. Dieses unterworfene Wissen verweist auch auf Wissensarten, die vom Wissenschaftsbetrieb als „naiv“ oder nicht „sachgerecht“, somit „disqualifiziert“ eingeordnet werden, z. B. „das Wissen des Psychiatrisierten, des Kranken, des Krankenschwägers, des Arztes – das jedoch parallel und marginal zum Wissen der Medizin besteht“ (Foucault und Wehr 1978, S. 60). So wären eben Brüche

und bisher als außer-, nicht- bzw. ‚undolmetscherisch‘ vernachlässigte, gar zensierte Zustände im Sinne von Unterbrechungen, Interventionen, Nebengesprächen, persönlichen Ansprachen, Meinungsäußerungen etc. beim Dolmetschen näher zu betrachten, um nach ‚verschüttetem Wissen‘ in den nicht ‚sachgerechten‘ Momenten der Verdolmetschungen zu forschen. Im Rahmen einer solchen Politik des Dolmetschens wird auf der Ebene der Dolmetscherposition/-identität das bisher als nicht hinreichend ‚qualifiziert‘ genug wahrgenommene Potenzial des/der Dolmetscher/s_in als ‚störende Dritte‘ und als teilnehmende/r Bobachter_in im Feld neu gelesen.

Der Ausgangspunkt für eine neue Dolmetschethik ist also die politische Forderung, die Komplexität des Dolmetschens offenzulegen. Der/Die Ethnograf_in/Dolmetscher_in erlebt und reflektiert darüber, was das Dolmetschen bedeutet, welche Risiken er/sie damit auf sich nimmt, wie viel und welche Art von Verantwortung er/sie tragen muss/kann/will. Diese Reflexion ist eine politische Positionierung, die Partizipation bedeutet. Ein derartiges Bewusstsein erkennt der/dem Dolmetscher_in einen eigenen Mund, eine eigene Stimme und ein eigenes ‚ethnografisches‘ Auge zu. Aber diese Befreiung aus dem Nichtsein bedeutet nicht nur Freiheit für den/die Dolmetscher_in. Die Freiheit ihrer Stimme ist immer untrennbar mit der Verantwortung für die Stimmen der vielen Anderen verbunden. Der/Die unnahbar neutrale und unerschütterbar objektive Dolmetscher_in ist ein idealistisches Projekt, ein Mythos, ähnlich dem/der kulturrelativistischen Ethnograf_in. Mythen sind Geschichten mit Wahrheitsanspruch, die immer wieder erzählt und von Generation zu Generation weitergegeben werden. Es haftet eine Aura der Zeitlosigkeit an ihnen. Mythen widersetzen sich der rationalen, wissenschaftlichen Analyse. Bis die Entmythisierung einsetzt und beginnt, kritische Fragen an sie zu richten. Die Politik des Dolmetschens ist der Raum, in dem diese kritischen Fragen gestellt werden.

Literatur

- Antonini, R., et al. (2017). *Nonprofessional Interpreting and Translation. State of the art and an emerging field of research*. Amsterdam: John Benjamins.
- Arrojo, R. (1997). Asymmetrical Relations of Power and the Ethics of Translation. *TEXTconTEXT*, 11, 5–24.
- Arrojo, R., & Ahrens, H. (Trans.). (1997). Die Endfassung der Übersetzung und die Sichtbarkeit des Übersetzers. In M. Wolf (Hrsg.), *Übersetzungswissenschaft in Brasilien. Beiträge zum Status von "Original" und Übersetzung* (S. 117– 132). Tübingen: Stauffenburg Verlag.

- Arrojo, R., & Ammann, M. (Trans.). (1997). Das Übersetzen als 'theoretisches Problem': Die Strategien des Logozentrismus und der Paradigmenwechsel. In M. Wolf (Hrsg.), *Übersetzungswissenschaft in Brasilien. Beiträge zum Status von "Original" und Übersetzung* (S. 89–100). Tübingen: Stauffenburg Verlag
- Asad, T. (Hrsg.). (1975). *Anthropology and the Colonial Encounter*. London/Atlantic Highlands, N.J.: Ithaca Press and Humanities Press.
- Bahadır, Ş. (2004). Moving in-between: The interpreter as ethnographer and the interpreting-researcher as anthropologist. *META Journal des Traducteurs*, 49(4), 805–821.
- Bahadır, Ş. (2007). *Verknüpfungen und Verschiebungen Dolmetscherin, Dolmetschforscherin und Dolmetschausbilderin*. Berlin: Frank und Timme.
- Bahadır, Ş. (2008). Das Theater des Dolmetschens: Beobachten, teilnehmen, proben, darstellen, verändern. *Curare: Die fremden Sprachen, die fremden Kranken: Dolmetschen im medizinischen Kontext*, Themenheft 1/08, S. 176–186.
- Bahadır, Ş. (2010a). The task of the interpreter in the struggle of the other for empowerment: Mythical utopia or sine qua non of professionalism. In R. Sela-Sheffy und M. Shlesinger (Hrsg.), *Profession, Identity and Status: Translators and Interpreters as an Occupational Group, Part II: Questions of Role and Identity*, Special issue of *Translation and Interpreting Studies*, 5 (1), S. 124–138.
- Bahadır, Ş. (2010). *Dolmetschinszenierungen. Kulturen, Identitäten, Akteure*. Berlin: SAXA Verlag.
- Bahadır, Ş. (2011). Interpreting enactments: A new path for interpreting pedagogy. In C. Kainz, E. Prun, & R. Schögler (Hrsg.), *Modelling the field of community interpreting questions of methodology in research and training* (S. 177–210). Wien: LIT Verlag.
- Bahadır, Ş. (2017). The interpreter as observer, participant and agent of change: The irresistible entanglement between interpreting ethics, politics and pedagogy. In M. Biagini, M. Boyd, & C. Monacelli (Hrsg.), *The changing role of the interpreter: Contextualizing norms, ethics and quality standards* (S. 122–145). London: Routledge.
- Bargetz, B. (2016). *Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen*. Bielefeld: transcript.
- Bauman, Z., & Schmaltz, W. (Trans.). (1999). *Unbehagen in der Postmoderne*. Hamburg: Hamburger edition.
- Biagini, M., Boyd, M. S., & Monacelli, C. (Hrsg.). (2017). *The changing role of the interpreter: Contextualizing norms, ethics and quality standards*. New York: Routledge.
- Boéri, J. (2010). Emerging narratives of conference interpreters' training: a case study of ad hoc training in Babels and the Social Forum. *Puentes*, 9 (marzo), S. 61–70.
- Boéri, J., & Jerez, J. (2014). From training skilled practitioners towards educating reflective citizens: A narrative approach to socio-critical pedagogy and action-research in conference interpreting. *Interpreter and Translator Trainer*, 5(1), 41–64.
- Clifford, J., & Marcus, G. E. (Hrsg.). (1996). *Writing culture. The poetics and politics of ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Clifford, J. (1988). *The predicament of culture*. Cambridge: Harvard University Press.
- Clifford, J. (1990). Notes on (field)notes. In R. Sanjek (Hrsg.), *Fieldnotes. The Makings of Anthropology*, (S. 47–70). Ithaca: Cornell University Press.
- Clifford, J. (1999). *Routes. travel and translation in the late twentieth century*. Cambridge: Harvard University Press.

- Clough, P. T. (1992). *The End(s) of Ethnography. From Realism to Social Criticism*. Newbury Park: Sage Publications.
- Crapanzano, V., Enderwitz, S., & Ulrich (Trans). (1983). *Tuhami. Porträt eines Marokkaners*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Cronin, M. (2002). The empire talks back: Orality, heteronymy and the cultural turn in interpretation studies. In M. Tymoczko & E. Gentzler (Hrsg.), *Translation and power* (S. 45–62). Amherst: University of Massachusetts Press.
- Cronin, M. (2000). *Across the lines. Travel, language, translation*. Cork: Cork University Press.
- Cronin, M. (2000b). History, translation, postcolonialism. In S. Simon & P. St. Pierre (Hrsg.), *Changing the terms. Translating in the postcolonial era* (S. 33–52). Ottawa: University of Ottawa Press.
- Denzin, N. K. (2003). The Practices and Politics of Interpretation. In N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Hrsg.), *Collecting and Interpreting Qualitative Materials* (2. Aufl., S. 458–497). Thousand Oaks u. a.: Sage Publications.
- Denzin, N. K., & Lincoln, Y. S. (2003). Introduction: The Discipline and Practice of Qualitative Research. In N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Hrsg.), *Collecting and Interpreting Qualitative Materials* (2. Aufl., S. 1–45). Thousand Oaks u. a.: Sage Publications.
- Derrida, J., & Lüdemann, S. (Trans.). (2003). *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen*. Berlin: Merve Verlag.
- Devereux, G., & C. Neubaur+Kersten, K. (Trans.). (1998). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dizdar, D. (2006). *Translation. Um- und Irrwege*. Berlin: Frank & Timme.
- Dizdar, D. (2009). Translational transitions: “Translation proper” and translation studies in the humanities. *Translation Studies*, 2(1), 89–102. <https://doi.org/10.1080/14781700802496274>.
- Dizdar, D., et al. (2012). Dekonstruktive Rahmenüberlegungen. In B. Ahrens (Hrsg.), *Translationswissenschaftliches Kolloquium II: Beiträge zur Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft (Köln/Germersheim)* (S. 137–165). Frankfurt: Lang.
- Dizdar, D. (2015) Kulturtechnik und Performanz. Tragfähige Begriffe zur Erforschung von Translationspolitik? Gastvortrag im Rahmen der Walter Benjamin Gespräche am Zentrum für Translationswissenschaft, Universität Wien, Reihe: *Politics of Translating*, 27.4.2015. <https://www.youtube.com/watch?v=IaibZuNKOUK>.
- Duflou, V. (2016). *Be(com)ing a conference interpreter: An ethnography of EU interpreters as a professional community*. Amsterdam: John Benjamins.
- Foucault, M., & Wehr, E. (Trans.). (1978). Historisches Wissen der Kämpfe und Macht. Vorlesung vom 7. Januar 1976. In *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit* (S. 55–74). Berlin: Merve Verlag.
- Geertz, C., Luchesi, B., & Bindemann, R. (Trans.). (1987a). Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme* (S. 7–43). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geertz, C., Luchesi, B., & Bindemann, R. (Trans.). (1987b). ‘Aus der Perspektive des Eingeborenen’. Zum Problem des ethnologischen Verstehens. In *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme* (S. 289–309). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geertz, C. & Pfeiffer, M. (Trans.). (1993). *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuchverlag.

- Geertz, C. & Engelmann, H. (Trans.). (1996). *Wie Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts*. Wien: Passagen-Verlag.
- Göhring, H. (1977). Sozialwissenschaftliche Anregungen für die Sprachlehrforschung. In K.-H. Bender, K. Berger, & M. Wandruszka (Hrsg.), *Imago Linguae Beiträge zu Sprache, Deutung und Übersetzen. Festschrift zum 60. Geburtstag von Fritz Paepcke* (S. 169–177). München: Wilhelm Fink Verlag.
- Göhring, H. (1980). Deutsch als Fremdsprache und Interkulturelle Kommunikation. In A. Wierlacher (Hrsg.), *Fremdsprache Deutsch 1* (S. 70–90). München: Wilhelm Fink.
- Göhring, H. (1998). Interkulturelle Kommunikation. In M. Snell-Hornby, H. Höning, P. Kußmaul, & P. A. Schmitt (Hrsg.), *Handbuch Translation* (S. 112–114). Tübingen: Stauffenburg.
- Heller, L. (2013). *Translationswissenschaftliche Begriffsbildung und das Problem der performativen Unauffälligkeit von Translation*. Berlin: Frank & Timme.
- Kelletat, A., & Tashinskiy, A. (2014). *Übersetzer als Entdecker: ihr Leben und Werk als Gegenstand translations-wissenschaftlicher und literaturgeschichtlicher Forschung*. Berlin: Frank & Timme.
- Lawrance, B. N. (Hrsg.). (2006). *Intermediaries, interpreters, and clerks: African employees in the making of colonial Africa*. Madison, Wisconsin: Univ. of Wisconsin Press.
- Leiris, M., & Wintermeyer, R. (Trans.) (1985). “Das Auge des Ethnographen”. In *Das Auge des Ethnographen* (= Ethnologische Schriften, Band 2). (S. 29–25). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Madison, S. D. (2005). *Critical Ethnography; Method, Ethics, and Performance*. Thousand Oaks u. a.: Sage Publications.
- Matzke, A. (2012). *Arbeit am Theater. Eine Diskursgeschichte der Probe*. Bielefeld: transcript.
- Marcus, G. E., & Fischer, M. J. (1986). *Anthropology as culturalcritique. An experimental moment in the human sciences*. Chicago: The University of Chicago Press.
- M’bayo, T. . (2016). *Muslim interpreters in colonial Senegal, 1850–1920: mediations of knowledge and power in the lower and middle Senegal River Valley*. Lanham: Lexington Books.
- Pinzker, I. (2018). *Personenzentriertes und Experienzielles Verständnis triadischer Psychotherapie – Die Rolle der Dolmetscher_in und Aspekte der Beziehung zwischen Psychotherapeut_in und Dolmetscher_in* (S. 89–100). Schwerpunkttheft Migration und Flucht: Person. Internationale Zeitschrift für Personzentrierte und Experienzielle Psychotherapie und Beratung.
- Rudvin, M. (2002). How neutral is neutral? Central issues in interaction and participation in community interpreting. In G. Garzone & M. Viezzi (Hrsg.), *Perspectives on Interpreting: Papers the First Forli Conference on Interpreting Studies* (S. 217–234). Bologna: CLUEB.
- Rudvin, M. (2015). Interpreting and professional identity. In H. Mikkelsen & R. Jourdenais (Hrsg.). *The Routledge Handbook of Interpreting*. London: Routledge.
- Schechner, R. (1985). *Between theater and anthropology*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Schechner, R. (2002/2014). *Performance studies. An introduction*. New York: Routledge.

- Schupp, S. (1997). *Die Ethnologie und ihr koloniales Erbe. Ältere und neuere Debatten um die Entkolonialisierung einer Wissenschaft*. Hamburg: Lit Verlag.
- Spivak, G. C. (1988). Can the subaltern speak? In C. Nelson & L. Grossberg (Hrsg.), *Marxism and the interpretation of culture* (S. 271–313). Illinois: University of Illinois Press.
- Spivak, G. C. (1990). *The post-colonial critic. Interviews, strategies, dialogues*. New York: Routledge.
- Tymoczko, M. (2007). *Enlarging Translation, Empowering Translators*. Manchester: St. Jerome.
- Venuti, L. (1995). *The Translator's Invisibility: A History of Translation*. London: Routledge.
- Venuti, L. (1998). *The Scandals of Translation. Towards an ethics of difference*. London: Routledge.
- Vermeer, H. (2006). *Versuch einer Intertheorie der Translation*. Berlin: Frank & Timme.
- Wolf, M. (Hrsg.). (1997). *Übersetzungswissenschaft in Brasilien. Beiträge zum Status von "Original" und Übersetzung*. Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Wolf, M. (2012). Der performative turn in der Übersetzungswissenschaft: Eine Spurensuche. In H. van Lawick & B. E. Jirku (Hrsg.), *Übersetzen als Performanz* (S. 37–54). Wien: LIT.
- Wolf, M., & Vorderobermeier, G. (Hrsg.). (2008). „*Meine Sprache grenzt mich ab...*“ *Transkulturalität und kulturelle Übersetzung im Kontext von Migration*. Wien: LIT Verlag.
- Zwischenberger, C. (2015). Simultaneous conference interpreting and a super norm that governs it all. *Meta*, 60(1), 90–111.

Şebnem Bahadır Univ.-Prof. Dr. phil., Translationswissenschaftlerin, Übersetzerin, Dolmetscherin. B.A. in Translationswissenschaft und M.A. in Anglistik an der Boğaziçi Universität Istanbul. Promotion in Translationswissenschaft an der Universität Heidelberg. Translationswissenschaftliche Professur mit dem Schwerpunkt „Translation, Migration und Minderheiten“ am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft (ITAT) der Universität Graz. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Pädagogik, Didaktik, Politik und Ethik des Dolmetschens und Übersetzens; Identität, Rollen und Professionalisierung von Dolmetscher_innen; Migration und Translation.